

NORICA

SEPTEMBER 2018

14

Schwerpunktthema: Begräbniskultur in Nürnberg

*Berichte und Themen
aus dem
Stadtarchiv Nürnberg*

Stadtarchiv Nürnberg

4,50 €



Aus dem
Inhalt:

Der Fotograf
Herbert Liedel

Begräbnisstätten
vom Mittelalter bis
in die Gegenwart

Projekt
Nordfriedhof

Schätze aus dem Stadtarchiv:
Die neue Begräbnisordnung
vom 31. Oktober 1518



Hingeht die Zeit, herkommt der Todt

500 Jahre Johannis- und Rochusfriedhof

1518–2018

Eine Ausstellung
des Stadtarchivs Nürnberg

25. Oktober 2018 bis
8. März 2019
im Kleinen Foyer

Zur Ausstellung
erscheint ein Katalog

Öffnungszeiten:
Mo–Fr 8.30–15.30 Uhr
Di 8.30–18.00 Uhr



Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

Vor drei Jahren, 2015, widmeten wir uns im Themenschwerpunkt des Norica-Hefts 11 dem „Kranksein und Gesundwerden“ und berichteten über „Pest, Typhus, Aids und andere Schrecken“. Doch irgendwann gelangt alle ärztliche Kunst an ein Ende – der Mensch stirbt. In der aktuellen Ausgabe gehen wir folgerichtig einen Schritt weiter und befassen uns mit dem Umgang mit Verstorbenen, ihrem „Verbleib“ und der Erinnerung an ihr früheres „Sein“. Der Themenschwerpunkt setzt sich deshalb auf vielfältige Art und Weise mit der besonders in jüngster Zeit manch tief greifenden Veränderungen unterliegenden Nürnberger Begräbniskultur über die Zeiten hinweg auseinander, wobei das Friedhofswesen breiten Raum einnimmt.

Bereits die Reihe „Schätze aus dem Stadtarchiv“ greift das Schwerpunktthema auf und präsentiert die urkundliche Bestätigung der neuen Begräbnisordnung der Stadt Nürnberg durch Kaiser Maximilian I. vom 31. Oktober 1518: In diesem Jahr wurde der Johannisfriedhof erweitert und der Rochusfriedhof neu angelegt – zwei ein halbes Jahrtausend zurückliegende Ereignisse von größter kulturgeschichtlicher Wirkung und Strahlkraft bis heute. In diesem kulturhistorischen Kontext steht auch der folgende umfassende Überblick über die Wandlungen der Begräbnisstättenlandschaft seit dem Mittelalter, dem sich Berichte über die Formen des Totengedenkens in der spätmittelalterlichen, vorreformatorischen Reichsstadt und über die einmalige Nürnberger Epitaphienkunst, die beispielhaft in den Blick genommen wird, anschließen. Weitere Aufsätze des Themenschwerpunkts behandeln das bedauerliche wie traurige Schicksal der Ebnergruft auf dem Johannisfriedhof, den überaus schwierigen, lange Zeit sehr zögerlichen Weg zur Feuerbestattung und deren dann doch nachhaltigen Siegeszug auch in Nürnberg, das recht kurze Bestehen des Ziegelsteiner Friedhofs und die kaum Episode gebliebene Einrichtung eines Militärfriedhofs in Buchenbühl sowie den über die Jahrzehnte hinweg, seit den frühen 1920er Jahren immer wieder neu geplanten, doch letzten Endes nie errichteten Nordfriedhof, dessen Umsetzung seitens der Stadtverwaltung erst Ende der 1970er Jahre endgültig verworfen wurde.

Der dem Themenschwerpunkt vorangehende Berichte-Teil nimmt anhand zahlreicher eindrucksvoller Aufnahmen zunächst den Fotografen Herbert Liedel in den Blick, der, vor Kurzem verstorben, als einer der namhaftesten Bilddokumentaristen Nürnbergs seit den 1970er Jahren gelten darf. Sein Werk verdeutlicht die Wichtigkeit des Ausbaus seines fotografischen Nachlasses im Stadtarchiv Nürnberg. Die nachfolgenden Beiträge beschäftigen sich mit dem umfangreichen und abwechslungsreichen Archivbestand der Familie König von Königsthal, dem beachtlichen Wirken der Orgelbauerfamilie Bittner im Nürnberg des 19. Jahrhunderts, dem tragischen Schicksal des schon lange in völlige Vergessenheit geratenen „erzflegelhaften Versedreschers“ Johann Friedrich Riederer, der als scharfsinniger Beobachter das Nürnberger Alltagsleben in kraftvoll-derbe Satiren kleidete, und schließlich gilt das Interesse der seit 6. Juni 2018 im Kleinen Foyer der Norishalle veranstalteten Ausstellung des Stadtarchivs, die anhand ausgewählter Archivalien noch bis 2. Oktober 2018 einen spannenden Einblick in die Archiv-Neuzugänge der Jahre 2016 bis 2018 gewährt.

Viel Freude beim Lesen der Beiträge wünscht
Ihre Norica-Redaktion

Inhalt	Berichte	
	Thomas Dütsch: Nürnberg im Blick – Der Fotograf Herbert Liedel im Stadtarchiv	4
	Michael Diefenbacher: Die Familie König von Königs- thal und ihr Familienarchiv im Stadtarchiv Nürnberg	11
	August Johann Bittner: Johann Michael und Augustin Ferdinand Bittner junior zum 200. Geburtstag – Ein Beitrag zum Nürnberger Orgelbau im 19. Jahrhundert	29
	Walter Gebhardt: Ein Erz-Flegelhaffter Verse- Drescher: Johann Friedrich Riederer und seine Satiren	36
	Antonia Landois: „Neu im Stadtarchiv“: Eine Aus- stellung zu Neuzugängen der Jahre 2016–2018, Kleines Foyer, 6. Juni bis 2. Oktober 2018	50
	Michael Diefenbacher: Schätze aus dem Stadtarchiv: Kaiser Maximilian I. bestätigt am 31. Oktober 1518 dem Rat der Stadt Nürnberg die neue Begräbnisordnung (StadtAN B 11 Nr. 440)	59

Impressum:

Herausgeber:
Stadtarchiv Nürnberg
Marienortgraben 8
90402 Nürnberg
Telefon: (0911) 231-2770 /-2771
Fax: (0911) 231-4091
E-Mail:
stadtarchiv@stadt.nuernberg.de
Internet:
www.stadtarchiv.nuernberg.de

Redaktion:
Stadtarchiv Nürnberg
Dr. Michael Diefenbacher
Ulrike Swoboda M.A.
Steven M. Zahlaus M.A.

Design:
Presse- und Informationsamt,
Stadtgrafik
Lorenzer Straße 30
Herbert Kulzer

Titelbild:
Innenraum des Kolumbariums
auf dem Westfriedhof.
Foto Stadtarchiv Nürnberg:
Fabian Bujnoch, 19.7.2018.
(StadtAN A 96 Nr. 4961)

Gesamtherstellung:
Verlagsdruckerei Schmidt
Nürnberger Straße 27-31
91413 Neustadt an der Aisch

ISSN 1861 – 8847

Stadtarchiv Nürnberg



Inhalt	Thema	
	Antonia Landois: Begräbnisstätten auf dem Gebiet der heutigen Stadt Nürnberg vom Mittelalter bis in die Gegenwart	62
	Walter Bauernfeind: Totengedenken durch Stiftung von Altären, Seelmessen und Ewiglichtern in vorreformatorischer Zeit	92
	Claudia Maué: 500 Jahre Nürnberger Epitaphienkunst	100
	Helge Weingärtner: <i>Hier waren ernste Betrachtungen zu machen!</i> – Beobachtungen zur Ebner'schen Familiengruft auf dem Johannisfriedhof	112
	Steven M. Zahlaus: <i>Das Feuer aber ist rein und göttlich</i> – Etablierung und Entwicklung der Feuerbestattung in Nürnberg	123
	Bernd Schneider: Der kurzlebige Ziegelsteiner Friedhof und der provisorische Militärfriedhof in Buchenbühl	149
	Daniela Stadler: <i>Und vom Ausbau des Nordfriedhofs wird schon viel geredet.</i> – Ein neuer Friedhof für Nürnberg	153
	Neues aus dem Stadtarchiv Umschlag	

Autoren dieser Ausgabe

Dr. Walter Bauernfeind
Leiter Abteilung 2: Amtliches Archivgut, Schriftgutverwaltung, Aus- und Fortbildung, IT

Dr. Michael Diefenbacher
Leiter des Stadtarchivs

Thomas Dütsch
Abteilung 3, Sachgebiet Audio-visuelle Bestände

Walter Gebhardt
Bibliothekar des Stadtarchivs

Dr. Antonia Landois
Leiterin Abteilung 3: Nicht-amtliches Archivgut und archivische Sammlungen

Bernd Schneider M.A.
Abteilung 3, Sachgebiet Erschließungsarbeiten

Daniela Stadler M.A.
Sachgebiet Stadtchronik und Zeitgeschichtliche Sammlung, Stadtlexikon

Helge Weingärtner M.A.
Abteilung 2, Sachgebiet Erschließungsarbeiten

Steven M. Zahlaus M.A.
Sachgebiet Stadtchronik und Zeitgeschichtliche Sammlung, Stadtlexikon, Migrationsforschung

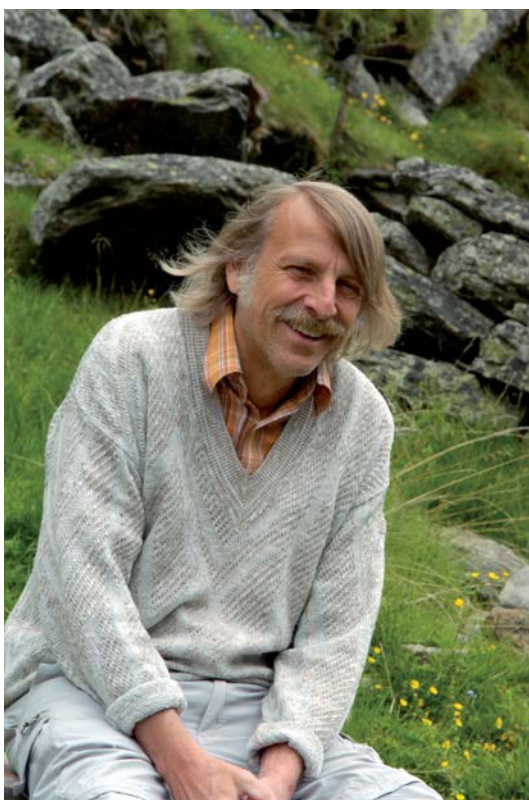
August Johann Bittner
Gymnasiallehrer für Musik, Gaimersheim

Dr. Claudia Maué
Kunsthistorikerin und Heimatpflegerin der Stadt Nürnberg

Thomas Dütsch:

Nürnberg im Blick – Der Fotograf Herbert Liedel im Stadtarchiv

Foto Hannelore Liedel.
(Privatbesitz)



Seit einigen Jahren werden in die Bildbestände des Stadtarchivs Nürnberg zunehmend Aufnahmen aus der freien Fotografenszene Nürnbergs eingepflegt. So war man auch an den Nürnberger Fotografen Herbert Liedel mit der Absicht herantreten, dessen umfangreiche und thematisch breit gefächerte Werkbasis mit einem eigenen Fotobestand (StadtAN A 104) zu würdigen und so dem Fotografen eine seiner Arbeit angemessene Anerkennung durch seine Heimatstadt Nürnberg zu erweisen. Nachdem Herbert Liedel 2015 völlig überraschend während eines Urlaubs in Südtirol verstorben war, wurde die Verwertung seines fotografischen Nachlasses von seiner Witwe, der Grafikdesignerin Hannelore Liedel übernom-

men. Die Geschäftsbeziehung mit dem Stadtarchiv wurde und wird also weitergeführt und der vorhandene Bestand Liedelscher Aufnahmen kann durch jährliche Ankäufe – je nach Haushaltslage – weiter ausgebaut werden.

Der 1949 in Nürnberg geborene und aufgewachsene Herbert Liedel kam als Seiteneinsteiger zur Fotografie. Von 1970 bis 1975 absolvierte er an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ein Studium der Sozialwissenschaften, welches er als Diplom-Sozialwirt beendete. Zur Finanzierung seines Studiums hatte er bereits während seiner Studentenzeit als Fotograf des Sportmagazins Kicker gearbeitet, einem deutschlandweit erscheinenden Blatt des Nürnberger Olympia-Verlags, dessen Redaktion gleichfalls in Nürnberg beheimatet ist. Schnell wurde seine Begabung als Fotograf offensichtlich und weitere Auftraggeber wie die Nürnberger Nachrichten, wo er ebenfalls für den Sportteil fotografierte, kamen hinzu. Als er jedoch beschloss, sein berufliches Hauptaugenmerk der Fotografie zu widmen, stieß dieses Vorhaben von elterlicher Seite nicht auf ungeteilte Zustimmung. Die Mutter von Herbert Liedel wandte sich vehement dagegen und versuchte, den Sohn von seinem Entschluss abzubringen, während der Vater dem jungen Herbert eine gute Fotokamera schenkte, begleitet von der ausdrücklichen Ermutigung, *daraus etwas zu machen*. Und Herbert Liedel machte etwas daraus!

Als Pressefotograf hatte Herbert Liedel schon bald einen guten Namen. Sein besonderes Augenmerk im Bereich der Pressefotografie galt der Fußballabteilung des 1. FCN. Der Anblick seiner markanten, mit Fotografenweste und riesigen Ausrüstungstaschen ausgestatteten Gestalt, die am Spielfeldrand auf

der Suche nach packenden Szenen unterwegs war, war den Stadionbesuchern wohlvertraut. Seine freie Fotografentätigkeit widmete er jedoch anderen Sujets. So war es ihm stets ein Anliegen, die Veränderungen, die er in seiner fränkischen Heimat mit sensiblem Gespür wahrnahm, zu dokumentieren. Ob er Lichtsituationen in alten fränkischen Kulturlandschaften stimmungsvoll einfing oder in seiner Heimatstadt Nürnberg die teilweise dramatischen Veränderungen in der urbanen Sozialstruktur dokumentierte – stets hatte er dabei die Menschen im Blick, für deren Lebensumstände er sich nicht nur als Fotograf interessierte. Seine sozialwissenschaftliche Vorbildung war hier in keiner Weise ein Hindernis, sondern schärfte im Gegenteil seinen Sinn für die Realität, deren unangenehme Seiten Herbert Liedel

nicht ignorierte, sondern vielfach in den aufzeigenden Fokus des Fotografen rückte. Zahlreiche Preise, mit denen seine Arbeiten bedacht wurden, zeigen die Anerkennung seiner Fotokunst im überregionalen Kontext.

Herbert Liedels vielfältige Aktivitäten umfassten neben der eigentlichen Arbeit als Fotograf auch die Verwertung und Veröffentlichung seiner Bilder. So war er an über 60 Fotobildbänden beteiligt und veranstaltete Dutzende von exzellenten Fotoausstellungen. Bei allen Aktivitäten war ihm seine Frau Hannelore eine kongeniale Unterstützerin. Mit ihr, der gelernten Grafikdesignerin, war Liedel auch verlegerisch tätig und gründete im Jahr 2009 die Edition Liedel, wo er der Selbstverwertung seines Werks ein eigenes Podium schaffen konnte.



Triste Hinterhofsituation in Gostenhof vor der Sanierung.
Foto Herbert Liedel, 1975. (StadtAN A 104 Nr. 1)



Der nagende Baggerzahn, hier am Gebäude Mendelstraße 13 in Gostenhof.
Foto Herbert Liedel, 1975. (StadtAN A 104 Nr. 2)

Fototechnisch war Herbert Liedel stets sowohl in der Schwarz-Weiß- als auch in der Color-Fotografie zu Hause, denn früher verlangten die Tageszeitungen aus drucktechnischen Gründen Schwarz-Weiß-Bilder, während der Kicker als erste deutsche Sportzeitung farbige Fußballfotos veröffentlichte. Im Schwarz-Weiß-Bereich unterhielt Herbert Liedel zunächst ein eigenes Labor, das er jedoch auflöste, als die seit den 1990er Jahren zunehmend an Qualität gewinnende Digitalfotografie die herkömmlichen Entwicklungs- und Fixierungsmethoden mit Wasser und Chemikalien überflüssig machten.

Die Fotografien aus dem Nachlass von Herbert Liedel, die das Stadtarchiv angekauft hat, beschränken sich zunächst in der Hauptsache auf die Dokumentation der baulichen Veränderungen in Nürnberg, da der Sammelauftrag des Stadtarchivs naturgemäß auf die Entwicklung dieser Stadt fokussiert ist. Da Herbert Liedel ein Sohn Nürnbergs war, wird bei Ankäufen aus seinem Nachlass künftig sicher auch der künstlerische Teil seiner Tätigkeit Berücksichtigung finden. Sein viel zu kurzes Fotografenleben hat jedenfalls eine Fülle von Material hinterlassen, das es weiterhin zu erkunden gilt.



Blick über den Giebel des Fembohauses nach Süden mit Fortunastatue im Vordergrund. Foto Herbert Liedel, 2000.
(StadtAN A 104 Nr. 36)



Die Steherrennen auf der Radrennbahn Reichelsdorfer Keller haben in Nürnberg eine lange Tradition.
Foto Herbert Liedel, 2007. (StadtAN A 104 Nr. 39)



Bögen am Himmel und auf der Straße nach einem Gewitter an der Stadtgrenze in der Erlanger Straße.
Foto Herbert Liedel, 2007. (StadtAN A 104 Nr. 40)

Der Blick auf den Business Tower Nürnberg durch ein zerbrochenes Fenster des Milchhofs vor dessen Abriss. Foto Herbert Liedel, 2008. (StadtAN A 104 Nr. 51)



Bunte Sonnenschirme beleben die karge Fassade eines Mietshauses in der Oppelner Straße in Langwasser. Foto Herbert Liedel, 2011. (StadtAN A 104 Nr. 62)



Fensterputzer an der Fassade des Neuen Museums am Klarissenplatz. Foto Herbert Liedel, um 2000. (StadtAN A 104 Nr. 104)





Detailaufnahme der Fassade des Ericssongebäudes in der Gebertstraße 5. Foto Herbert Liedel, um 2000.
(StadtAN A 104 Nr. 113)



In der Fassade des „Maximum“ an der Frauengasse spiegelt sich die Lorenzkirche mit ausnahmsweise drei Türmen.
Foto Herbert Liedel, um 2000. (StadtAN A 104 Nr. 117)



Männerrunde im Gebetsraum der Eyüp-Sultan-Moschee in der Kurfürstenstraße 16. Foto Herbert Liedel, um 2000. (StadtAN A 104 Nr. 148)



Die Buchenklinge, ein beliebter Ausflugsort am Schmausenbuck, wurde bereits 1372 zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Foto Herbert Liedel, um 2000. (StadtAN A 104 Nr. 173)

Michael Diefenbacher:

Die Familie König von Königsthal und ihr Familienarchiv im Stadtarchiv Nürnberg

Im Stadtlexikon Nürnberg formulierte Horst-Dieter Beyerstedt vor 1999 zur Familie König von Königsthal Folgendes: „Die Familie König von Königsthal stellte während des 18. Jahrhunderts mehrere höhere Beamte in reichsstädtischen Diensten. Ihr bedeutendster Vertreter war Gustav Georg König (1717–1771, Sohn des Stadtgerichtsschreibers Jobst Lazarus König), vorderster Ratskonsulent der Reichsstadt Nürnberg, der 1758/59 mehrere Reichsstädte in Einquartierungssachen vor dem Reichskammergericht vertrat. Für seine Verdienste verlieh ihm Franz I. (1745–1765) 1759 den Adelstitel mit dem Prädikat ‚von Königsthal‘. Sein Bruder Christian Gottlieb (1711–1782) wurde Philosophieprofessor in Gießen, Prediger in Elberfeld und schließlich Orientalist in Leiden; er vertrat ein stark schwärmerisches Christentum. Ebenfalls als Ratskonsulent im Dienst Nürnbergs stand Gustav Georgs Sohn Eberhard Jodokus König von Königsthal (* 1745)“ (vgl. Horst-Dieter Beyerstedt, in: Stadtlexikon Nürnberg, S. 551).

Damals, also vor 1999, lagen dem Stadtarchiv Nürnberg lediglich wenige Teile des Familienarchivs vor: nämlich Akten und Urkunden, die 1929 Hildegard König von Königsthal aus Partenkirchen und 1937 Wilhelm König von Königsthal dem Archiv geschenkt hatten. Die in den Schenkungen enthaltenen Bücher sind teilweise mit der Archivbibliothek am 2. Januar 1945 verbrannt, die mit dem Bestand König von Königsthal ausgelagerten Kupferplatten sind zusammen mit der Medallensammlung des Stadtarchivs am Auslagerungsort gestohlen worden. Als Findmittel für diese Überlieferung diente ein nach 1945 erstelltes und circa zehn Seiten umfassendes Typoskript mit diffusen Titelaufnahmen und kurzen Erläuterungsnotizen.



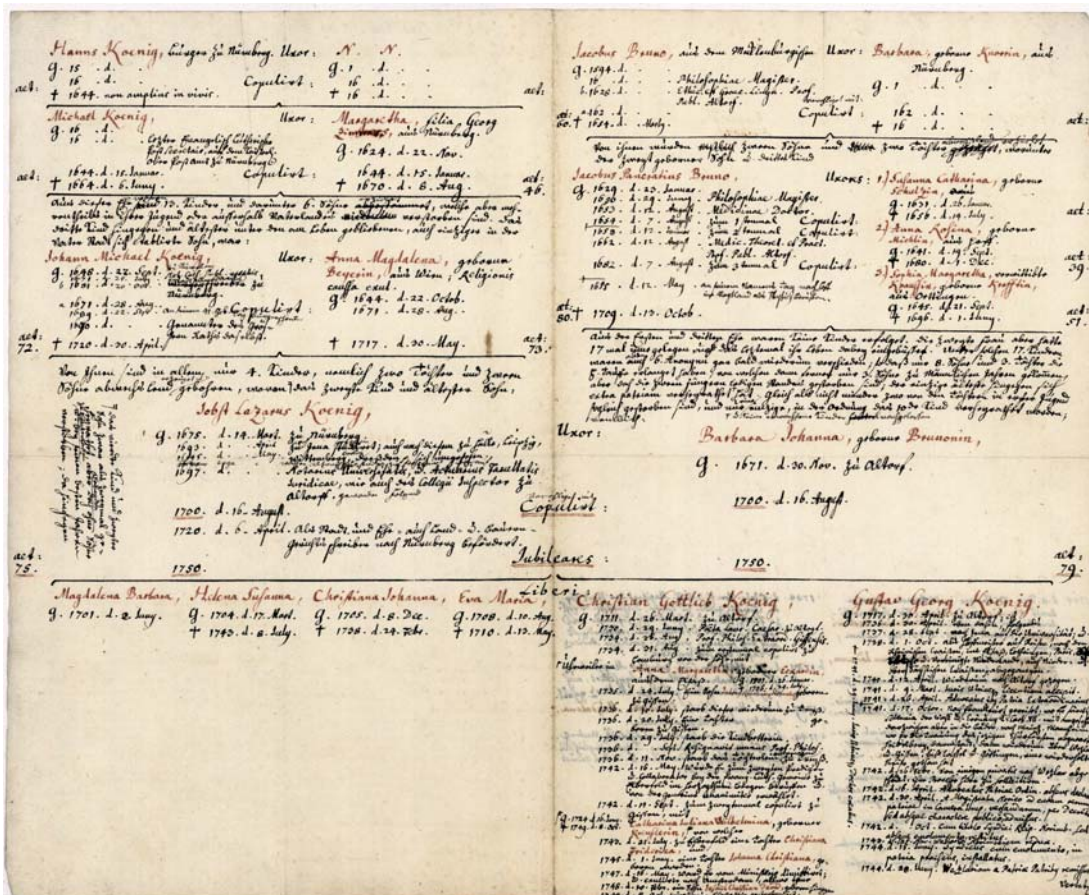
Adressbuch für die Reichsstadt Nürnberg 1705 bis 1706, Titelseite. (StadtAN E 15 Nr. 113)

2003 übergab uns Helga Rebsamen-Frey, die Enkelin von Wilhelm König von Königsthal aus Neuhausen am Rheinfall in der Schweiz, den von ihr mit in die Schweiz genommenen Nachlass ihres Vater mit dem Rest des Familienarchivs. Mit dem Transport aus der Schweiz nach Nürnberg kam der weitaus größere Teil des Familienarchivs König von Königsthal nach Nürnberg, wo er – lange Zeit unverzeichnet – erst 2016 von Helge Weingärtner gesichtet und in unsere Beständedatenbank aufgenommen wurde.

Der heutige Bestand StadtAN E 15 (Familienarchiv König von Königsthal) umfasst insgesamt 472 Nummern aus dem Zeitraum 1414 bis 1950, und bei dieser Verzeichnung kam viel Neues ans Licht, so zum Beispiel ein Kalender und Ämterschematismus für das Ratsjahr 1705/06, verlegt von Peter Paul Bleul, Buch- und Kunst-

händler, gedruckt von Melchior Gottfried Hein, das man als das älteste Adressbuch der Reichsstadt Nürnberg ansehen kann, das sich heute in unseren Beständen befindet.

Die Familie König – so der ursprüngliche Name – ist in Nürnberg seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar. Als gesicherter Urahn darf – nach einem Stammbaum, den Gustav Georg König 1750 anlässlich des 50-jährigen Ehejubiläums seiner Eltern eigenständig erstellt hat (*Schema Genealogicum sesquiseulare Königio-Brunonianum*: StadtAN E 15 Nr. 133) – Hans König gelten, dessen Lebensdaten zwar weitestgehend unbekannt sind, der aber 1644 schon als verstorben geführt wird. Hans König, nach der Familienüberlieferung Sohn des Eberhard König (lebte laut StadtAN E 15 Nr. 1 um 1560 und noch 1607), war Färber und Mangmeister.



Stammbaum der Familie König, 1750 eigenhändig von Gustav Georg König erstellt. (StadtAN E 15 Nr. 133)



Porträt des Jobst Lazarus König (1675–1752). Gemälde, Pastellkreide auf Karton unter Glas, undatiert (geschätzt 1715–1720). (StadtAN E 15 Nr. 42)



Porträt der Barbara Johanna König, geborene Bruno. Gemälde, Pastellkreide auf Karton unter Glas, undatiert (geschätzt 1715–1720). (StadtAN E 15 Nr. 43)

Aus dem Stammbaum von 1750 geht des Weiteren hervor: Hans König hatte einen Sohn namens Michael (1619–1664), der als Beamter bei der kaiserlichen Reichspost in Nürnberg tätig war. Er heiratete 1644 Margarethe (1624–1670), eine Tochter des Schneiders Georg Zimmer (gestorben 1665), die das Haus Ebnersgasse 3 (alt S 987) in die Ehe einbrachte. Michaels und Margarethes Sohn Johann Michael König (1648–1720) wurde 1671 kaiserlicher Notar (Ernennung durch Sigmund von Birken, kaiserlicher Hofpfalzgraf: StadtAN E 15 Nr. 393) und war bei der Reichsstadt Nürnberg 1689/90 als Stadtmosenamtsschreiber, sodann 1690–1720 als Bürgerschreiber beschäftigt. Zur gleichen Zeit (1690) wurde er als Genannter in den Größeren Rat der Reichsstadt gewählt, ein Amt, das Johann Michael bis zu seinem Tod 1720 ausübte (StadtAN E 15 Nr. 152: Leichen-

predigt für Johann Michael König und dessen Lebenslauf). Als erste Frau ehelichte Johann Michael am 28. August 1671 Anna Magdalena Bayer (1644–1717) aus Wien, Tochter des gräflich Zinzendorfischen Rentmeisters Georg Bayer (Glückwunschgedicht zur Hochzeit: StadtAN E 15 Nr. 148; Leichenpredigt, Lebenslauf, Trauergedichte auf Anna Magdalena König: StadtAN E 15 Nr. 149).

Aus der Ehe Johann Michael und Anna Magdalena König gingen vier Kinder hervor: 1. Margaretha König: Sie heiratete den Gefälleinnehmer und späteren Gegenschreiber im Heilig-Geist-Spital, Johann Paul Höttel, starb aber schon im ersten Kindbett 1698, wobei das Kind, eine Tochter, ihr bald nachfolgte. 2. Margaretha Magdalena König: Sie heiratete Johann Georg (von) Fritz (gestorben 1727),



rikulierte sich Jobst Lazarus in Altdorf, auf den Rat des Orientalisten, Musiktheoretikers, Polyhistor und Juristen Johann Christoph Wagenseil (1633–1705) hin wechselte er 1693 auf die Universität Jena (StadtAN E 15 Nr. 159). Zwei Jahre später kehrte er jedoch zurück nach Altdorf und besuchte zuvor die Städte Leipzig, Halle, Wittenberg und Berlin (Rückreise über Dresden). 1697 wurde er Notar der Universität Altdorf und Aktuar bei der juristischen Fakultät und 1720 Schreiber am Stadt- und Ehegericht, wie auch am Land- und Bauerngericht der Reichsstadt Nürnberg.

Am 16. August 1700 heiratete Jobst Lazarus König in Altdorf Barbara Johanna Bruno (1671–1762, StadtAN E 15 Nr. 42 und Nr. 43: Porträt des Jobst Lazarus König und das seiner Frau Barbara Johanna, geborene Bruno, um 1720; StadtAN E 15 Nr. 158: Hochzeit des Jobst Lazarus König mit Barbara Johanna Bruno; StadtAN E 15 Nr. 162: Leichenpredigt samt Le-

benslauf und Beerdigungskosten für Barbara Johanna König), die Tochter des Mediziners Jacob Pancraz Bruno (1629–1709), seit 1654 Mitglied des Collegium Medicum und Arzt in Nürnberg, seit 1662 Professor der Medizin in Altdorf (StadtAN E 15 Nr. 313: Zur Genealogie der Familie Bruno siehe StadtAN E 15 Nr. 314: Testament und Nachlass des Jacob Pancratius Bruno).

Am 16. August 1750 konnten die Eheleute ihr 50-jähriges Ehejubiläum feiern (Unterlagen zu den Feierlichkeiten: StadtAN E 15 Nr. 160 und Nr. 161). Von ihren sechs Kindern (zwei Söhne, vier Töchter) waren damals bereits drei Töchter verstorben: Eva Maria starb bereits im Kleinkindalter (10. August 1708–13. Mai 1710, StadtAN E 15 Nr. 166: Lebenslauf der Eva Maria König samt einem Nachruf). Zwei weitere Töchter, Helena Susanna (17. März 1704–8. Juli 1743, StadtAN E 15 Nr. 166: Begräbnis der Helena Susanna König) und Christina Johanna

Adelsdiplom der König von Königsthal. Rot-samtbezogener Band mit schwarzem und gelbem Stoffband, geflochtener, goldfarbener Siegelkordel, daran Messingkapsel mit Gravur (Hauswappen Lothringen-Toskana), darin rotes Wachssiegel Kaiser Franz' (I.) in Urkundenkassette aus Zinn. Pergamenthandschrift, Wien, 19.3.1759. (StadtAN E 15 Nr. 67)



Gustav Georg König von Königsthal, Geheimrat verschiedener Stände des Reichs, vorderster Ratskonsulent in Nürnberg. Kupferstich von Jacob Matthias Schmutzer, 1759. (StadtAN E 17/II Nr. 3503)

(8. Dezember 1705–24. Februar 1738, StadtAN E 15 Nr. 167: Begräbnis der Christina Johanna König), erreichten zwar das Erwachsenenalter, sind aber 1750 auch schon verstorben. Nur Magdalena Barbara (2. Juni 1701–24. Juni 1769, StadtAN E 15 Nr. 165: Leichenpredigt samt Lebenslauf und Beerdigungskosten für Magdalena Barbara König) und ihre beiden Brüder sind 1750 noch am Leben.

Die beiden Söhne von Jobst Lazarus und Barbara Johanna König waren Christian Gott-

lieb und Gustav Georg König, der erste „König von Königsthal“. Die letzten Jahre im Leben des Jobst Lazarus König waren von Krankheiten überschattet. Am 13. August 1752 befahl ihn starkes „Leibreißen“ samt Übelkeit, was zusammen mit „Leibes-Versperrung“ und innerlichem „Brand“ letztlich zu einem „Steckfluß“ führte, woran er trotz ärztlicher Betreuung am 28. August verstarb (StadtAN E 15 Nr. 156).

Sein ältester Sohn Christian Gottlieb (1711–1782) wurde 1734 zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Gießen ernannt, 1736 zum ordentlichen Professor (StadtAN E 15 Nr. 169), und 1742 wurde er zweiter Prediger in Elberfeld. 1747 zog er sich, zwei Mal verheiratet und beide Male verwitwet, als Privatier nach Amsterdam zurück und wechselte bald nach 1750 nach Leiden, wo er als Orientalist wirkte und 1782 verstarb. Seine Tochter Christiana Friederica aus zweiter Ehe ließ noch 1782 in Leiden seine umfangreiche Bibliothek versteigern (StadtAN E 15 Nr. 170: Versteigerungskatalog 1782, Lugduni Batavorum [= Leiden]: *Pars Major Bibliothecae, sive Catalogus Librorum in omni scientiarum et linguarum genere praestantissimorum et rariorum. Quos collegit vir clarissimus Christianus Gottlibius Koenigius Theol. Doct. & Philos. Professor in Academia Gissensi & c.*; als Adresse der Versteigerung ist angegeben: *Op de Rapenburg over de Akademie*).

Der jüngere Sohn Gustav Georg wurde am 30. April 1717 in Altdorf geboren. Er studierte die Rechte in Altdorf und Jena (StadtAN E 15 Nr. 174: Bittschriften Königs um Stipendien und Reverse von erhaltenen Zuwendungen, 1735–1741). 1738 begab er sich als Hofmeister zusammen mit dem ein Jahr jüngeren Patriziersohn Christoph Friedrich Löffelholz (1718–1800) auf eine ausgedehnte Reise (StadtAN E 15 Nr. 174: Reiseplan), die durch Frankreich nach Paris und unter anderem in die Niederlande führte. Im Stadtarchiv Nürnberg haben sich sowohl der Reisebericht des Hofmeisters Gustav Georg König (StadtAN E 15 Nr. 355), als auch im Familienarchiv Löffelholz der seines Zöglings Christoph Friedrich Löffelholz erhalten (StadtAN E 17/II Nr. 247).



Wappenmehrung der König von Königsthal im Adelsdiplom der König von Königsthal. Pergamenthandschrift (wie Abb. auf S. 15), Wien, 19.3.1759. (StadtAN E 15 Nr. 67)

1740 zurückgekehrt, promovierte Gustav Georg König im Folgejahr in Altdorf. In Nürnberg wurde er nach und nach Ratskonsulent und Assessor am Untergericht, dann am Stadt- und Ehegericht (StadtAN E 15 Nr. 174: Bewerbung Königs um die Zulassung als Advokat und

als Kanzlist bei der Stadt Nürnberg, 1741). Interessanterweise wurde er in diesen Funktionen meistens von Kollegen vertreten, da er sich im Auftrag der Reichsstadt am Reichskammergericht in Wetzlar und später auch am Reichshofrat in Wien aufhielt.

Herrensitz Gleißhammer (sogenanntes Zeltner-schloss). Foto Stadtarchiv Nürnberg: Julia Kraus, 30.5.2011. (StadtAN A 96 Nr. 498)

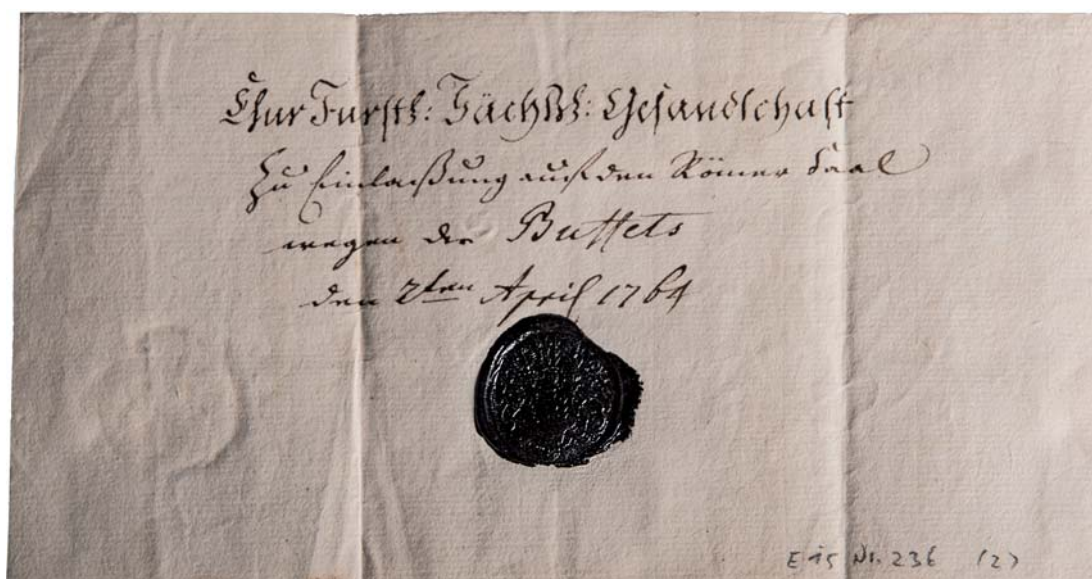


Als Geheimrat verschiedener Stände des Reichs kümmerte Gustav Georg König sich um deren Belange an den höchsten Gerichten, während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) vertrat er beispielsweise nicht nur die Reichsstadt Nürnberg, sondern auch die anderen Reichsstädte in der äußerst diffizilen Frage der Truppenein-

quartierungen und – natürlich – vor allem der Quartierkosten. 1759 honorierte Franz I. (Kaiser 1745–1765) Königs Leistungen, indem er ihn in den erblichen Adelsstand erhob, womit auch die Verleihung eines vermehrten Wappens verbunden war (StadtAN E 15 Nr. 67: Adelsbrief für Gustav Georg König und seine Nachkommen samt Bestätigung des kaiserlichen Diploms am Reichskammergericht Wetzlar). Anlässlich der Erlangung des neuen Standes wurde 1759 in Wien ein Kupferstich von der Hand Jacob Mathias Schmutzers gefertigt (StadtAN E 15 Nr. 74; StadtAN E 17/II Nr. 3503).

Umfangreich und aufschlussgebend sind die Schriftstücke, meist Briefe, die sich aus Gustav Georg Königs von Königsthal Gesandtentätigkeit in Wien erhalten haben mit persönlichen Beurteilungen der Räte im Reichshofrat 1757 oder mit Auseinandersetzungen mit Preußen und vor allem dem Kaiser über Nürnbergs Neutralitätserklärung im selben Jahr (StadtAN E 15 Nr. 146). Das Familienarchiv enthält gleichfalls den Schriftverkehr Königs mit der Reichsstadt Nürnberg und anderen Reichsstädten, die er in Wien vertrat, aus den Jahren 1758 und 1759, samt einer Berechnung des Nürnberger Lösungamts vom Januar 1759, die die bisherige (dreijährige) Belastung der Stadt für einen Krieg, der sieben Jahre dauern sollte, in Höhe

Gesiegelte Eintrittskarte zum Krönungsbüffet für Joseph II. in Frankfurt am Main. Text: *Chur Furstl: SächB: Gesandtschaft | Zu Einlaßung auf den Römer Saal | wegen der Buffets | den 2ten April 1764 |* [Siegel]. (StadtAN E 15 Nr. 236)



Wilhelm Georg Eberhard machte 1811 seinen Staatskonkurs und wurde am 2. 3. 1812 zum Advokaten in Nürnberg ernannt. In dieser Eigenschaft wird er am 1. Okt. 1817 zum Konsulenten der Frh. v. Hutten'schen Fräuleinstiftung gegen eine jährliche Vergütung von 300 fl (Florin - Gulden) gewählt und am 17. Sept. 1819 allerhöchst genehmigt.



Wilhelm von Königsthal, kgl. Rechtsan-
walt u. Stiftskonsulent in Nürnberg

Am 7. Febr. 1836 wurde er ordentliches Mitglied des landwirtschaftl. Vereins in Bayern und von 1838 - 1848 war er Gemeindebevollmächtigter der Stadt Nürnberg, davon 9 Jahre lang Vorstand des Gemeinde-Kollegiums.

Ausserdem war er Mitglied des Albrecht Dürer Vereins, Eintritt 1840
" " Gewerbe Vereins Nbg. " 1845
" " National Vereins für " 1850
Handel u. Gewerbe " 1850

(Siehe Urkunden und Diplome)

Er war ein hochgebildeter, äusserst tätiger und allseitig beliebter Mann, aber von mehr ernstem Charakter. Er war nur selten zu kleinen Scherzen geneigt. Auch war er wie seine Vorfahren ein gutgläubiger, frommer Christ, der es mit seinen religiösen Pflichten sehr genau nahm und auch von seiner Familie das Gleiche verlangte. Das Gut Gleisshammer machte ihm viel Sorgen. Kostete doch dessen Unterhalt viel Geld. Nachdem im Jahre 1845 durch eine Überschwemmung infolge eines Dammbrechens, grosser Schaden angerichtet worden war, verkaufte er das Gut an Herrn Zeltner, Kaufmann in Nürnberg, weil er nicht im Stande war die Reparatur zu finanzieren.



Zur Befriedigung meines
J. l. Gutten
von Königsthal
von seiner Mutter



Kaum sichtbar: links in der Schraffur hinter dem Mantel die Signatur De Haller fecit.

Wilhelm Georg Eberhard König von Königsthal (1781-1852). Handgezeichnetes Porträt von Christof Jakob Wilhelm Karl Joachim Haller von Hallerstein, um 1810, eingeklebt in eine 1928-1974 geführte Chronik der Familie König von Königsthal und ihrer Nachkommen. (StadtAN E 15 Nr. 381/63)



Gustav Eberhard Wilhelm König von Königsthal (1826–1894). Mit ihm verlässt die Familie Nürnberg und übersiedelt nach Kempten. Foto, undatiert. (StadtAN E 15 Nr. 107/10)

von 1.151.916 Gulden ergab, eine Summe, die nur durch eine weitere Verschuldung der Stadt aufgebracht werden konnte (StadtAN E 15 Nr. 198).

Man gewinnt fast den Eindruck, es habe sich bei der 1759 erfolgten Erhebung in den Adelsstand zumindest teilweise um eine Art von Kompensation des Ärgers gehandelt, den König in Wien jahrelang durchzustehen hatte.

Mit der Nobilitierung ging eine Mehrung des Königschen Wappens einher (StadtAN E 15 Nr. 67). Das neue Wappen der Familie, die sich nun König von Königsthal nennen durfte, zeigt in den Feldern 1 und 4 das alte Familienwappen – die Krone im blauen Feld – und in den Feldern 2 und 3 das Wappen der Familie Keipff. 1744 hatte Gustav Georg, damals Deputatus am Reichskammergericht in Wetzlar, Henrica Sophia, die Tochter des Oberpfarrers Hulderich Eberhard Keipff(f) aus Friedberg in der Wetterau, geheiratet. Da der Schwiegervater Gustav Georgs der letzte Keipff im Mannesstamm war, wurde dessen Familienwappen mit übernommen. Der Arm aus den Wolken, der drei Rosen hält, in der aufsteigenden Spitze des neuen Wappens sichtbar, stellt das Wappen der ebenfalls ausgestorbenen Familie Bruno – der Familie von Gustav Georgs Mutter – dar.

Der Sohn Gustav Georgs und Henrica Sophias, Eberhard Jodocus König von Königsthal (1745–1808), wurde ebenfalls Jurist und war sowohl als Konsulent des Fränkischen Reichskreises als auch als Ratskonsulent beschäftigt. Er erwarb 1794 das Schloss Gleißhammer (StadtAN E 15 Nr. 231: Biografie des Eberhard Jodocus König von Königsthal). Ein Kupferstichporträt von Eberhard Jodocus aus dem Jahre 1802 stammt von Christoph Wilhelm Bock (StadtAN E 15 Nr. 373). Von Eberhard Jodocus sind aus den frühen 1760er Jahren Bücher mit geometrischen Übungen (StadtAN E 15 Nr. 82 und Nr. 83), mit Betrachtungen zur Sittenlehre (StadtAN E 15 Nr. 84), ein Stammbuch mit Einträgen aus Amsterdam, Hannover, Osnabrück, Helmstedt, Wetzlar und Leiden (StadtAN E 15 Nr. 85) sowie Zeichnungen (StadtAN E 15 Nr. 234) überliefert. Aufschlussreich sind außerdem zwei Bücherverzeichnisse Eberhard Jodocus' der Jahre 1776/77 (StadtAN E 15 Nr. 232).

Am 27. März 1764 nahm Eberhard Jodocus als Begleiter seines Vaters Gustav Georg König von Königsthal an der Krönung Josephs II. (Kaiser 1764–1790) in Frankfurt am Main teil. Von dieser Kaiserkrönung sind im Familienarchiv drei gesiegelte Eintrittskarten zum Krönungsbüffet auf dem Römer überliefert (StadtAN E 15 Nr. 236). Bei diesem Krönungsbesuch

gute Unterkunft fand, ausserdem hatte er dort auch seine Tante Hildegard zur Seite, bei welcher er auch Klavierunterricht genoss. Das Jahr 1911 brachte uns 2 schöne Familienfeiern, Gustav's Konfirmation, der wir in Nürnberg beiwohnten, und Hildes Erstkommunion. Zur weiteren Ausbildung unserer Tochter Sofie in der französischen Sprache, fuhren wir mit ihr im Sept. 1911 in die franz. Schweiz, wo sie in einem Klosterinstitut längere Zeit bleiben sollte.

Ein schon länger vorhandenes Hämorrhoidalleiden mit Mastdarmvorfall zwang mich, eine Operation in München vornehmen zu lassen (1913). Alles verlief gut und ich konnte nach einem Erholungsaufenthalt bei der Schwiegermutter Thoma in München nach ca. 2 Monaten wieder heimreisen.

Am 20. Juli 1913 fuhr ich mit Hilde über Ulm nach Zürich, um am nächsten Tag in Olten mit Sofie zusammenzutreffen, die ihren Aufenthalt in der welschen Schweiz beendet hatte. Zusammen fuhren wir wieder nach Hause.

Um Gustav wieder mehr in unserer Nähe zu haben, sollte er das Realgymnasium in München besuchen. - Seine Leistungen hatten sich in Nürnberg zufriedenstellend gebessert und er erhielt das Zeugnis über die wissenschaftl. Befähigung für den einjährigen freiwilligen Dienst. -

-Laut einem Zeugnis hat er sich an einem milit. Ausbildungskurs an 30 Übungen beteiligt, deren Oberleitung Major van Calker hatte. Über seine weitere Ausbildung fand ich keine Unterlagen, es scheint, dass er die Universität München ab 1917 beziehen und sich ebenfalls der Forstwissenschaft widmen wollte. -

Am polit. Himmel begannen sich drohende Gewitterwolken zusammen zu ziehen: die von Frankreich, England und Russland geführte Einkreisungspolitik brachte Ende Juli die Kriegserklärung an Deutschland und am 1. August folgte die Mobilmachung. Eine Menge junge und ältere Leute rückten mit heller Begeisterung zu ihren Truppenteilen ein und niemand ahnte, dass es in einen 4jährigen Weltkrieg ausartete.

Mein gesamtes Personal musste einrücken, ich selbst durfte auf meinem Posten bleiben und erhielt auch einige Aushilfskräfte, aber die Hauptarbeit blieb an mir hängen. Mit Regierungs-Genehmigung musste meine Tochter Sofie im Büro mittätig sein. Der Dienst ging also weiter, mit Einsatz aller Kraft und man musste sich auch mit den immer schlechter werdenden Lebensverhältnissen zurechtfinden.

Auch Gustav wollte unbedingt dabei sein und als Freiwilliger bei irgend einem Truppenteile eintreten. Nach verschiedenen Versuchen glückte ihm dies beim Res. Rgt. in Landsberg im August 1915, als kriegsfreiwilliger Unteroffizier.



Die Geschwister v. Königsthal
Gustav Sofie Hildegard



Gustav Friedrich Wilhelm König von Königsthal (1894–1917) meldete sich 1915 freiwillig zum Kriegsdienst und wurde als Unteroffizier nach Frankreich geschickt. Dort verstarb er 1917 in einem Feldlazarett bei Valenciennes an den Folgen einer Diphtherie. Foto, um 1915, eingeklebt in eine 1928–1974 geführte Chronik der Familie König von Königsthal und ihrer Nachkommen. (StadtAN E 15 Nr. 381/121)



Porträt des 74-jährigen Jobst Lazarus König (1675–1752). Gemälde, Öl auf Leinwand, von Nicolaus Moritz Kleemann, 1748. (StadtAN E 15 Nr. 69)

wohnten Eberhard Jodocus und sein Vater in Frankfurt in Goethes Elternhaus. Goethe berichtet in „Aus meinem Leben – Dichtung und Wahrheit“ (Bd. 9, S. 100, in: Goethes Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Hamburg 1948 ff.), dass ein „Baron von Königsthal, nürnbergischer Geschäftsträger“, 1764 bei seinen Eltern wohnte.

Eberhard Jodocus' Sohn Wilhelm Georg Eberhard König von Königsthal (1781–1852) war ebenfalls promovierter Jurist und als Advokat tätig. Zwischen 1838 und 1848 war er zudem Gemeindebevollmächtigter in Nürnberg (vergleichbar mit den heutigen ehrenamtlichen Stadträten). Überdies war er ab 1817 Konsulent der von Hutten'schen Fräuleinstiftung. Ein

handgezeichnetes Porträt enthält – kaum sichtbar – links in der Schraffur hinter dem Mantel die Signatur *De Haller fecit*. Gemeint ist Christof Jakob Wilhelm Karl Joachim Haller von Hallerstein. Ein bislang unentdecktes Werk des Künstlers. (StadtAN E 15 Nr. 381/63).

Mit Wilhelm Georg Eberhards Sohn Gustav Eberhard Wilhelm (1826–1894) verlässt die Familie König von Königsthal die alte Heimat. Der Familie erging es ähnlich wie den patrizischen Geschlechtern: Man musste nun auch Stellenungen außerhalb Nürnbergs annehmen. Gustav wurde Rentbeamter in Kempten, 1894 erhielt er noch den Titel eines königlichen Regierungsrats. Er war ein guter Zeichner. Von ihm sind mehrere Skizzenbücher überliefert (StadtAN E 15 Nr. 381) wie auch ein fotografisches Porträt (StadtAN E 15 Nr. 107/10).

Wilhelm Gustav Alexander (1863–1951) war ein Sohn des vorgenannten Gustav Eberhard Wilhelm. Er wurde königlicher Forstmeister in Wettenhausen (heute Gemeinde Kammeltal, Landkreis Günzburg). Seit 1894 war er mit Josefa Maria Amalia Thoma verheiratet, einer entfernten Verwandten des Schriftstellers Ludwig Thoma. Mit dem einzigen Sohn aus dieser Ehe, Gustav Friedrich Wilhelm König von Königsthal, geboren 1894, schließt sich der Kreis: 1915 meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst und wurde als Unteroffizier nach Frankreich geschickt. Dort verstarb er 1917 in einem Feldlazarett bei Valenciennes an den Folgen einer Diphtherie. Nachfahren der beiden Schwestern Gustavs lebten noch in Deutschland und in der Schweiz. Einer Nichte Gustavs, Frau Helga Maria Rebsamen-Fey (geboren 1936), verdankt das Stadtarchiv – wie eingangs geschildert – die sorgfältige Pflege und den Erhalt des Nachlasses der Familie König von Königsthal.

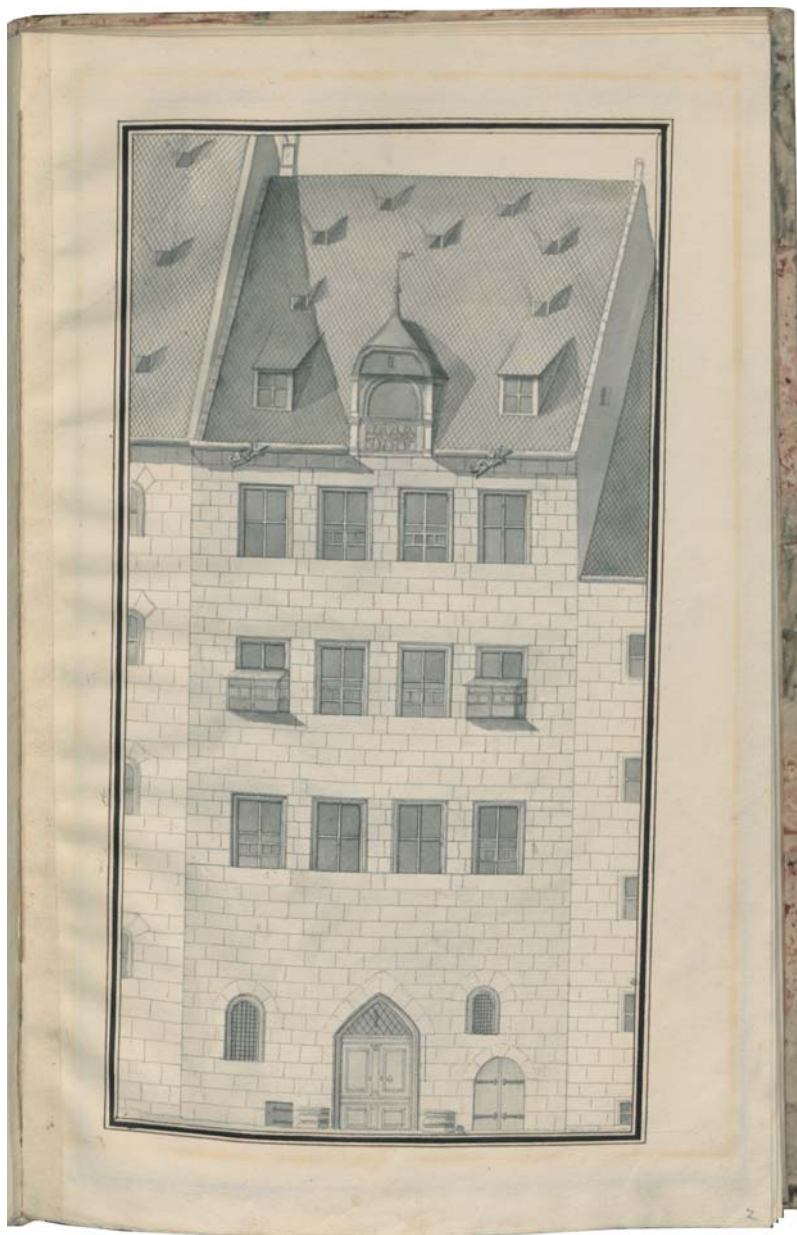
Das Archiv der Familie König von Königsthal enthält eine Vielzahl von Lebensläufen, Hochzeitsgedichten, Leichenpredigten und Nachrufen – sowohl handschriftlich als auch gedruckt – zu einzelnen Mitgliedern der Familie, aber auch zu Angehörigen nah und entfernt verwandter Familien. Aus dem Lebenslauf des Jobst Lazarus König (1675–1752) wurde bereits



Reiseessbesteck des Johann Michael König (1648–1720). Messer und zweizinkige Gabel in genähtem und geprägtem Lederfutteral. Das Besteck mit Elfenbeingriffen. Auf beiden Seiten der Klinge des Messers Inschriften: *Johann Michael König* sowie *Soli Deo Glor* ia. Um 1700. (StadtAN E 15 Nr. 12)



Mokkatasse auf drei Hundskopffüßen, der Griff als Sphinx gestaltet. Teilweise vergoldet. Vorne Stadtansicht ohne Bezeichnung (Ansbach, um 1830. Von links: Der Hofgarten, im Zentrum das Residenzschloss, nach rechts der Turm des Herrieder Tors, St. Gumbertus und St. Johannis. Vorbild war wohl die Lithografie von Gustav Kraus nach Vorlage von Heinrich Adam). Höhe inklusive Füße und Griff 9,3 cm, Durchmesser oberer Rand 6,4 cm, um 1830. (StadtAN E 15 Nr. 9)



Das Haus der Familie König von Königsthal auf dem Egidienhof, S 803 (= Egidienplatz 4). Tuschezeichnung, grau laviert, von Eberhard Jodocus König von Königsthal (1745–1808), 1763: Ansicht der Fassade des Hauses von Westen. (StadtAN E 15 Nr. 86, Bl. 2 r)

zitiert. Die vielen Porträts von Familienmitgliedern zeigen sie uns noch heute im Bild (zum Beispiel zeigt StadtAN E 15 Nr. 69 den 74-jährigen Jobst Lazarus König im Jahr 1748, das Porträt stammt von der Hand des Nürnberger Malers Nicolaus Moritz Kleemann).

Neben den in einem Familienarchiv zu erwartenden schriftlichen und bildlichen Zeugnissen existieren im Königsthal'schen Archiv auch Gegenstände in erheblicher Anzahl, beispiels-

weise das Reisebesteck des Johann Michael König (1648–1720): ein Messer und eine zweizinkige Gabel in genähtem und geprägtem Lederfutteral, das Besteck mit Elfenbeingriffen, zu datieren um 1700. Auf beiden Seiten der Klinge des Messers finden sich Inschriften *Johann Michael König* sowie *Soli Deo Gloria* (StadtAN E 15 Nr. 12). Des Weiteren sind Trink- und Essgeschirre sowie Kleidungsstücke – Zinnkannen, Bierpokale, Trinkgläser, Milchkannen, Kaffeetassen (zum Beispiel StadtAN E 15 Nr. 9), Damenhandschuhe – im Bestand vorhanden, zu datieren ins 19. Jahrhundert. Hervorzuheben sind zwei gravierte Glaspokale aus dem Besitz des Johann Michael König um 1715 und des Gustav Georg König von Königsthal um 1760 (StadtAN E 15 Nr. 25 und Nr. 26).

Die Kinder im Hause König wurden meist von Hauslehrern unterrichtet, bevor sie an eine Universität gingen. Auch hier haben sich zahlreiche Beispiele des Privatunterrichts erhalten. Neben Aufsatzübungen – auch auf Lateinisch! – sowie Kladden mit mathematischen Aufgaben hat sich eine Arbeit des jungen Eberhard Jodocus König von Königsthal erhalten, die dieser 1763 im Alter von 18 Jahren angefertigt hat: Er hat das Haus auf dem Egidienhof, das schon seit Zeiten des Großvaters im Besitz der Familie war und nun verkauft werden sollte, im Fassadenaufriß und in Horizontalschnitten auf mehreren Ebenen in Tusche aufgenommen (StadtAN E 15 Nr. 86). Zu diesem Haus sind im Familienarchiv auch Inventare und mehrere Bestandsverträge vorhanden (StadtAN E 15 Nr. 242). Das Haus trug früher die Nummer S 803 – die spätere Nummer 4 am Egidienplatz, nach dem Zweiten Weltkrieg in dem Eckhaus Innere Laufer Gasse Nummer 1 aufgegangen.

In seine Arbeit hat Eberhard Jodocus auch eine Inschrift samt Wappenreihe mit aufgenommen, die sich in der Erdgeschosshalle des Hauses befunden hat. Im Jahre 1547 hatte eine Neujahrsgesellschaft sich Albrecht VI. Scheurl (1525–1580), den Neffen des berühmten Dr. Christoph Scheurl, als König erwählt, die weiteren Wappen und Namen bezeichnen den „Hofstaat“ des Eintags-Herrschers. Tanz wurde im gegenüberliegenden Tetzehof (heute



Inskript und Wappenreihe als Wandmalerei in der Eingangshalle des Hauses der Familie König von Königsthal auf dem Egidienhof, S 803 (= Egidienplatz 4). Aquarell, 29 Wappen. Mittig oben Wappen Scheurl in Rahmung, darunter Text: A. D. 1547. am Neuen Jahrs Tag, ist diese Ehrliche Gesellschaft allhier beyeinander gewesen, und Einen König gewöhlet, ist das Loß auf Albrecht I Scheurl gefallen, vnd volgends auf Jeden sein I Amt, wie hiernach klärlich zusehen ist, da dann I das Fest den 7. Januarij, in diesem Hauß, der I Tanz aber gegenüber in Gabriel Tetzels - Hoff ge= I halten worden. - Renov. A. D. 1699. Darunter 28 Wappen der restlichen Teilnehmer der Gesellschaft, darüber jeweils der Name und unterhalb jeweils das „Amt“. (StadtAN E 15 Nr. 86, Bl. 10 r)

Tucherpalais) gehalten, während im Haus mit der Inschrift das Festmahl stattfand. Haus und Inschriften sind längst untergegangen – die Abschrift durch Eberhard Jodocus stellt das einzige Zeugnis für deren Existenz und für das Ereignis selbst dar.

Die Männer aus der Familie brachten fast alle ein oder mehrere Stammbücher von ihren Studienaufenthalten und Reisen mit, so auch Gustav Georg, geführt zwischen 1737 und 1746 (StadtAN E 15 Nr. 120). Ein sorgfältig gearbei-

tetes Blatt aus diesem Buch zeigt den botanischen Garten der Universität Altdorf an der Stadtmauer.

Eine weitere Besonderheit findet sich in diesem Familienarchiv (StadtAN E 15 Nr. 28): eine Spanschachtel, mit Stoff ausgeschlagen, darin nur ein Kissen, die Schachtel außen mit verschiedenfarbigen Stoffen beklebt, die sowohl Schmuckformen als auch Inschriften, aber auch Wappen bilden. Auf dem Deckel ist das Wappen der Familie Bruno zu sehen, auf dem

Stammbuch des Gustav Georg König, geführt 1737–1746. Der botanische Garten in Altdorf mit einem Teil der Stadt im Hintergrund. Gouache, undatiert. (StadtAN E 15 Nr. 120, Bl. lose, gegen Ende des Bandes eingelegt)



Spanschachtel für Dr. Jacobus Pancratiuss Bruno, um 1680. (StadtAN E 15 Nr. 28)



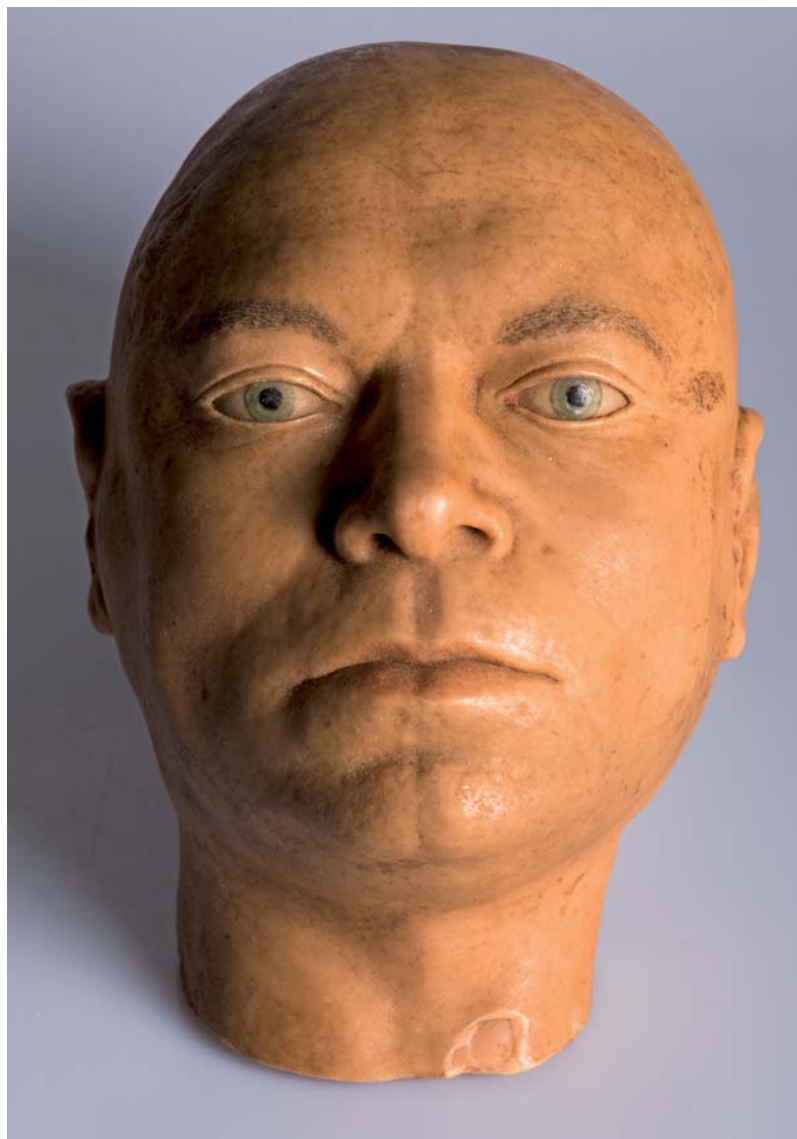
Jacobus Pancratiuss Bruno. Der Philosophie und Medizin Doktor in Altdorf, hier im Alter von 53 Jahren, Kupferstich von Wolfgang Philipp Kilian, 1682. Auf dem Kupferstichporträt ist eine doppelte Kette mit Bildnismedaillon sichtbar – offensichtlich eine Kette mit kaiserlichem Gnadenpfennig, die sich früher in einer Spanschachtel (siehe die nebenstehende Abbildung) befunden haben dürfte. (StadtAN E 17/II Nr. 264)



Deckelrand umlaufend die Inschrift *IACOBUS. PANCRATIUS. BRUNO. D[octor]*, gemeint ist also der Schwiegervater von Jobst Lazarus König und Großvater von Gustav Georg. Auf den Längsseiten des Korpus sieht man jeweils den doppelköpfigen Reichsadler mit der Krone zwischen den Köpfen sowie mit Schwert und

Reichsapfel, auf den Stirnseiten in Blumen- und Blätterkränzen die Inschriften *Ista Ca- I tena trahit.* und *Caesa- I ris affectus* (= *Diese Kette zieht die Gewogenheit des Kaisers*, im Sinne von *Das Wohlwollen des Kaisers hängt an dieser Kette*). Auf einem Kupferstichporträt von Professor Bruno aus dem Jahre 1682 ist

Kirchenstuhlschilder mit Wappen von verwandten Familien der König von Königsthal. (StadtAN E 15 Nr. 19)



Wachsmaske des Gustav Georg König, geschaffen von dem Wiener Wachsbossierer Christian Kollonitsch, 1757. (StadtAN E 15 Nr. 24)

eine doppelte Kette mit Bildnismedaillon sichtbar – offensichtlich eine Kette mit kaiserlichem Gnadenpfennig, die sich früher in der hier gezeigten Spanschachtel befunden haben dürfte (StadtAN E 17/II Nr. 264).

Zu den Raritäten dieses Archivs zählen auch Täfelchen, bemalte Blechschilder mit den Wappen von Ehepaaren oder Einzelpersonen. Diese Schilder waren an den Kirchenstühlen befestigt, welche die Betreffenden gegen Zahlung auf Dauer benutzen durften. Bei den Wappen handelt es sich um verwandte Familien der König von Königsthal mit Namen: Ferdinand

Johann Wilhelm Berlin 1736 und Johann Josef Ruland 1690. Die Allianzwappen zeigen jeweils einen Mann aus der Familie Berlin und eine Ehefrau aus der Familie Schweyer (StadtAN E 15 Nr. 19). Ferner zählen hierzu auch Gegenstände wie die Wachsmaske und ein Wachsporträt Gustav Georgs aus den 1750er Jahren (StadtAN E 15 Nr. 24 und Nr. 62).

Die Familie König von Königsthal war eine Familie von Gelehrten im Staatsdienst, durchaus im Sinn des Beamtenadels; die Familie wurde dann auch tatsächlich in den Adel aufgenommen. Der besondere Wert des Archivs dieser Familie liegt zum einen in der Fülle an privaten und offiziellen Nachrichten, die hier gesammelt wurden, zum anderen aber in den nicht weniger zahlreichen privaten Gegenständen, die seltene Einblicke in die Alltagskultur einer Gelehrten- und Beamtenfamilie vom 17. bis ins 20. Jahrhundert gewähren.



Wachsporträt, bemalt, des Gustav Georg König von Königsthal, undatiert (geschätzt um 1760). (StadtAN E 15 Nr. 62)

August Johann Bittner:

Johann Michael und Augustin Ferdinand Bittner junior zum 200. Geburtstag – Ein Beitrag zum Nürnberger Orgelbau im 19. Jahrhundert

Die Künstlerfamilie Bittner beginnt in der ersten Generation mit Johann Adam Bittner, geboren 1755 in Weinsfeld als erster Sohn der Halbbauerseheleute Michael und Barbara Bittner. Johann Adam heiratete 1778 Maria Margaretha Barbara Lavoï aus Heilsbronn und ließ sich in Lohen, einer Filiale der katholischen Pfarrei Untermässing, nieder. Er war als Schreiner, Bildhauer, Maler und ab 1790 auch als Orgelbauer tätig. Zwei seiner Söhne, Franz Joseph, geboren 1780, und Augustin Ferdinand, geboren 1787, führten die väterlichen Professionen weiter. Beide ließen sich zunächst als Schreiner nieder, Franz in Hilpoltstein und Augustin in Freystadt.

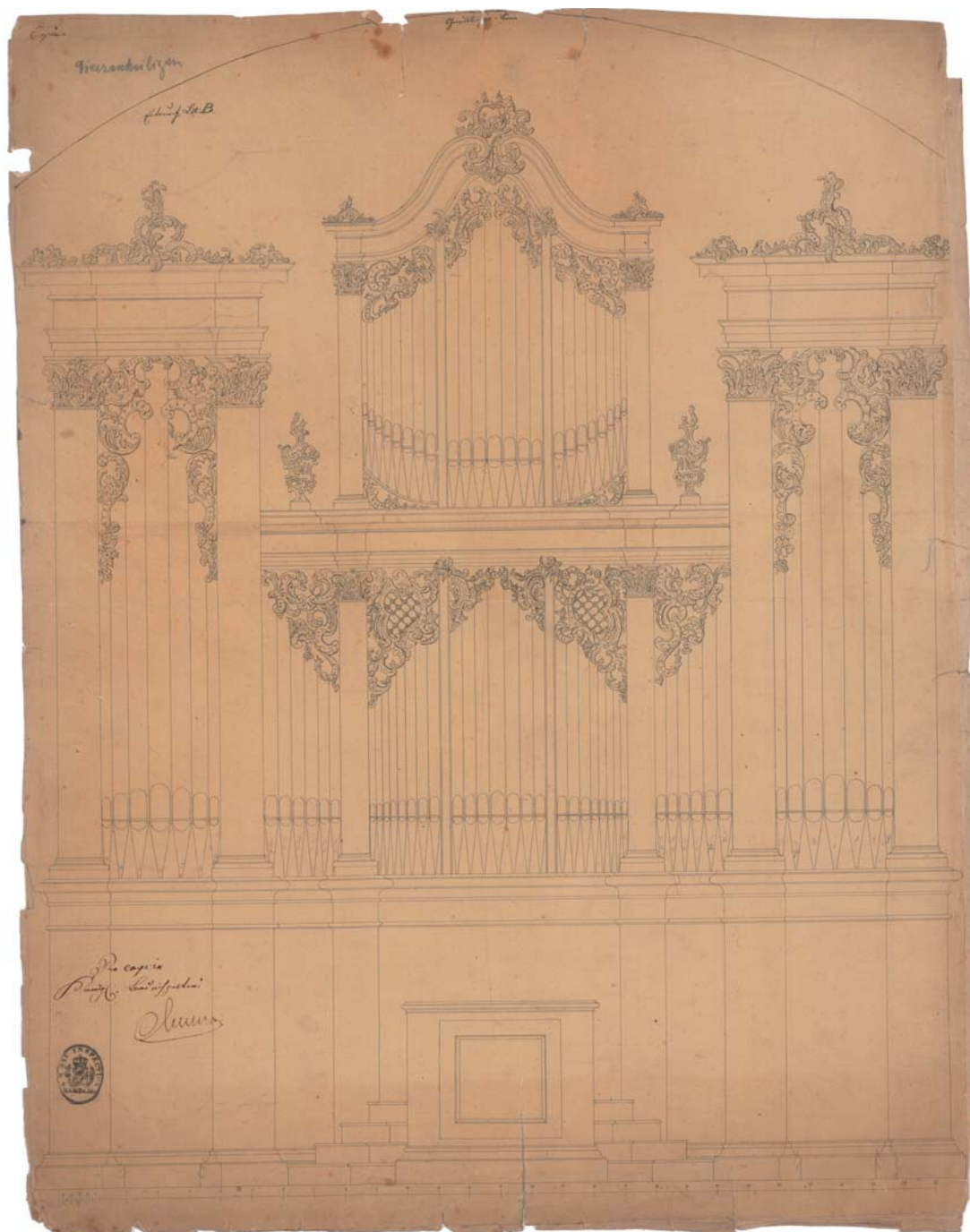
Augustin Ferdinand Bittner senior

Über diesen Familienzweig soll im Folgenden berichtet werden. Augustin heiratete 1809 in Freystadt die Organistentochter Theresia Estner aus Allersberg. 1826 zählte der Haushalt sechs Kinder und drei Gesellen. Im Stadtarchiv Freystadt hat sich das Gesuch um die Orgelmacherkonzession vom 14. Juni 1822 erhalten: *Augustin Bittner hat sich seit langem auf die Orgelmacherkunst verlegt und sich vorzügliche Kenntnisse erworben. Augustin Bittner bittet deshalb um eine Orgelmacher-Konzession. Im Umkreise steht kein Orgelmacher vor.* Der Bürgermeister Kanzler genehmigte diesen Antrag. In der Taufmatrikel der Pfarrei Freystadt vermerkte der Pfarrer bei der Geburt des ersten Sohnes Johann Michael am 10. April 1816 als Beruf noch *scrinarius*. Ein Jahr später, bei der Taufe von Augustin Ferdinand am 17. Juli 1817, gab er *organo poegus catholicus* an.



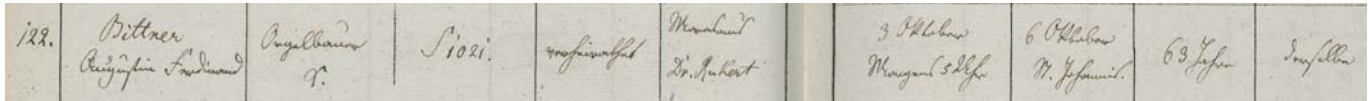
Nachdem Augustin Ferdinand Bittner senior 1829 in Nürnberg die Orgelbauerlizenz erhalten hatte, erwarb er das Anwesen Judengasse 23. Foto Hochbauamt, 24.8.1911. (StadtAN A 38 Nr. E-27-12)

Kopie einer Entwurfszeichnung der 1848 geschaffenen Orgel für die nordöstlich der Stadt Bad Staffelstein in Oberfranken gelegene Basilika Vierzehnheiligen von Augustin Ferdinand Bittner senior, undatiert. (Sammlung August Johann Bittner)



Die Orgelbautätigkeiten von Augustin Ferdinand Bittner senior verstärkten sich in den 1820er Jahren merklich. 1825 dokumentierte er mit der Orgel für Reichertshofen bei Freystadt sein Opus 11. Zur selben Zeit bekam er den Auftrag zu einer neuen Orgel für die evangelische Kirche St. Jakob in Nürnberg mit zwei Manua-

len und 26 Registern. Diese Arbeit fiel zur Zufriedenheit der Sachverständigen aus, weshalb er sich dort um die Orgelbauerlizenz bewarb. Er erhielt sie im Jahr 1829. Anschließend kaufte er das Haus S 1021 (= Judengasse 23). Bis zu seinem Tod am 3. Oktober 1850 konnte er in Franken und in der Oberpfalz große neue Werke



aufstellen. Die bekanntesten standen in ehemals fränkischen Reichsstädten wie Rothenburg ob der Tauber (St. Jakob), Dinkelsbühl (St. Georg) und in der Wallfahrtsbasilika Vierzehnheiligen. Von den letztgenannten beiden Orgeln erhielten sich große Pfeifenbestände in den Nachfolgewerken bis zu den Neubauten der Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts. Sie sind heute in Depots gelagert. In Vierzehnheiligen wurde sogar mit der jetzigen Orgel der veränderte Originalentwurf des Gehäuses von Augustin Bittner beibehalten. Nicht zu vergessen ist natürlich die Arbeit in seiner Heimatstadt Nürnberg. Dort stellte er neue Werke 1831 in St. Lorenz und 1837 in der Heilig-Geist-Kirche auf. Zudem oblag ihm die Pflege und Wartung aller Orgeln in der ehemaligen Reichsstadt.

Johann Michael Bittner, geboren am 9. April 1816 in Freystadt

Er wuchs in Freystadt auf; außer seiner Lehrzeit in der väterlichen Werkstatt ist in beruflicher Hinsicht weiter nichts bekannt. 1842 wies er die Gewerbeprüfung beim Magistrat Nürnberg vor, und im Juli 1843 bewarb er sich um die Aufnahme als Orgelbauer und Insasse in Nürnberg. Ursprünglich beabsichtigte Johann Michael, sich in Bamberg niederzulassen. Da aber sein Vater zu dieser Zeit sehr erfolgreich war und Johann Michael bei Bedarf weiter mit ihm zusammenarbeiten wollte, blieb er in Nürnberg und erwarb das Haus S 930 (= Judengasse 10). Am 28. Januar 1844 heiratete er Maria Barbara Lederer (geboren am 19. November 1823) aus Nürnberg und beantragte die Erteilung des Meisterrechts. Im Bescheid des Magistrats hieß es: *Die Orgelbauer bilden kein zünftiges Gewerbe*. Laut der Niederlassungsakte hatte er aber im Mai 1843 die Prüfung für den Betrieb des Orgelbauergeschäfts dahier bestanden. Seit 1853 wohnte er im Haus S 576 (= Brunnengäßchen 18), das er durch Kauf erworben hatte. Im Katasterverzeichnis ist dieses Anwesen folgendermaßen beschrieben: *Wohnhaus mit Gebäude, Neben- und Hin-*

terhaus im Stöpselgässchen, dann Stallung und Remiße, nebst Hofraum mit Ziehbrunnen.

Trotz Kindersegens war der Familie kein Glück beschieden. Die meisten Kinder starben in jungen Jahren. Die Hoffnung auf eine familiäre Fortführung seiner Werkstatt erfüllte sich nicht: Sein Sohn Georg Ludwig Augustin, 1844 geboren, starb mit nur 21 Jahren am 24. April 1866 bei einem wohl beruflich bedingten Sturz: Er brach sich das Rückgrat. Er war bereits als eigenverantwortlicher Mitarbeiter bezeichnet worden. Der überlebende Sohn Johann – später nannte er sich Jean (geboren am 21. Juli

Eintrag des Todes von Augustin Ferdinand Bittner senior am 3.10.1850 in die Sterbematrikel des katholischen Pfarramts Nürnberg für die Jahre 1848–1861. (StadtAN C 21/II Nr. 276, S. 43/122)

Das Haus Brunnengäßchen 18, seit 1853 Eigentum und Wohnsitz des Ehepaars Maria Barbara und Johann Michael Bittner. Foto Fritz Traugott Schulz, März 1909. (StadtAN A 48 Nr. Sc-8-13)



C.

Nr. 136.

Nürnberg, am 15. Januar 1896.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach mit Grund vorgelegter Legitimationsskarte,

der Herrmann Johann Bittner,

wohnhaft zu Nürnberg, Sammlergasse Nr. 9,

und zeigte an, daß sein Vater, der Herr Johann Michael Bittner,

unmündigbändig Vater

unsern Herrn Johann Bittner, alt, katholischer Religion,

wohnhaft zu Nürnberg, Margaretenstraße Nr. 53,

geboren zu Freystadt, hiesiger Stadt, Markt in der Oberrück, verstorben mit Maria Barbara, geborene Lederer,

Vater des zu Nürnberg ungetrauten Orgelbauers Johann Michael Bittner, geborenen Esner,

zu Nürnberg, Margaretenstraße Nr. 53,

am fünfzehnten Januar

des Jahres tausend acht hundert neunzig und sechzig

Vermittlungs um acht Uhr

verstorben sei. Anzuginahme erklärt, daß er bei dem Ableben seines Vaters zugegen gewesen sei.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.

Johann Michael Bittner

Der Standesbeamte.

In Vertretung:

Gauckler

Johann Michael Bittner verstarb am 15.1.1896. Eintrag im Sterberegister des Standesamts Nürnberg für das Jahr 1896, Bd. 1: 1.-18.1.1896. (StadtAN C 27/II Nr. 425/130)

1849) – stieg nicht in den Orgelbauberuf ein, sondern wurde *Handlungs-Cramer* in Fürth, wie seine Traumatrikel (12. November 1871) ausweist. 1867 machte Johann Michael deshalb seinen Mitarbeiter Ludwig Zeininger zum Compagnon und führte den Betrieb bis zum Jahr 1871. Danach gab er sein Werkzeug und alle Geschäftsteile an seinen Bruder Augustin ab und privatisierte fortan. Seine Ersparnisse

waren offensichtlich bis zum Jahr 1894 aufgebraucht, denn sein Haus Brunnengäßchen 18 wurde um die Summe von 37.505 Mark zwangsversteigert. Bis zu seinem Tod am 15. Januar 1896 wohnte er im zweiten Stock des Anwesens Maxfeldstraße 53.

Zu seinem Orgelbauerschaffen: Laut Niederlassungsgesuch aus dem Jahr 1843 hatte er bereits vorher neue Orgeln aufgestellt. Inwieweit diese ihm zuzuschreiben sind, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Da der Vater und die Brüder zusammenarbeiteten und Johann Michael später bei Großprojekten mit hinzugezogen wurde, lassen sich manche Neubauten nicht uneingeschränkt ihm zuordnen. Seine selbstständig gebauten Orgeln waren durchwegs einmanualige Ausführungen mit bis zu zehn Registern. Die Ausnahme war die neue Orgel für die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Abenberg (1855) mit zwei Manualen und 15 Registern um 1.347 Gulden.

Dem Fortschritt des 19. Jahrhunderts war Johann Michael durchaus zugetan. 1854 baute er in der Nürnberger Sebalduskirche vier neue Zylinderbälge ein. 1859, beim Bau der neuen Orgel in der Gottesackerkirche in Uffenheim, wies er auf folgende Besonderheiten hin: Prinzipal 8' mit Messinglabien, Pedaltasten mit Messing, keine Kegelladen wegen Windverlust und – seit 3 Jahren praktiziert – aufgeschraubte Vorschläge. In der alten Pfarrkirche in Allersberg ist eine Kegelwindlade von ihm aus dem Jahr 1864 erhalten; eine orgelbautechnische Untersuchung dieser Orgel steht noch aus. In seiner Gesellenzeit in den 1830er Jahren kann er diese Neuerung noch nicht gesehen haben. Ansonsten sind alle erhaltenen Orgeln mit den altbewährten Schleifladen ausgestattet. Seine Werkliste weist bis heute rund 60 neue Orgeln auf. In den letzten 20 Jahren wurden mehrere seiner Orgeln restauriert. Die bekannteste dürfte die Orgel in St. Lorenz in Berching mit zehn Registern sein.

Augustin Ferdinand Bittner junior,
geboren am 16. Juli 1817 in Freystadt

Der jüngere Bruder schlug dieselbe Laufbahn wie Johann Michael ein: Er erlernte den Orgel-

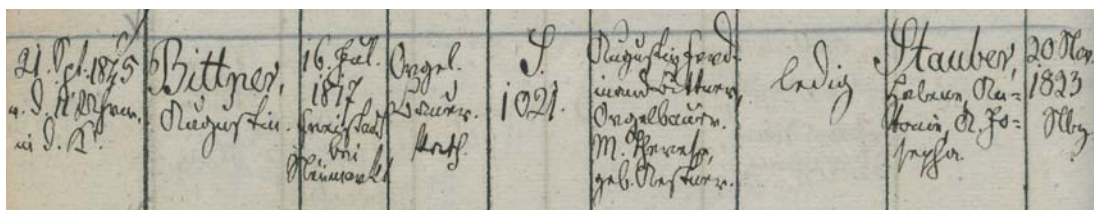


Die von Johann Michael Bittner 1850 erbaute und 2011 restaurierte Spätbarockorgel der Kirche St. Lorenz in der oberpfälzischen Stadt Berching. Foto August Johann Bittner, 10.4.2018. (Sammlung August Johann Bittner)

bauerberuf ebenfalls zu Hause. Seine Wanderjahre lassen sich bislang nicht nachvollziehen. Am 21. September 1845 heiratete er die Hauptmannstochter Helene Antonie Anna Josepha Stauber (geboren am 20. November 1823)

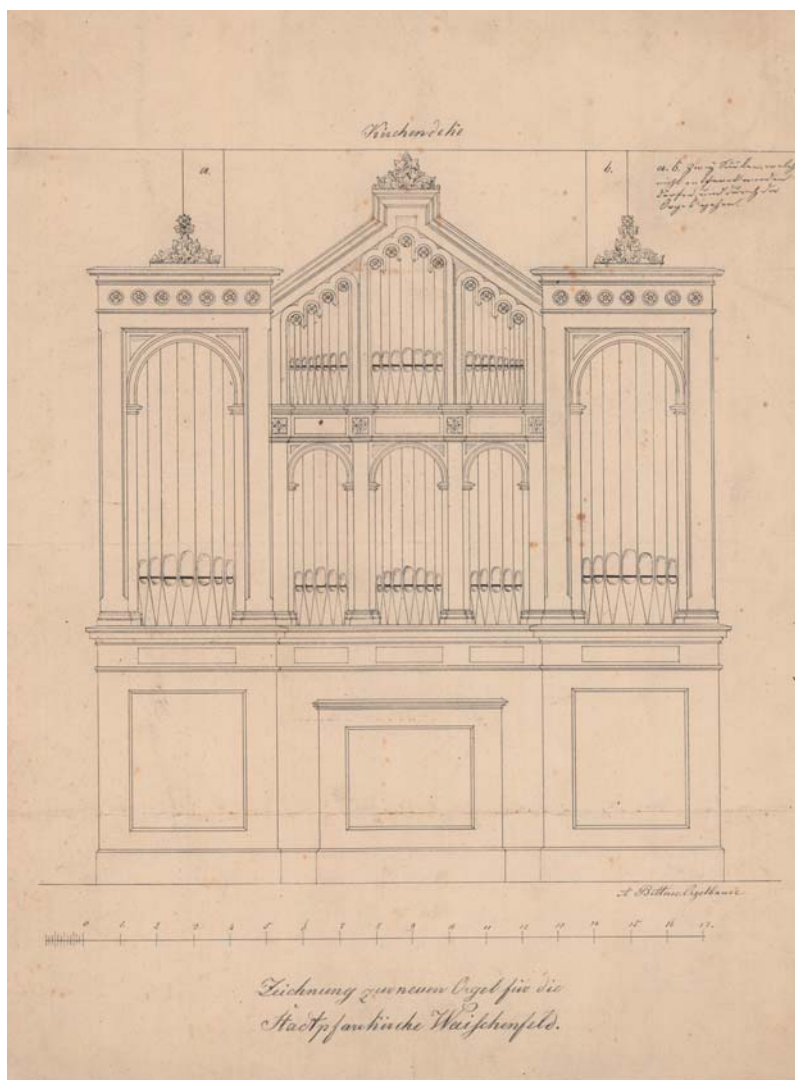
aus Nürnberg. In der Niederlassungsakte berichtete er, er wolle sich als Teilhaber am Geschäft des Vaters ansässig machen. Nach dem Tod des Vaters 1850 erwarb er sein Elternhaus Judengasse 23 um 4.633 Gulden. Von seinen

Eintrag (Ausschnitt) der Heirat von Augustin Ferdinand Bittner junior und Helene Antonie Anna Josepha Stauber am 21.9.1845 im Trauungsregister des katholischen Pfarramts Nürnberg für die Jahre 1839–1860. (StadtAN C 21/II Nr. 272, S. 46)



drei Kindern überlebte nur die Tochter Sophia Antonia. Die Ehe mit Antonia Stauber wurde geschieden. Das weitere Schicksal der Ehefrau ist ungeklärt; 1862 soll sie sich nach Würzburg abgemeldet haben, ist dort aber nie registriert worden.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Johann Michael belieferte Augustin sehr viele Städte in Oberfranken mit zweimanualigen Orgeln. Die ganz großen Werke mit bis zu 40 Registern waren bereits zusammen mit dem Vater erbaut worden. Immerhin baute Augustin laut eigener Aussage etwa 140 neue Orgeln. Im Mai 1878 zog er sich bei der Aufstellung der neuen Orgel in Schnaittach eine Erkältung zu. Im Juli schrieb er an den Pfarrer von Waischenfeld, er wäre sechs Wochen krank gewesen. Im August desselben Jahres berichtete seine Tochter Sophia dem Pfarrer von Schlüsselfeld, der Vater hätte ein Herz- und Nierenleiden und wäre meist ans Bett gefesselt. Deshalb konnten seine letzten Arbeiten von ihm selbst nicht mehr vollendet werden. Dies mussten sein Neffe und Mitarbeiter Grünwald und nach seinem Tod der Dinkelsbühler Orgelbauer Hirsch (Nürnberg, St. Sebald, Umbau) sowie sein Vetter Joseph Bittner (1822–1908) zusammen mit dessen Sohn Josef (1852–1915) erledigen. Letztere kamen von Eichstätt nach Nürnberg und übernahmen die Werkstatt samt Werkzeug von den Erben Augustins, der am 29. März 1879 verstorben war.



Entwurfszeichnung aus dem Jahr 1876 der 1878 verwirklichten Orgel für die Stadtpfarrkirche Johannes der Täufer in der Stadt Waischenfeld in Oberfranken von Augustin Ferdinand Bittner junior. (Sammlung August Johann Bittner)

Bezüglich des Fortschritts im Orgelbau musste sich Augustin 1874/75 anlässlich des Orgelneubaus in Kirchheimbach mit dem Seminarlehrer Carl Fuchs aus Bamberg auseinandersetzen. Dieser wollte unbedingt *Springwindladen mit Kegelventilen* einbauen lassen. Augustin erwiderte, er hätte wohl auch Kegelladen gebaut. Die Kegel wären aber bei feuchtem Wetter immer wieder steckengeblieben, sodass er davon wieder abkam. Als warnendes Beispiel nannte er die Steinmeyer-Orgel in der Nürnberger Synagoge, die ständig „heule“. Abschließend stellte er fest: *Um diese Überstände zu beseitigen, ist es besser, wenn das einfache und sichere in Anwendung kommt und ich schließlich den Schleifladen den Vorzug gebe.* Diese Überzeugung behielt er bis zu seinem Tod bei.

Sein Nachfolger Josef Bittner hatte die Kegelwindladentechnik auf seiner Wanderschaft in Mannheim, Wien und Salzburg gründlich kennengelernt und stattete ausschließlich damit seine neuen Orgeln aus.

Das Arbeitsgebiet von Augustin erstreckte sich in der Hauptsache auf Mittel- und Oberfranken, es sind aber auch ungewöhnliche Orte wie Reichenhall (St. Nikolaus) oder die Salinenkapelle in Traunstein dabei. Diese Orgeln waren der Zusammenarbeit mit dem Architekten Carl Alexander Heideloff (1789–1865) zuzuschreiben. Zahlreiche Orgeln von Augustin haben sich erhalten. Das einzige zweimanualige Werk stammt aus der Frauenkirche in Nürnberg, erbaut 1856. 1884 baute dort sein Nachfolger Josef Bittner eine neue Orgel ein, und die erst 30 Jahre alte Vorgängerin wurde in die Pfarrkirche Großlellenfeld (heute ein Ortsteil von Arberg) transferiert, wo sie nach wie vor ihren Dienst versieht.

Die Orgelgehäuse von Augustin sind vom Historismus des 19. Jahrhunderts geprägt. Die neugotischen Formen werden durch die Entwürfe von Heideloff bestimmt. Waren anfangs



Augustin Ferdinand Bittner junior. Foto, undatiert. (Sammlung August Johann Bittner)

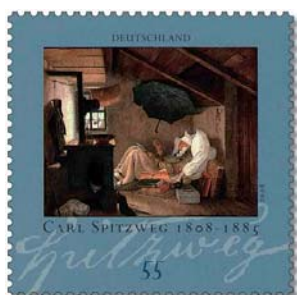
noch ganz traditionell Akanthusschleierbretter eingebaut, verringerte sich der Schmuck bis zum Schaffensende auf einfache Rund- oder Spitzbogenformen, besonders bei den kleinen Dorforgeln.



Die 1856 von Augustin Ferdinand Bittner junior für die Nürnberger Frauenkirche errichtete Orgel wurde im Zuge des Einbaus einer neuen Orgel 1884 schon 1882 abgebaut, schließlich in die Pfarrkirche Großlellenfeld, heute Teil des mittelfränkischen Marktes Arberg, überführt und 1985–1988 instand gesetzt. Foto August Johann Bittner, 13.4.2018. (Sammlung August Johann Bittner)

Walter Gebhardt:

Ein Erz-Flegelhaffter Verse-Drescher: Johann Friedrich Riederer und seine Satiren



„Der arme Poet“ als Sonderbriefmarke. Die Deutsche Post brachte sie 2008 zum 200. Geburtstag Carl Spitzwegs heraus. (Privatbesitz)

Fragt man die Deutschen nach ihren populärsten Gemälden, ist Carl Spitzwegs „Der arme Poet“ stets vorne dabei. Nicht immer war der kleinformatigen Genredarstellung so hohe Wertschätzung beschieden. Bei seiner Vorstellung im Jahr 1839 hatte das Werk des damals noch völlig unbekannten malenden Apothekers vernichtende Kritiken geerntet. Heute wird das jedem Kind bekannte Bild in allen möglichen Varianten zitiert und führt sinnfällig die Wandlungen des Zeitgeschmacks vor Augen. Gleichzeitig wohnt ihm eine Ironie der Geschichte inne: Mit etwas Verzögerung sollte ausgerechnet das Bildnis des ärmlichen, unentdeckten Künstlers zum Sprungbrett für die künstlerische Karriere seines Schöpfers werden. Als Vorlage für seinen puritanisch in der Dachkammer hausenden Dichter soll Spitzweg das traurige Schicksal des Münchner Hofpoeten Mathias Ettenhueber (1722–1782) gedient haben. Für den Erfolg des Gemäldes spielt die persönliche Zuweisung freilich kaum eine Rolle, entscheidend bleibt das dargestellte Sujet der zwar kargen, aber freien Künstlerexistenz, die ihre Schaffenskraft zumindest dem Klischee nach auch aus ihrer Mittellosigkeit gewinnt. Solche zwischen Armut und Genie (mitunter auch Wahnsinn) changierenden Köpfe finden sich vielerorts. Wer in Nürnberg nach ihnen sucht, wird unweigerlich auf Johann Friedrich Riederer stoßen. Als eine der schillerndsten hiesigen Dichtergestalten verdient er es, in den „Norica“ ein wenig der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der noch kurz vor seinem Tod in einer Streitschrift als *übel-renommierter Poët* Geschmähte entstammte dem Nürnberger Bildungsbürgertum. 1678 war Riederer als Sohn eines Diakons von St. Egidien und dessen aus der Theolo-

gendynastie Wülfer stammenden Ehefrau auf die Welt gekommen. Seine Schulkarriere begann im fünften Lebensjahr vielversprechend mit dem Besuch des Egidien-Gymnasiums (dem heutigen Melanchthon-Gymnasium). Der frühe Tod des Vaters verbaute ihm das anvisierte Medizinstudium. Schweren Herzens verließ er 14-jährig die Schule, um eine Kaufmannslehre anzutreten. Für ihn, *dem alles, auser der Gelehrsamkeit, bitter und unangenehm war*, gewiss kein Traumberuf. Immerhin konnte er bei seiner international tätigen Nürnberger Ausbildungsstätte Wernberger & Geiger mit Niederländisch, Französisch und Italienisch diverse Fremdsprachen erlernen. Und der junge Kaufmann sah etwas von der Welt: Nach dem Ende seiner Lehrzeit arbeitete Riederer zwischenzeitlich in London, Paris, Lyon und Wien, um 1708 in seine Heimatstadt zurückzukehren. Hier heiratete er die Kaufmannswitwe Clara Regina Höning und erhielt von den Miteigentümern die Prokura für ihre Handlung, die fortan unter Höning & Riederer firmierte. 1710 wurde er Genannter des Größeren Rats, drei Jahre später nahm ihn der Pegnesische Blumenorden als Mitglied auf. In der arrivierten Literaturgesellschaft agierte er als IriFloR, wortspielerisch hob Riederer im Ordensnamen seine Initialen IFR hervor.

Soweit deutete alles auf eine bilderbuchmäßige Karriere hin – die scheinbar gesicherte Existenz war für ihn aber schnell dahin. Es mag an mangelnder Geschäftstüchtigkeit, fehlendem Interesse oder ungenügendem Engagement aufgrund seiner vielfältigen literarischen Aktivitäten gelegen haben, jedenfalls ging das Handelshaus unter Riederer bankrott. Bereits 1713 wurde gegen ihn ein Konkursverfahren angestrengt, das ihm für sein restliches Leben ein unliebsamer Begleiter bleiben sollte.

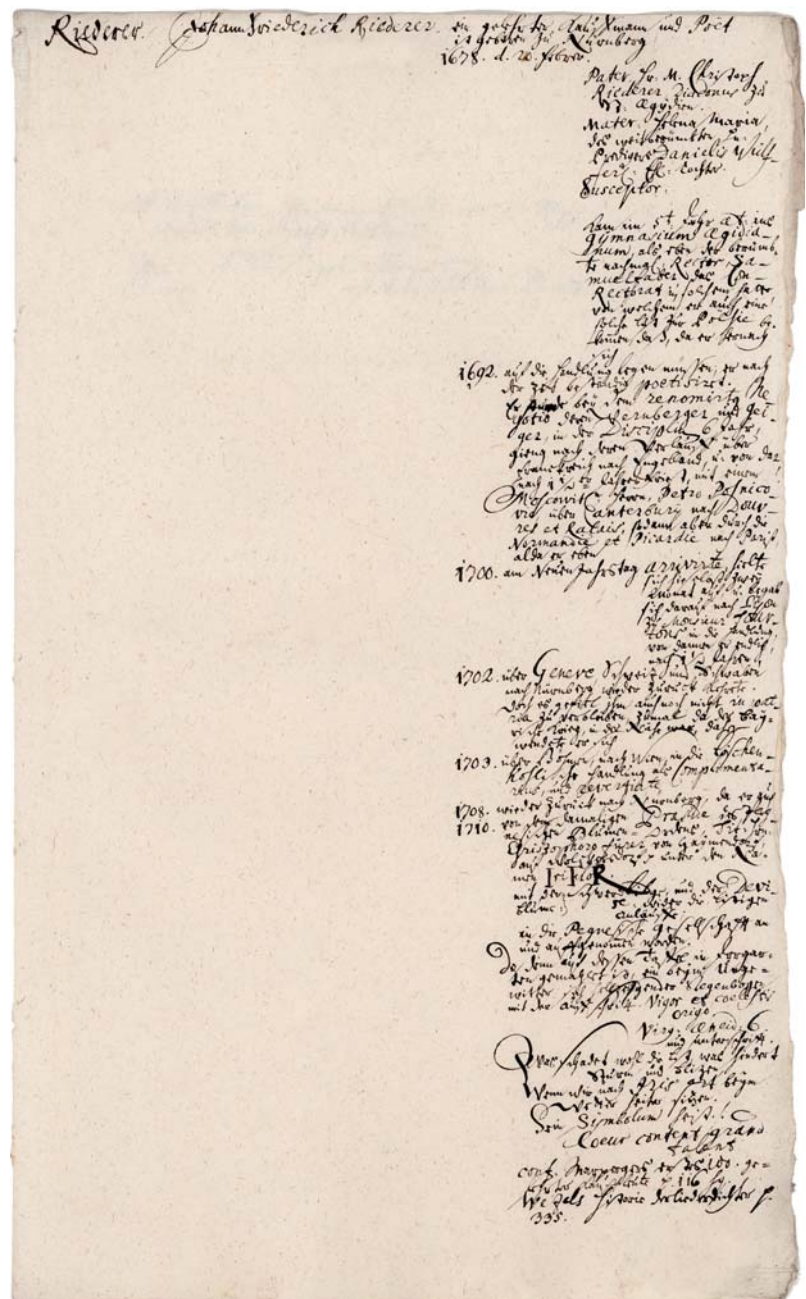
Ein Neuanfang 1720 in Paris scheiterte ebenfalls. So kehrte er abermals an die Pegnitz zurück, wo er sich mit Fremdsprachenunterricht und Auftragsdichtung über Wasser hielt. Im Alter von 56 Jahren erlag der kritische Geist (je nach Betrachtungsweise mögen auch Charakterisierungen wie Querkopf oder Exzentriker passen) 1734 in ärmlichsten Verhältnissen einem Schlaganfall.

Das dichterische Spektrum Riederers ist beträchtlich, es zeugt von imponierender Belesenheit. Vor allem reicht es weit über die in der barocken Dichtervereinigung gängigen Muster hinaus. Dazu gehören etwa Gelegenheitsgedichte auf Verwandte und Patrizier, die Riederer durchaus in großer Zahl schrieb. Die konventionelle Lyrik erweiterte er jedoch um geistliche Lieder und erotische Gedichte. Ein bedeutender Teil seines Œuvres fußt auf seinen Fremdsprachenkenntnissen. Der Weitgereiste konnte Kirchenlieder in fünf Sprachen übersetzen. Für die antiken Fabeln des Äsop schuf er ebenso deutsche Fassungen wie für freizügige französische Liebesromane – letztere anonym oder unter Pseudonym. Leidenschaftlich beschäftigte sich Riederer mit Kabbalistik und der Symbolik von Zahlen. Diesen literarischen Herzensangelegenheiten gesellte er eher von kommerziellen Interessen geleitete Beiträge zu historiografischen und lexikalischen Werken hinzu. Riederers zumindest aus heutiger Perspektive originellster Beitrag zur Nürnberger Literatur dürfte die Satire sein, mit der er sich – wie er selbst bekennt – über eine bewusst einfach gehaltene Sprache breitere Leserschichten und damit größere Absatzzahlen erhoffte. So mag es weniger das Streben nach poetischem Lorbeer denn das profane „Die Kunst geht nach Brot“ gewesen sein, das den „armen Poeten“ dazu bewogen hat, in monatlicher Folge gereimte Sittengemälde seiner nürnbergischen Landsleute zu zeichnen. Wobei es naturgemäß eher die Unsitten sind, die von der spitzen Feder des Satirikers aufgespießt werden, bekanntlich steckt im Spötter stets ein Moralist.

Jedenfalls brachte Johann Friedrich Riederer 1718/19 unter dem wahrhaft abenteuerlichen

Titel *Die abentheuerliche Welt in einer Pickelheerings-Kappe* insgesamt acht Folgen seiner persönlichen Sicht auf ihn umgebende Irrungen und Wirrungen heraus. Für jede Lieferung versprach ihr Urheber gleich doppelte und zudem preiswerte Unterhaltung: *Einem armen Schlucker sollen um etliche Groschen zwei poëtysche Satyren, in welchen allerhand im Schwang gehende Missbräuche, Laster und Unförmlichkeiten der Menschen auf eine ridicule,*

Johann Friedrich Riederers selbst verfasster Lebenslauf bis 1710. (StadtAN E 56/VI Nr. 320)



doch vernünftige Art [...] vorgetragen werden. Der Verseschmied möchte, wie er seinen selbstgestellten Auftrag weiter umreißt, dem häufig beklagten Mangel an vergnüglichen Satiren abhelfen, ohne ehrenrührig oder persönlich beleidigend zu werden. Weit entfernt von der scharfen politischen Satire unserer Tage (die ohnehin niemals die Zensur passiert hätte) geht es dem Dichter darum, in der Tradition Till Eulenspiegels dem einfachen Volk „den Spiegel vorzuhalten“. Diese sanfte Form von Satire hatte im 18. Jahrhundert große Bedeutung. Denn anders als ihre polemisierend-abstrafenden Vorgänger wandten sich die Satiriker im Zeitalter der Aufklärung zunehmend scherzhaft-heiteren Darstellungen zu. In Nürnberg bestand da zweifelsohne Nachholbedarf. Komische Literatur kannte man hier allenfalls noch aus den alten Fastnachtspielen des 15. und 16. Jahrhunderts. Geläufig waren hingegen bitterböse, mit persönlichen Angriffen gespickte Schmähschriften wie Pamphlete und Pasquillen, die meist anonym lanciert wurden und häufig empört-geharnischte Gegenschriften heraufbeschworen. In diesem brenzigen Terrain tummelte sich der Pegnitzschäferpoet Riederer übrigens durchaus auch – einer seiner Kontrahenten hatte ihn diesbezüglich als einen *Erz-Flegelhafften Verse-Drescher* geziehen. Tatsächlich scheint die harmlos ironisierende Spottdichtung in der Noris erst mit Riederers *Satyren* Einzug gehalten zu haben. Ihr ästhetischer Wert mag bescheiden sein, umso gewichtiger tritt uns heute der kulturgeschichtliche Aspekt zutage: Seine Sottisen bewahren längst dem Alltag und dem kollektiven Gedächtnis entschwundene Eigenarten, Marotten oder Moden davor, gänzlich aus der Erinnerung zu verschwinden – kurz: Es menscht in ihnen.

Riederer selbst drückt sein Anliegen so aus: *Der heimtückischen Welt nur ihre Foiblessen [= Schwächen] auf eine lustige Art vorstellen*, wobei er sich immerhin in der Tradition von Satirikern wie Horaz, Amaranthes und Molière sieht. Das auf den Titelseiten wiederkehrende Motto *Ridendo dicere verum quis vetat?* (Wer verbietet es, lachend die Wahrheit zu sagen?) ist seinem Vorbild Horaz entlehnt. Und

der Titel selbst? Dass seiner *Beschreybung der Narrheiten der Welt ein närrischer Titul vorgesetzt ist*, spricht der Autor eingangs zwar an, weicht aber einer richtigen Erklärung aus. Der offensichtlich schon damals nicht allzu geläufige Pickelhering zählte wie der Kasperl, der Harlekin oder der Hanswurst zu den komischen Figuren des Volkstheaters. Riederer betrachtete die Possen seines Umfelds demnach schlicht unter einer Narrenkappe – womit er sich selbst mit der Narrenfreiheit der freien Rede ausstattete. Wer sich als heutiger Leser daran stört, dass nicht alle der knapp 300 Jahre alten nürnbergischen Glossen nach unserem Verständnis „politisch korrekt“ ausfallen, möge bedenken, dass es ohnehin nicht zum Wesen der Satire gehört, diesen Anspruch zu erfüllen.

Die insgesamt 16 ohne Verlagsvermerk erschienenen Langgedichte nehmen jeweils etwa 18 Seiten ein. Ihr Aufbau folgt weitgehend dem dialektischen Schema These – Antithese – Synthese: Die Vorzüge und Nachteile der aufgegriffenen Themen werden dargelegt, daraus konstruiert der Dichter seine höhere Erkenntnis. Die Gedichte komplett vorzustellen, erfordert einigen Mut zur Lücke. Den wenigen Kerngedanken, die hier wiedergegeben werden, stehen zwangsläufig zahlreiche Argumentationsstränge gegenüber, die gänzlich unter den Tisch fallen müssen. Eingehender Interessierten kann die Stadtbibliothek Nürnberg eines der wenigen noch existierenden Originale anbieten, diesem Exemplar fehlt allerdings das letzte Stück. Einige der Satiren sind digital verfügbar, die Bibliothek des Stadtarchivs verwahrt unter der Signatur Av 9504.4 eine komplette Sammlung. Leider nur als Kopie – der langjährigen antiquarischen Suche blieb bislang der Erfolg versagt.

Von trunckenen Weibern

Die *Erste Satyra* fordert vor allem den Moralisten im Satiriker, denn ihr Thema sind *trunckene Weiber*. Die Leserinnen und Leser werden auf ein Gastmahl geführt, bei dem Bier und Wein reichlich fließen. Mit allerlei Ausreden entsagen die weiblichen Gäste zunächst dem Alkohol. Der Hausherr aber weiß, dass die Abwehr nur vorgeschützt ist. So stiftet er die

kellnernden Jungen an, die Gläser heimlich zu füllen, die *beim stillen Weiber-Soffe* unbeobachtet, aber stetig geleert werden. Die Folgen sind absehbar. *Wie man den Rausch verberg? Die Hitz steigt ins Gesicht, / Und endlich taumelt man, man woll es, oder nicht. [...] Dort sitzt, dort liegt, dort steht, dort speyt der garst'ge Engel.* Dem zu allem Überfluss auch noch der Blasendruck zu groß wird: *Es geht auf einmahl loß; O grosse Wassers-Noth! Die Tämme brechen durch zu vieler grossen Wunder, / Es Laufft von oben her biß gantz das Zimmer nunter.* Die ungewollte Verursacherin versucht nun mit allerlei List und Tücke, ihr Missgeschick zu verbergen und von sich abzulenken, *daß niemand auf der Welt es erfahren soll.* Doch ach, *allmächt'ger Gott! Wie kann ein Weibs-Bild schweigen? Eh' müßt der Hencker ihr eins auf die Gosche reichen.* So wird die Peinlichkeit durch die Stadt getratscht, bis sie endlich den Aufspießer erreicht. Der spinnt sie mit männlicher Phantasie sogleich fort: *Mein Gott! Welch Jammer ists, ein truncken Weib zu sehen, / Kann ie ein Laster auch wohl in der Welt geschehen, / Das nicht (zumahl ein jung) versoffen lüstern Blut / Auf eine kleine Bitt mit allem Willen thut!* Einer solchermaßen leichten Beute, die er sich zudem in recht anschaulichen Worten hingeben lässt, redet der Dichter nun nachdrücklich ins Gewissen: Ihr droht nicht nur der direkte Übergang von der Jungfer- zur Schwangerschaft, sondern überdies der Verlust der Ehre, denn *hat nun ein Ehren-Mann ein solch Weib in dem Bette*, erschiene es ihm ungeachtet aller Schönheit bloß als eine *garst'ge Sau im güldnen Halßband.*

Von den gutwilligen Hanreyhen

„Sex sells“ ist eine Marketing-Maxime, die zu allen Zeiten funktioniert. Davon durfte im Jahr 1718 auch unser absatzheischender Poet ausgehen. Ob sie ihn veranlasste, auch das zweite Stück der ersten Ausgabe seiner *Abentheuerlichen Welt* der weiblichen Sexualität zu widmen, wird Johann Friedrich Riederers Geheimnis bleiben. Ebenso, ob der damals zehn Jahre verheiratete Schriftsteller persönliche Erfahrungen verarbeitete. Wie auch immer – in seiner zweyten Satyra beschäftigen ihn *gutwillige Hanreyhen*. Vom „Hahnrei“ spricht heute



Der Nürnberger Zeichner und Kupferstecher Hermann Jacob Tyroff stellte 1778 den Werdegang von Paaren in sieben Etappen dar. In Stufe III kokettiert das *Frauenzimmer aus dem Lande der Lueste* mit einem Galan. Ihrem Ehemann droht damit der Übergang in Stufe IV, *Der Herr der trauernden Liebe*. Kolorierte Radierung. (StadtAN E 13/II Nr. 625, Ausschnitt)

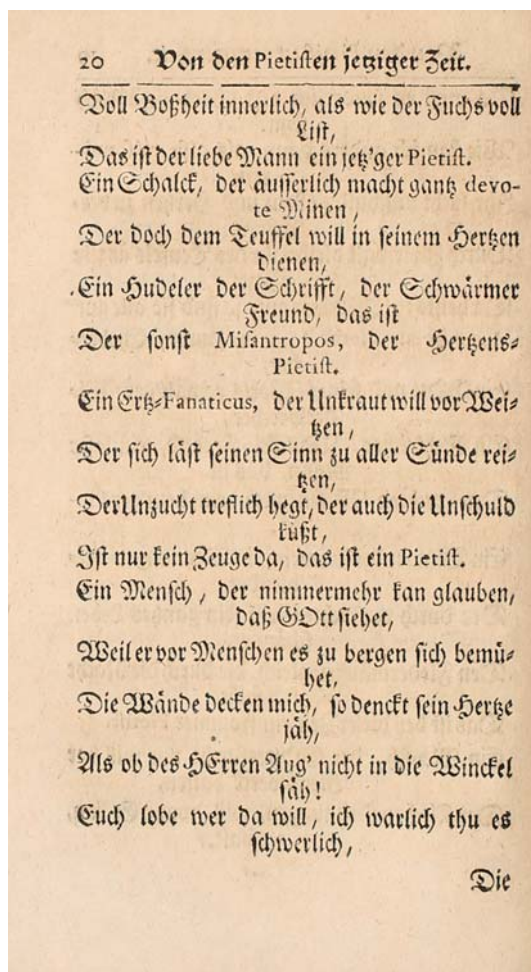
niemand mehr, des Wortes Bedeutung hingegen – der betrogene Ehemann – ist gewiss nicht der Welt entschwunden. Das Spottgedicht um einen ergebenen Gehörnten und seine dominante Ehefrau führt uns vor, dass die traditionelle Verteilung der Geschlechterrollen womöglich nie so festgefügt war, wie man es in emanzipatorischen Zeiten vielleicht erwartet hätte. *Was soll ein artig Weib stets in der Küche machen? Sie ist nicht darum Frau, daß sie das Hauß beschick, / Dem Kind den Brust reich ein, dem Mann die Hosen flick, / Die Wäsche zähle zu, das Bögeleisen fasse, / Das Fleisch im Rauche häng, zwey Schweinlein stehen lasse.* Nein, für Haus, Hof und Kinder mögen Magd und Beschließerin sorgen, *Die Frau hat auch Reason, Gott soll dem Mann genaden, / Wo er ihr anders wollt in dieser Sache rathen. Was weiß der Esel dann, wie ietzt die Mode geht!* Dem Vernehmen nach etwa so: Charlotte geht zu zwei welschen Offizieren, wo sie *offerirt die Dienst, und alles, was sie hat.* Damit nicht genug, bringt Charlotte obendrein ihren Liebhaber mit nach Haus und verlangt von ihrem Gatten, der brav den Haushalt erledigt, das muntere Pärchen reichlich zu bewirten. Um ihm daraufhin zu erklären, *Nicht daß er es verdient, nur daß sie jedem weiß, / Daß sie der Herr im Hauß, und er der Siemann hei-*

Be, / Daß er ihr Slave sey, und daß Authori-
tät / Ihr zu dem Halß heraus und biß an Ermel
geht. [...] So machts jetzt allerdings das Mode
Frauen-Zimmer! / Vergnüget ist es ietzt mit ei-
nem Manne nimmer. [...] Der Mann, der Au-
gen hat, darff, und wills oft nicht sehen, / Und
läst fünff gleiche seyn, ist einmahl das gesche-
hen. Und schweiffet das Weibgen aus, so giebt
es ewig Weh, / Dem Beutel, dem Gewer, der
Ehr, und Renommé. Ewig kann ein Ehemann
das nicht aushalten. Spätestens, wenn seine
treulose Frau auch noch das Geld verjubelt hat
und ihn der Bankrott dazu zwingt, muss er das
Wander-Bündel schnüren. Plauderte Riederer
da aus dem eigenen Nähkästchen? Nicht un-
bedingt, denn beim lasterhaften Verhalten der
Ehefrauen scheint es sich um alles andere als
ein schmerzliches Einzelschicksal zu handeln.

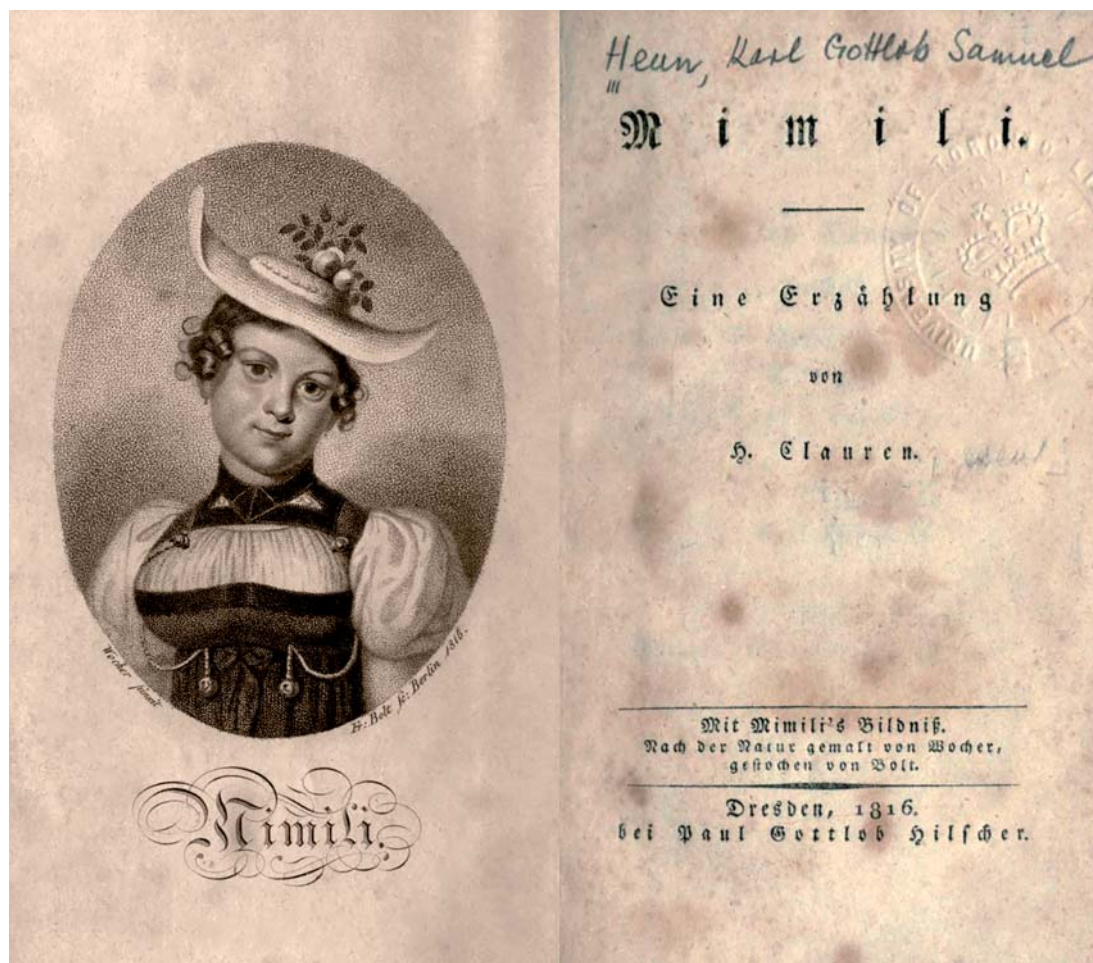
Ganz Geschäftsmann resümiert der Bericht er-
stattende Dichter trocken: *Worzu hilfft aber
diß moral- und kritisiren? Ein Hanrey findet sich
ietzt bald in allen Thüren, / Ich wär der reichs-
te Mann, der je gewesen ist, / Wann jeder mir
apart sein Horn verpachten kann.*

Von den Pietisten jetziger Zeit

In seiner dritten Satyra stellt Riederer zu-
nächst die beiden Seiten eines Pietisten ge-
genüber. Der ist einerseits rechtschaffen, ein
*lieber frommer Mann und aller Ehren werth, /
Wie Pietist, das Wort, es deutlich selbst erklärt.*
Demgegenüber lebt der Frömmler zwar mit
gutem Gewissen, aber als lust- und freudloser
Kritikaster vor sich hin: *Er ist ein Säuerling, ein
Thor, ein Heil'gen-Fresser, / Der Kopff steht ihm
was hoch wie 30 Eimer Fässer, / Der nur Cameel
verschluckt; Damit ihrs alle wißt, / Mit einem
Wort gesagt: Er ist ein Pietist.* Das Urteil, das
der Satiriker über jene Pietisten, die ihm per-
sönlich begegnet sind, fällt, könnte vernichten-
der nicht sein. In ihm muss sich ein fast heiliger
Zorn auf eine Gesellschaft heuchlerischer Pha-
risäer angestaut haben, der sich nun polemisi-
erend Bahn bricht: *So bleibts, daß eine Hex
und daß ein Pietist, / Noch fürchterlicher gar
als selbst der Teuffel ist.* In der Fremde, wo den
nur scheinbar göttlich Erweckten keiner kennt,
da werde gefressen, gesoffen, gehurt und be-
trogen. Und Riederer schreibt sich weiter in
Rage, indem er den christlich und gönnerhaft
auftretenden vorgeblichen Menschenfreun-
den alle erdenklich negativen Charakterzü-
ge andichtet. Nichts als Betrug stehe hinter
ihrer *wohl und fein gespielten Masquerade.*
*Was ist ein Pietist? Ein Hurer, Ehebrecher, /
Ein Gott und seines Worts gewalt'ger Wider-
sprecher, / Ein Schleicher, Winckel-Freund, ein
loser Mann, das ist / Den rechten Wesen nach
ein heut'ger Pietist.* In diesem Tenor geht die
Tirade noch zwei maliziöse Seiten weiter, um
am Ende weiter zu verweisen auf *die Schrifft
des grossen Ehren-Mannes, / Der mit viel Geis-
tes Muth dient Cantzel und Altar, / Der jetzt in
Hamburg ist, und sonst in Sorau war.* Die Lese-
empfehlung galt seinem Dichterkollegen Erd-
mann Neumeister (1671–1756), der als Theolo-
ge einen lebenslangen hassgeprägten Kampf
gegen den Pietismus ausfocht.



Polemisiierende Bei-
spielseite aus Riederers
Satire *Von den Pietis-
ten jetziger Zeit.* (StBN
Will III. 1015.8[3], S. 20)



„Mimili“ hieß einer der vielgelesenen *Liebes-Romane*, auf die Riederer in seiner zeitgleich erschienenen Satire abgezielt haben könnte. Heinrich Clauren erzählt darin die Liebesgeschichte zwischen einem deutschen Offizier und einer Schweizer Bergbauern-tochter. Frontispiz und Titelseite des 1816 in Dresden erschienenen Buches. (Internet Archive, San Francisco, California)

Von den Liebes-Romanen

Die vierdte Satyra beschäftigt sich mit einer Leidenschaft, die soeben im nürnbergischen Mikrokosmos Einzug gehalten hatte: Laut Riederer traf man neuerdings Männlein wie Weiblein bei der Lektüre von *Liebes-Romanen* an, worunter gewiss eher Schund- als hohe Literatur zu verstehen ist. Als *Satyricus* und Übersetzer französischer Belletristik sieht er es mit Wohlgefallen, wenn man das *schöne Wort betrachtet, und die Galanterie, / Und gegentheils dafür die Compagnien flieh, / In denen man nur frißt und säufft, und tantz, und spielt, / Und bald die schwere Noth drauf in den Beutel fühlet*. Zumal sich Literaturrezeption für den Mann schnurstracks zu romantischen Erfolgen bei den Frauen-Zimmern ummünzen lässt: *Er liest beym Mondschein wohl,*

und lernet gar theils Reden, / Und bringt sie casu quò an wieder bey der Greten. Mit galanten Sprüchen aus den amourösen Geschichten rennt *Monsieur* bei ihr offene Türen ein – scheue Frömmigkeit war gestern. Ja, mittlerweile erwartet das schöne Geschlecht den geschickten Einsatz von *Complimenten* geradezu, schließlich bedienen sich weibliche Wesen zur Ausgestaltung ihres Liebeslebens der gleichen gedruckten Handreichungen. *Man zweifelt ob man auch wohl einen Mann bekäme, / Wann man Romanen nicht zu Wege-Weisern nähme*. Süchtig geworden lesen manche gar in der Kirche oder im Warenlager. *Romanen sind gemein in allen Officinen. Sie sind es, die anjetzt zum Zeit-Vertreibe dienen*. Der Billigroman als das Smartphone der schönen neuen Medienwelt zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Diese Jungfrau in Regentuch entstammt dem *Nürnbergischen [...] Trachten-Buch* von 1704. In der Bildunterschrift erklärt sich die Dame etwas ungelenk: *Mit den Regentüch bedecket geh Ich bey den Sonnenschein. Nemblich Ich will nicht gesehen, und doch angesehen seyn.* Kupferstich. (StadtAN E 13/II Nr. 511, Ausschnitt)



Von Nürnberger Regen-Tüchern

In seiner *fünfften Satyra* greift Riederer das unerschöpfliche Thema Mode auf. Mit den Regentüchern widmet er sich einer im 17. Jahrhundert aufgekommenen und besonders in Nürnberg beliebten Spielart. Frauen warfen die bodenlangen Umhänge stets dann über ihren Kopf und ihre Kleidung, wenn sie das Haus verließen – keineswegs nur bei Regen, sondern unabhängig von der Witterung. Das Überkleid ähnelt dem Tschador islamischer Frauen, an-

ders als dieser waren die Regentücher aber meist weiß oder grün und mit Spitzen besetzt.

Als weltläufiger Betrachter toleriert Riederer den hiesigen Look, kann ihm aber ästhetisch nichts abgewinnen. *So bringt es die Facon*, gleichwohl findet er es albern, dass sich jede Frau selbst bei schönstem Wetter ins Regentuch hüllt. Damit einher geht, dass das Tuch Stand und Status verhüllt, denn das Verdecken der Haartracht lässt nicht mehr erkennen, *was Frau, was Jungfer ist*. Doch findet der Autor auch Argumente, die für das Kleidungsstück sprechen. Positiv zu vermerken ist, dass kleinwüchsige Frauen mit ihm größer erscheinen, außerdem legt es einen beschwichtigenden Schleier über diverse körperliche Defizite. Nicht mehr als *Regen- nein, vielmehr betrogen Tuch [...] dient es eben wohl den alten Kuplerinnen*. Verbergen kann es zudem, *wann ein liebes Kind durch guter Worte Glätte, / Den Hörnleins-Wächter [= das Horn des Nachtwächters] so was überhöret hätte, / Und, wie in Nürnberg das sich findet zur Genüg, / Ein lebendiges Kind in ihrem Leibe trüg*. Ein erheblich harmloser Grund des Verhüllens wäre, wenn sich die Frau schlicht den sorgsam *Auffputz* ersparen möchte. Sie kann etwa auf das Anlegen des einschnürenden *Brust-Latzes* oder im Sommer auf das vorschriftsmäßige Unterkleid verzichten. Als praktisch erweist es sich auch, *Wann ihr zu träge seyd, euch reinlich anzuziehen*. Dank ihm darf sich sogar manch arme *Lumpen-Dirn, die kein gut Hemd hat an*, in die besseren Viertel wagen: Kleider machen Leute. So kann Riederer am Ende seinen Frieden mit dem eigenartigen Accessoire schließen: *Ein schönes Angesicht wird gleichwohl schöne bleiben* – egal, welche *Facon* auch immer gerade angesagt ist. Was Riederer nicht wissen konnte: Ein versöhnlicher Umgang mit der wenig eleganten Zeiterscheinung war schon angesichts ihres Beharrungsvermögens angeraten. Erst Jahrzehnte nach seinem Tod ließen die Nürnbergerinnen von ihren geliebten Umhängen ab.

Von Schnupff-Toback

Der Tabakkonsum wurde in Deutschland im 17. Jahrhundert populär. Meist ging das teure Gut auch damals schon in Rauch auf, nebenbei

Der *Schnup-Taback* nistete sich auch in die Nürnberger Tabakordnung aus dem Jahr 1722 ein. (StadtAN A 6 Nr. 3642, Ausschnitt)

gen / die Blätter zur Ungebühr nicht nezen oder son-
sten auf einige Weiß und Wege nicht fälschen / und
weilen der Geiz zu dem Schnup - Taback verbräu-
chet werden kan / auch deßhalber dessen viel von de-
nen Handels - Leuten in Italien verschickt wird / soll
man auch selbigen zu seiner völligen Zeitigung gelan-
gen lassen / alsdann auch gewöhnlicher massen / doch
2 ohne

entwickelte sich die Kultur, Tabak mit der Nase aufzusaugen. Im 18. Jahrhundert erreichte das Schnupfen seinen Höhepunkt. In dieser Phase entstand Riederers Epos zum *Schnupff-Toback*. Das Prinzip von Rede und Gegenrede samt resümierender Abwägung findet sich auch in seiner sechsten *Satyra*. *Prisill-Toback*, also brasilianischer Schnupftabak, wird zunächst als Allheilmittel gegen Leiden, Krankheiten, Hunger und Unpässlichkeiten aller Art empfohlen – selbst wenn *einen der Liebe Hitz ein bißgen mitgenommen*. Der medizinische Lobpreis klang damals gewiss weniger abwegig als heute. Tatsächlich war ausgerechnet der in unserer Zeit als hochgradiger Gesundheitsschädling gebrandmarkte Tabak zunächst als Heilpflanze importiert und ausschließlich in Apotheken verkauft worden.

Seiner kurierenden Wirkung war man sich um 1720 allerdings längst nicht mehr so sicher. Die mit einem freundlichen *Belieben Sie?* dargebrachten zierlichen Döschen scheinen Riederer

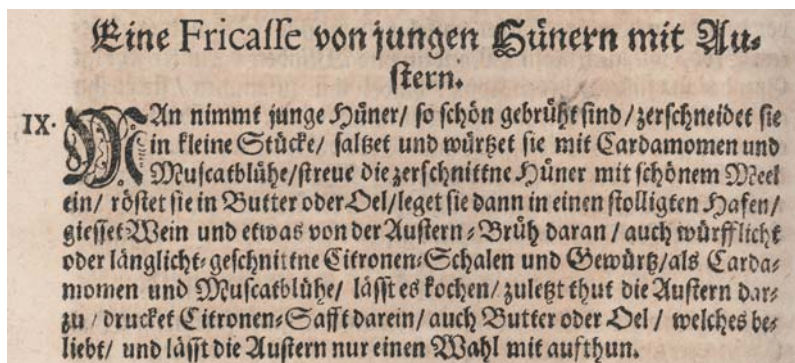
fast allgegenwärtig, doch nicht alle Nürnberger sind der *Seuch* erlegen. Was ihn als Verächter sehr erfreut, denn sein entschiedenes, beinahe modern klingendes Urteil lautet: *Warhafftig es ist Schand so viel Geld zu versplütern, / Vor einen solchen Mist, mich kann es nur erbittern. Wann ein gelehrter Mann den Dreck auch in sich frißt, / Und seine Nase nicht autorität'scher ist. [...] Gesund? Kopff, Magen gut? Ich heiß es unnatürlich*. In Wirklichkeit lässt sich mit der Prise kein Schnupfen beseitigen, es ist *Die Neu-Begierde bloß, Frantzosen nach zu äffen, / Daß du mit ihnen willst in eine Scheibe treffen. Weil es der Spannjer thut, der Savojarr gebrauch't, / So meynst du, nährischer Mensch! Daß er vor dich auch taugt. [...] Bring die Gesundheit doch so sehr nicht in Ruin, / Dien du nicht den Toback, noch mach daß er dir dien*.

Von dem Dantzen

Gefeiert wird mit Essen, Trinken, Parlieren – und durch Bewegung. Erst durch das Tanzen



Französische Eleganz und Contenance beim Gesellschaftstanz zelebrierte Pierre Rameau in seinem 1725 in Paris erschienenen Lehrbuch *Le Maître à danser*. Zeichner und Stecher: Pierre Rameau, Mischtechnik. (Wikimedia Commons)



1691 war das *Vollständige Nürnbergerische Koch-Buch* erstmals erschienen. Die 3. Auflage 1712 wurde mit „modernen“ französischen Rezepten wie diesem Hühnerfricassee mit Austern angereichert. (StadtAN Av 181.8, S. 1110, Ausschnitt)

wird das Fest zur echten Lustbarkeit. In der siebenden *Satyra* geht es also um Gefühle, und da liegen Freud und Leid nah beieinander. Misslich ist die Tanzveranstaltung etwa für den, der's nicht kann. Manchem *Bauren-Bengel* bleibt dann nichts anderes übrig, als eine *Jungfer*, die *Feuer auff der Brust und in dem Augen führt*, mit faulen Ausreden abzuweisen. Und so einfach ist es bekanntlich nicht zu erlernen, nein, sondern es gehört ein *Naturell* darzu. *Ich weiß nicht, ob man kann ein groß Vergnügen spüren / In einem teutschen Dantz herum zu haselieren*. Die deutschen Tänze erscheinen ihm steif und somit denkbar ungeeignet zum Haselieren – das hübsche alte Wort können wir getrost durch Flirten ersetzen. In Sachen Leidenschaftlichkeit bedarf es für den Paris-Kenner Riederer schon französischer Schritte. Denn *das Dantzen ist gewiß der geilen Lüste Zunder, / Laufft bey demselben nicht viel tausend Thorheit unter?* Wie beim Weingenuss lassen sich die Freuden für Herz und Leib allerdings durch immer höhere Dosierung nicht beliebig steigern. Der – nun wieder nüchtern-deutsche – Dichter sieht sich deshalb zum eindringlichen Appell zu Mäßigkeit und Vorsicht veranlasst, auch und vor allem *wenn das Hertze wird erhitzt. Gelegenheit macht Dieb, wer weiß nicht da und dorten, / Daß eine Jungferschafft beym Dantz verdantz ist worden*.

Von à la mode Kochen

Die achte *Satyra* setzt am Morgen nach einer Hochzeitsfeier ein. Nach all dem *Tan-ta-ra-ra*, das beinah kein Ende nahm, bedürfen das frischgebackene Ehepaar und alle involvierten dienstbaren Geister dringend der Erholung.

Die Braut-Leut schlaffen noch still! Daß sie niemand störe. Nach absolvierter Hochzeitsnacht übernimmt die Braut die *Haußgeschäfte*, Und zeigt ihrem Mann, daß in der Kocherey / Fast in der gantzen Stadt ihr Niemand gleiche sey. Wasser, Kraut und Milch sind passé, angesagt dagegen nunmehr *Ragout und Fricassé*. Frankreich hält Einzug in teutsche Küchen. Die neue Hausherrin unterweist die Magd in den ungewohnten Rezepten. In Pasteten ersetzt *Parmesan-Käb* – ein Pfündlein ist genug – fortan die gemeine Butter. Die bislang unkomplizierte *Mandel-Dorten* erhält ein aus *Butter-Milch, EBig, Ochsen-Hirn, Kalbs-Miltz, Gänß-Lebern, Bries und Gries* üppig angerichtetes *Ingeräusch*. Stundenlang in *Capern-Brüh* gesottene Eier und in Lorbeer eingemachte Schnecken mögen in Nürnberg schwer vermittelbar, aber noch hinzunehmen sein, doch es geht auch um beziehungsweise an die Wurst: *Merck an die seltnen Weiß, was unsre Alten thaten, / Die Bratwurst auf den Rost zu schelchen und zu braten, / steck du sie an den Spieß, schmier den zuvor mit Wein, Und mit Latwergen-Most, was kann wohl besser sein?* Nun ja, zumindest hat man sich in Nürnberg von der aparten Variante mit Latwerge (= Fruchtmasse, meist aus Pflaumen) wieder abgewandt und ist zur puristischen Rostbraterei zurückgekehrt. Womöglich auch deshalb, weil es der küchenrevolutionierenden Hausherrin an praktischer Erfahrung mangelt. Die bodenständige Magd hält ihre Feinheiten ohnehin für nichts als *närrisches Geschwätz*. So geraten die beiden Damen nicht nur in Streit; es kommt, wie es kommen muss: Zwei Köchinnen sind zu viele und verderben den Brei. Der hungrige Gemahl sehnt sich derweil nach einfachen *Gerichtgen* statt verstiegener Kochkunst. Sein Schlusseufzer *Ich wünsche mir kein Weib zu Tafel und zu Bett, dafern sie nicht Verstand auch in der Küche hätt könnnte die erste Ehekrise heraufbeschwören*.

Von den Complimentisten

Die neunte *Satyra* beklagt die in Nürnberg eingezogene Schöntuerei. Früher war für Riederer der Umgang untereinander einfach und redlich, es galt der Grundsatz *Ein Wort, ein Mann*. Nun wo man kommt zusamm, auf was vor Art und Weiße, / Beym Trincken, bey Visit

und wie es immer heisse, / Taugt kein „Gott grüß dich“ mehr, das wäre viel zu schlecht, / Nun ist das Compliment: „Ihr gantz ergebner Knecht!“ – das zu allem Überflus auch noch mit unterthänigem, schuld’gem Diener kombiniert wird. Der Titelwahn grassiert, die Gemahlin des Rats wird ganz ohne eigenes Zutun zur *Frau Räthin*. Dem aufmerksamen Beobachter bleibt indes nicht verborgen, dass hinter all den hofierenden Schmeicheleien nichts anderes stecken als *Simulir-Kunst, Heuchelei und verkehrtes Spiel: Das Beste wird geredet, das Böse wird gedacht*.

Von alten Junggesellen

Die zehende *Satyra* stellt die Vorzüge des Junggesellenlebens seinen Nachteilen gegenüber. Riederer hebt mit dessen Verteidigung an: *Gott ehr den led’gen Stand! Es ist ein langer Kauff, / Wann ich ein Mädgen such, und schließ die Heyrath drauff, / Sie ist wie neuer Wein, zwar süß, biß die Beschwerden / Im Kopff und in dem Leib gar bald empfunden werden*. Von partnerschaftlichen Malaisen des Verfalls bleibt der Junggeselle verschont. Er darf ausschlafen, um nach der Köchin morgendlichen *Frage, was ihr Gestreng zu essen heut behage*, das zu genießen, was ihm schmeckt. Er muss nicht fragen, um auf ein Gläschen Rheinwein loszuziehen – und er muss sich später nicht rechtfertigen, denn er lebt zwar allein, ist aber *kein Feind vom Frauenzimmer*.

Obschon das *Commandiren bey Weibern* leider kein Ende nehme, kommt im Alter die Zeit, eine liebe Frau zu haben. Um in die Jahre gekommene Junggesellen noch in den Hafen der Ehe zu locken, kann oder will Riederer nach all dem weitschweifig abgehandelten Gegenentwurf keine eigenen Pro-Argumente liefern. Er bemüht stattdessen die Bibel. Stillschweigend schließt er sich Paulus an, der (in den Korintherbriefen) sagt, dass es zwar gut sei, wenn der Mann kein Weib berühre. *Doch setzet er dabey: Hat man nicht keusche Gaben; / So soll ein jeglicher sein eigen Weibe haben. [...] Seyn wir auch in dem Stand, den Lüsten zu entfliehen? Nein [...] So gehe noch zu Werck, und schaff ein Weib dir an, / Dieweil ein Alter doch noch Kinder zeugen kan. [...] Kriegst du ein lie-*

bes Weib, [...] ach drück ein Auge zu, [...] der Ehstand sey ein Orden, / Der von dem Heiligsten ist selbst gestiftet worden, / Und daß er nicht fand gut, so sprach er rund und klar, / Daß dessen Ebenbild, der Mensch, alleine war.



Diese hübsche kolorierte Lithografie aus dem Jahr 1840 ist über ein Jahrhundert jünger als Riederers Satire zum Junggesellenstand. Wir dürfen aber davon ausgehen, dass die Interessen dieser Spezies sich nicht grundlegend verändert haben. (StadtAN A 29 Nr. 4, Ausschnitt)



Ein Nürnberger Handelsmann um 1700 eingerahmt von zwei Jungfrauen. Die eine trägt das bereits bekannte Regentuch, die andere wärmt sich mit einem Pelzmuff. Zeichner und Stecher: Johann Alexander Boener, Mischtechnik, 1700. (StadtAN E 13/II Nr. 546)

Vom Gelde

Wer meint, die Vergötterung des Geldes hätte ihre wahren Höhen erst in unserem Turbokapitalismus erreicht, der möge sich von Johann Friedrich Riederers *elffter Satyra* eines Besseren belehren lassen. Im Jahr 1719 muss der Schönggeist konstatieren, dass *ietzt Argentum mehr als Argumentum gilt. Geld ist die Kupplerin, die alles bringt zu wegen [...]* Der größte Herr nach Gott ist Geld, dem jeder fröhnet. Geld lässt Poeten Lobsprüche verfassen, Frauen zu Huren werden, Richter und Universitätsprofessoren schmieren. Dumme werden mit erkauftem Dokortitel reich, was sie wiederum fürs weibliche Geschlecht attraktiv macht. *Das Menschliche Gemüth wird durch das Geld geblendt, / Das Geld ich hab dich lieb nimmt diese Stund kein End.* Solche Phänomene kommen uns nur allzu bekannt vor – genau wie die Spreizung der Einkommen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, die Riederer fatal am eigenen Leib verspürt: *Allein, was sage mir? Kriegt ein Gelehrter aber? / Des Kunst nach betteln geht, den fast die Armuth frißt.* Was er vom schnöden Mammon hält? *Mein Hertz liebt nicht den Geitz, ich bin mit wenig satt, / Und der hat Überfluß, der nur Vergnügung hat. Bin ich kein grosser Hans, und hör ich einen Prahler, / Der hundert Tausend hat, wer weiß ob auch ein Thaler, / Ist unter seinem Geld, der, schnitt man ihn entzwey, / Nicht trieffete von Blut und grosser Schacherey [...]* Ich tausche

nicht mit ihm. In seiner persönlichen finanziellen Misere spricht sich der vom Erfolg nicht verwöhnte Dichter selbst Trost und Mut zu. Selbst wenn die Durststrecke kein Ende nehme, verspricht er, aufrecht zu bleiben: *Und sollt ich allezeit der rechten Scheibe [= Münze] fehlen, / Wann ich nur, geh ich fort in meinem alten Trab, / Stets einen gnäd'gen Gott und gut Gewissen hab.*

Von den vertheidigten Satyren

Riederers zwölffte *Satyra* kreist gleichsam um sich selbst, sie ist der Verteidigung der eigenen Gattung gewidmet. Der Autor hält zunächst Rückschau auf seine bisherigen elf Stücke. Ihre Vielzahl kam nur deshalb zustande, weil *leyder dieser Zeit die Menschen da und dorten / vor einer Laster-Seuch sind angestecket worden.* Dem summarischen Überblick schließt sich eine Reflexion über die Satire im Allgemeinen an. Was drängt den Satiriker, sich an die Öffentlichkeit zu wenden? Riederer sieht sich durch einen hehren Anspruch angespornt: *Sinnt man Satyren aus, ob sich vielleicht durch diese, / Die Warheit unvermerckt im Scherze sagen ließe.* Das scheint ihm offenbar nicht immer ganz geglückt zu sein. Obwohl niemand persönlich zum Vorschein kommen sollte, wählten sich einige seiner Mitbürger betroffen und hatten sich beim Autor beschwert. Der ist sich seiner ungeliebten Rolle des Mahners durchaus bewusst: *Ich weiß wohl, daß man mich nicht hier mehr auf der Erde, / Zu einem Märtyrer der Warheit machen werde.* Alle Anfeindungen vermögen ihn aber von seinem inneren Bedürfnis, Missstände anzusprechen, nicht abzubringen. *Picquante Satiren mit recht Salz und Pfeffer* entfalten seiner Erfahrung nach die größte literarische Wirksamkeit. In Abgrenzung zur boshaften und auf eine bestimmte Person zugeschnittenen *Pasquille* stehen sie für eine freundlich-milde Ausdrucksform der Kritik: *Satyren, wann ich recht nach dem Gewissen richte, / Sind Sitten-Lehr-Straff-Zucht-vielleicht auch Schimpff-Gedichte, / Drinn, was man heimlich thut, das Laster wird gestrafft, / Das Mißbrauch öffentlich hat noch nicht abgeschafft. Man ziehet höhnisch auff, was nicht ist wohl gelitten, / Der Endzweck ist davon: Verbesserung der Sitten.* Der Glaube, mit seinem

Werk positiv auf die Welt einwirken zu können, ist dem unglückseligen Poeten also auch in seiner zwölften Satire noch nicht abhandengekommen.

Von den Kauffleuten

In der *dreyzehenden Satyra* wechselt Riederer vom poetischen Spiel- auf sein merkantiles Standbein. Schließlich haben die Plagen vor seinem Brotberuf nicht haltgemacht. Desillusioniert fällt die Bestandsaufnahme aktueller Geschäftspraktiken aus, sie endet in dem Stoßseufzer *Du arme Kauffmannschaft!* Der redliche Kaufmann rackert sich unermüdlich ab, trotz hohen finanziellen Risikos bleibt kaum noch etwas übrig – im schlimmsten Fall handelt er sich *böse Schulden* ein. Klingen die Klagen aus der Geschäftswelt heute nicht sehr ähnlich? Riederer garniert seine Probleme mit eigenen Erfahrungen. Zu viel französischer Safran und zyprische Baumwolle kommen ins Land, die großen Mengen verderben die Preise. Zudem herrschen im Handel *grosse Tyraney* und betrügerische *Teuffeleyen*. Seine Erfahrungen veranlassen ihn zur dringlichen Warnung vor dem Ergreifen dieses Berufs, obwohl *ein ieder Esel nunmehr ein Kauffmann seyn will*. Das liegt auch an der unternehmerischen Belastung. Wie überall gibt es auch hier schwarze Schafe. Dem Fleißigen aber *lieget die Handlung so sehr auff Hertz und Magen*, dass er *schließt offft nach Mitternacht erst seine Augen zu*. Diesen *wackren Leuten* sollte es unbedingt gut gehen, denn ohne prosperierenden Handelsstand kann ein Gemeinwesen nicht gedeihen: *Es blüh die Republicq und das Commercium!*

Von den Reiff-Schürtzen

Die *vierzehende Satyra* widmet sich einem weiteren von Riederer nicht gern gesehenen Accessoire der nürnbergischen Damenmode. Wenig charmant gemahnt es ihn an riesige Kirchenglocken. *Nein, sagst du, wohl so schau nur einen Reiff-Schurtz an, / Der dir dann ein Modell davon bald geben kann*. Wie die bereits verarbeiteten Regentücher sind auch die „Reifschürzen“ heutigen Kleiderschränken längst entschwunden. Des Satirikers neues Ärgernis allerdings nicht ganz, Brautmodengeschäfte

gewähren Reifröcken noch ein Nischendasein. Benannt sind sie nach einem Reifen aus Holz, Fischbein oder Federstahl, der den Unterrock auf Taillenhöhe auseinanderspreizt. Zu Riederers Zeit bestand der Reif aus den steifen und zugleich flexiblen Barten von Walen, die in ein Leinwandfutter eingenäht wurden. Der Dichter zeigt sich durchaus vertraut mit dem Innenleben: *Die Röcke musten durch und durch gefüttert seyn, / Gefüllt und ausgestopfft, damit die stoltze Krähe, In solcher Leibs-Gestalt was dick und prächtig sehe*. Das aufbauschen- de Kleidungsstück, ursprünglich eine Kreation des spanischen Spätmittelalters, war tatsächlich um 1715 in Europa wieder einmal in Mode gekommen, womöglich um – *grand Malheur* – Schwangerschaften zu verbergen. Seinem Dafürhalten nach handelt es sich um eine *tumme Mode*: *Wie ärgerlich ists doch, wie wird man nicht bewegt, / Daß Frauenzimmer jetzt die garst'ge Reiff-Schürtz trägt!* Dabei muss auch Riederer dem definitiven Nicht-Objekt der Begierde durchaus eine längere Liste an Vorzügen konzederen: Gegenüber am Körper anliegenden Unterröcken trägt sich der Reifrock leichter und luftiger. Außerdem verleiht die Aufspreizung allzu dünnen *Mädgen* Rundungen.



Zwey Frauen-Zimmer auf dem Weg, vollführen ein Vertraut Gespräch (erschienen 1738 in Frankfurt am Main und Leipzig): Die sächsische Reifrockträgerin Columbine und die Nürnberger Regentuchträgerin Rosinda versuchen sich gegenseitig, von den Vorteilen ihrer Kleiderwahl zu überzeugen. Frontispiz, Kupferstich. (StBN Nor. 337.4)

Nürnberger Kind um
1660. Stecher: I. N.,
Kupferstich. (StadtAN
A 7/I Nr. 1652)



Der Rock erweist sich als Hüter der *Jungfrau-schafft von manchen schönen Kind*, indem er *die Keuschheit und die Ehr des Weiblichen Geschlechts verbollwerckt und verzäunt*. Alles andere als Schutz bietet das weite Rund hingegen vor anderen Lebewesen. In einer längeren Einfügung lässt der Dichter die wenig geliebten damaligen ständigen Begleiter ironisch frohlocken: *Es weiset sich so gar, daß auch die Schaar der Flöhe, / Um ein sehr merckliches der Reiff-Röck Lob erhöhe*. Von inneren geht er zu den äußerlichen Unannehmlichkeiten über. Das Hinsetzen kann schon mal ein *Viertelstündgen* dauern, für das Nebeneinandergehen mehrerer Reifrockträgerinnen müssten sogar breitere Gassen gebaut werden. In seinem Resümee hängt Riederer die *Reiff-Schurtz* dann zur Abschreckung buchstäblich *an den Pranger*: *Was gilt ein Ehren-Weib soll dieses Kleid verlachen, / Und künfftig nimmermehr Parade drinnen machen*.

Von der Kinder-Zucht

In der *funffzehenden Satyra* nimmt sich Riederer eines pädagogischen Themas an, das die Menschheitsgeschichte als beständiges Streitthema zwischen den Generationen begleitet. Er konstatiert in seinem Umfeld neuerdings lauter verwöhnte und verzogene Kinder. Abgesehen von ein paar Bemerkungen zu

frechen, sich allzu wild gebärdenden Töchtern, konzentriert er sich auf die Söhne. Der selbst kinderlose Beobachter zielt dabei keineswegs auf die ungezogene Brut selbst, vielmehr lastet er die Schuld für die soziale Schiefelage deren erziehungsunwilligen, dafür aber spendierfreudigen Eltern an. Wie sonst vermöchten Jungen in einer Art früher Wohlstandsverwahrlosung mit ihrem Geld bereits zu prassen, bevor sie in der Schule das *Einmahlein* auf-sagen können? Wie sonst kann *im zehnden Jahr* ihre *Kost von lauter Niedlichkeiten* regelmäßig vom *Rhein'schen Wein* begleitet werden? Wüst treiben es vor allem die Väter. Sie gehen mit ihrem Sprössling *in die Burleschen*, wo der Nachwuchs alsbald ins Pfeifenrauchen sowie Karten- und Würfelspiel eingeführt wird – samt der einschlägigen Flüche. *Das ärgerliche Wort: der Geyer hohl mich* scheint sich bei Kartlern schon damals großer Beliebtheit erfreut zu haben. Bei bloßen Verwünschungen bleibt es indes nicht, alkoholgeschwängert läuft die Szene alsbald aus dem Ruder. *Und wann der Vater sich recht aus dem Zirkel saufft; / So wird das von dem Sohn vor eine Kunst getaufft. Er nimmt auch eine Hump, und ahmt ihm nach im Sauffen, / so gar, das drüber ihm die Augen überlauffen*. Der Vater toll und voll spornt den Sohnemann dabei noch an, gleichsam aus erzieherischen Gründen, denn es ist *ein verachter Kerl der ietzt nicht sauffen kan. So lautet heut zu Tag der Thon den Eltern Stimmen, / Wie kann hernach ein Kind am Port der Wohlfahrt schwimmen?* Eine Frage, die sich für den fassungslosen Riederer vor allem im späteren Leben stellt, wenn aus dem kleinen *HänBlein* der *Hanß* geworden ist. Also sei frühzeitig gewarnt vor *versäumter Kinder-Zucht, das zärteln ist nicht gut*. Unerlässlich ist eine führungsstarke, mitunter harte (damals natürlich auch körperlich züchtigende) Hand, denn *Kinder können doch nicht sonder Straffe taugen, / Sie sind ein wanckend Schiff, wie die nun Ruder brauchen*. Ob sein patriarchalischer Aufruf *Ihr Eltern macht doch nicht aus euren Söhnen Götter* seinerzeit beifällig aufgenommen wurde? Angesichts der Heerscharen von lauter kleinen vermeintlich Hochbegabten in unseren Betreuungsstätten mag man ihm auch heute eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

Von den Poeten

In der *sechzehenden Satyra*, seiner letzten, betreibt der Dichter ein wenig Nabelschau. Der Blick richtet sich auf seinesgleichen, also die Literaturschaffenden. Nachdem ihm der große schriftstellerische Erfolg – zumindest bisher – versagt geblieben ist, ist seiner Schlussbilanz eine gewisse Bitterkeit anzumerken. Sein eigenes, allzu gering geschätztes satirisches Werk führt ihn an sein Thema heran: *Ein Narr und ein Poet, denckst du, ist einerley*. Zwar mag man manchen Verseschmied zu Recht auch Narren heißen, nicht jeder Narr wird darum aber gleich zum Poeten. Für höhere Weihen genügt es eben nicht, sich für drei Taler den Titel P.L.C. (die damals inflationär verkaufte Dichterkrone „Poeta Laureatus Caesarea“) zu kaufen, um damit geschmückt darauf zu bauen, *Schmierwerck* würde zu Poesie gerinnen. Sarkastisch spricht Riederer den abgeschmackt-plumpen *Carmen* (= Gedichten) dieser *Ertz-Poeten* ihren Nutzen nicht gänzlich ab. Sie können immerhin als Einwickelpapier, Fensterabdichtung, Klopapier (statt dem teurem *Frantz-Papier*) oder sogar als Schutzweste herhalten. Und jetzt vermeinen auch noch die *Frauenzimmer*, *Kunst- und Sinngedicht* schreiben zu müssen! Immer mehr *Raben* mischen sich unter die *Schwäne*, eitle *Sprach-Ver-*

derber, die nicht einmal die Rechtschreibung beherrschen. Die aber glauben, *die Poesie sey erst durch sie genesen, / Und daß das Seculum barbarisch sonst gewesen*. Der wahre Dichter hingegen spricht: *Er wirds nicht, sondern er muß seyn darzu gebohren. Man gab wohl Trichter an, vermittelt deß man wiese, / Daß sich die Poesie in kurzen lernen ließe*. Doch niemand vermag, die allerlei Weisheit einflößenden „Nürnberger Trichter“ herzustellen. Das Dichten soll deshalb lassen, wer nicht belustigen und ergötzen kann. Wahre Poesie ist wie eine *Zünde-Ruth*, das Feuer im Kopf des Dichters muss auf den Leser überspringen. Gleichwohl bleibt der Schreiber selbst – und hier schließt sich der Kreis zu Spitzwegs Eingangsbild vom „armen Poeten“ – ungeachtet seiner hohen Kunst meist bedürftig. So verabschiedet sich Johann Friedrich Riederer in seiner letzten Satire mit *Verdruß*: *Ach daß die Wissenschaft zu der Zeit betteln muß! Da sich der meiste Hauff von den Poeten quälet, / Dieweil es selbigen an Mecaenaten fehlet*. Als er diese ernüchterten Zeilen schrieb, blieben dem nürnbergischen armen Poeten noch 15 Lebensjahre. Dem herbeigesehnten Mäzenaten ist der Dichter während dieser Zeit nicht mehr begegnet, so wurden es weitere 15 Jahre am Rande des Existenzminimums.



Künstler-Ansichtskarte von Hans Boettcher, Stuttgart, gelaufen 1924. Verlag B. Lehrburger, Nürnberg. (StadtAN A 5 Nr. 1872)

Antonia Landois:

„Neu im Stadtarchiv“: Eine Ausstellung zu Neuzugängen der Jahre 2016–2018, Kleines Foyer, 6. Juni bis 2. Oktober 2018

Als „Gedächtnis der Stadt“ lebt das Stadtarchiv nicht etwa nur vom Historischen und Alten, sondern auch von Neuzugängen aller Art. So sind städtische Behörden und Dienststellen zu regelmäßigen Abgaben von Akten verpflichtet. Sie überliefern meist in Aktenform Informationen zur Entscheidungsfindung und zum Handeln der Verwaltung. Doch können sie nur ganz selten dokumentieren und erfahrbar machen, wie die Bewohner der Stadt zu verschiedenen Zeiten „tickten“.

Um unser Bild von der Vergangenheit zu ergänzen, zu bereichern und zu vervollständigen, manchmal sogar um es überhaupt erst zu zeichnen, braucht es also noch etwas Anderes: Unterlagen aus privater Überlieferung und aus Sammlungen! Hierzu gehören unter anderem

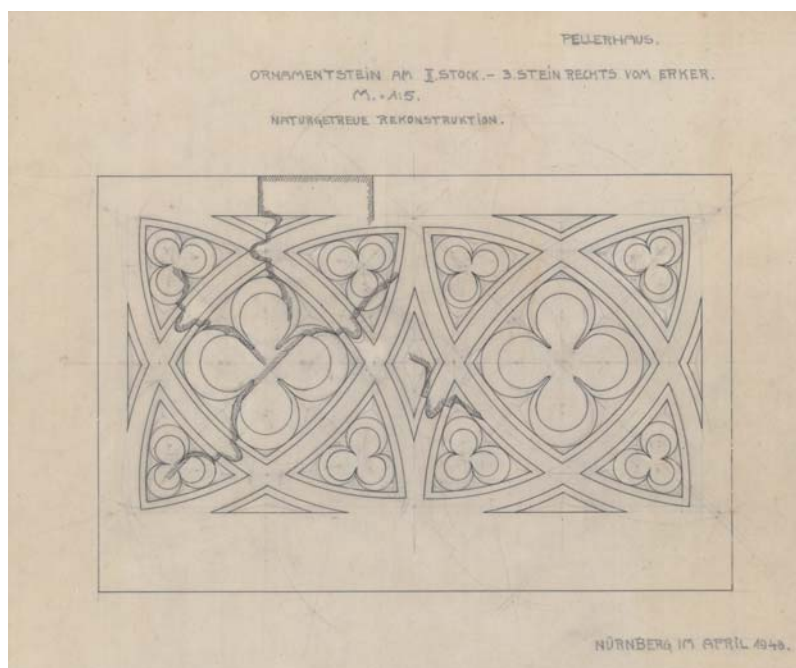
Fotos, Postkarten, Karten und Pläne, Nachlasssplitter oder ganze Nachlässe, Familien- und Patrizierarchive, Hausarchive, Vereinsarchive und Unternehmensarchive.

Die kleine Ausstellung „Neu im Stadtarchiv“ zeigt aus den genannten Bereichen etwa 60 Beispiele. Dafür wurde aus den rund 200 Neuzugängen der Jahre 2016 bis 2018 mit Tausenden von Verzeichnungseinheiten eine Auswahl getroffen. Darunter sind größere und kleinere Schenkungen, einige Ankäufe sowie Stücke zu finden, die im Stadtarchiv als Dauerleihgaben hinterlegt sind. Sie alle sind neu im Stadtarchiv, wurden bereits verzeichnet, verpackt, teilweise digitalisiert und in die Bestände aufgenommen, wo sie die Zeiten überdauern können. Dabei sind die Stücke so vielfältig wie die Menschen, die sie über- oder hinterlassen haben. Manchmal geben sie sogar selbst eine abenteuerliche Geschichte preis und beleuchten sowohl bekannte als auch unbekanntere Aspekte der Stadtgeschichte aus einzigartigen Perspektiven.

Unter Federführung der „Abteilung 3: Nichtamtliches Archivgut und archivische Sammlungen“ wurde die Ausstellung von der Autorin konzipiert. Ihre Umsetzung erfolgte unter der Mitarbeit von Ruth Bach-Damaskinos, Wiebke Böschmeyer, Thomas Dütsch, Klemens Fruth, Maria Horn, Gerhard Jochem, Thomas Knapp, Alice Olaru, Janina Rummel, Bernd Schneider und Helge Weingärtner.

Die folgenden Beispiele sollen einen Einblick in die inhaltliche und formale Bandbreite der Archivalien aus nichtamtlicher Überlieferung, aus Sammlungen und Selekten geben. Für die

Architekturzeichnung eines nach dem Zweiten Weltkrieg erhaltenen Teils des historischen Pellerhauses, April 1948. (StadtAN A 4/III Nr. 8761/20)



kurze Darstellung in diesem Norica-Heft wurden nur wenige Exponate ausgewählt.

Die Reihe wird von einem für das Archiv besonders wertvollen Bestand eröffnet. Dabei handelt es sich um die zunächst verschollenen und nun wieder aufgetauchten Pläne des historischen Pellerhauses. Diese wurden 2017 durch die Altstadtfreunde e. V. als Konvolut von rund 190 Skizzen und Plänen auf einer Auktion ersteigert und anschließend dem Stadtarchiv als Schenkung übergeben. Dort schließen sie eine Überlieferungslücke innerhalb der Bestände und sind somit von herausragender Bedeutung. Die Ausstellung zeigt exemplarisch zwei Architekturzeichnungen. Zwischen 1931 und 1934 wurde eine umfangreiche Sanierung und Restaurierung am berühmten Pellerhaus durchgeführt, um das Gebäude unter anderem für die Aufnahme des Stadtarchivs Nürnberg herzurichten. Aus dieser Zeit stammt die erste Zeichnung. Kurz nach Kriegsende und der Zerstörung der Nürnberger Innenstadt erhielt dann der Architekt Rudo Göschel den Auftrag zur *Leitung und Lenkung von Bergungs- und Sicherungsarbeiten von Bauteilen und Kunstwerken beschädigter Bau- und Kulturdenkmäler insbesondere in der Nürnberger Altstadt*. Darunter befand sich auch das Pellerhaus. Göschel und sein Mitarbeiter Karl Gruber fertigten Zeichnungen von den noch am und vom Gebäude vorhandenen Bauteilen. Die Abbildung auf Seite 50 zeigt einen Stein mit Maßwerk, wobei in Schraffur die Profile der Ornamente mit eingezeichnet sind. Die Zeichnung entstand im April 1948.

Unter dem Titel „Schöne Blicke, harte Strafen“ wird den Besuchern eine Postkarten-Serie präsentiert, welche um 1900 von der Nürnberger Firma C. Schmidtmer jun. ediert wurde. Die im Stadtarchiv vorliegende achteilige Serie illustriert auf volkstümliche und recht fiktive Weise Bestrafungen in reichsstädtischer Zeit. Bestraft werden beispielsweise *böse Weiber*, die als *Hausdrache* am Pranger stehen, und *schlechte Musikanten*, die die *Schandflöte* spielen müssen. Der „Zotenreißer“ hatte ebenso eine Ehrenstrafe zu erwarten wie der Bäcker für das Backen von zu kleinem Brot. Eine genaue topo-

grafische Verortung der dargestellten Szenen ist meist nicht möglich, lediglich auf der Karte *Der Falschspieler* ist das schmale Grolandhaus am Paniersplatz als Kulisse der Bestrafung zu erkennen. Diese Serie an Postkarten stellt aufgrund der Motivik eine Besonderheit dar, während Postkarten mit historischen Ansichten der Stadt Nürnberg regelmäßig, in großer Anzahl und meistens als Schenkung an das Stadtarchiv kommen, wo sie in der Regel dem Sammelbestand A 5 zugeordnet werden.

Auch private Einzelfotos und Fotoalben oder Seiten daraus gelangen recht häufig an das Stadtarchiv. Fragmente aus privaten Fotoalben mit Nürnberg-Bezug werden in dem Sammelbestand StadtAN A 35 unter der Nummer 109 zusammengefasst. Viele der darin enthaltenen Aufnahmen entstanden während der Reichsparteitage der NSDAP und zeigen die mit Hakenkreuzfahnen übersäte Altstadt und Parteitagsveranstaltungen. Durch ihre private Perspektive bilden solche Aufnahmen eine wertvolle Ergänzung zu den offiziellen Pro-



Angebliche Strafe für böse Weiber – am Pranger mit Maske und Schild *Hausdrache*. Postkarte, um 1900. (StadtAN A 5 Nr. 7245)

pagandaveröffentlichungen. Die Ausstellung „Neu im Stadtarchiv“ zeigt die Fotografien des Sparkassenangestellten Karl Renz (1900–1959) aus Immenstadt im Allgäu. Bemerkenswert sind dabei die Aufnahmen der Jugend der faschistischen „Falange“, dem spanischen Pendant zur nationalsozialistischen Hitlerjugend. Im September 1937, zur Zeit des Reichsparteitags, herrschte seit einem Jahr der Bürgerkrieg in Spanien, wobei das Deutsche Reich General Franco unterstützte.

Ein weiteres Albumblatt zeigt Eindrücke abseits der offiziellen Parteitags-Choreografie. Zu sehen sind unter anderem Aufnahmen von Besuchergruppen rund um die Zeppelintribüne, dabei auch von der weniger bekannten Gebäuderückseite. Die Blätter gelangten 2017 durch Schenkung ans Stadtarchiv.

Die Thematik des „Dritten Reichs“ und seiner unmittelbaren Nachwirkungen stellt aufgrund der markanten Rolle Nürnbergs in dieser Periode eine häufige Thematik innerhalb der Neuzugänge dar. Darunter findet sich auch ein spezielles Album aus dem Jahr 1949 (StadtAN E 1/2283 Nr. 1). Hintergrund seiner Entstehung war der sogenannte Wilhelmstraßen-Prozess, offiziell „The United States of America vs. Ernst von Weizsäcker et al.“ Dabei handelte es sich um den umfangreichsten und zeitlich längsten der zwölf Nürnberger Nachfolgeprozesse, welcher erst im April 1949 endete. Er untersuchte die Verstrickung führender Angehöriger des Auswärtigen Amtes in die Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Besitzer des *Gästebuch*[es] (so die Goldprägung auf der Vorderseite) war Paul Fischer, der bei diesem Prozess als Dolmetscher bei der ame-



Angebliche Strafe für schlechte Musikanten – am Pranger mit der Schandflöte. Postkarte, um 1900. (StadtAN A 5 Nr. 7248)



Angebliche Strafe für Falschspieler – am Pranger mit lächerlichem Anzug. Postkarte, um 1900. (StadtAN A 5 Nr. 7250)

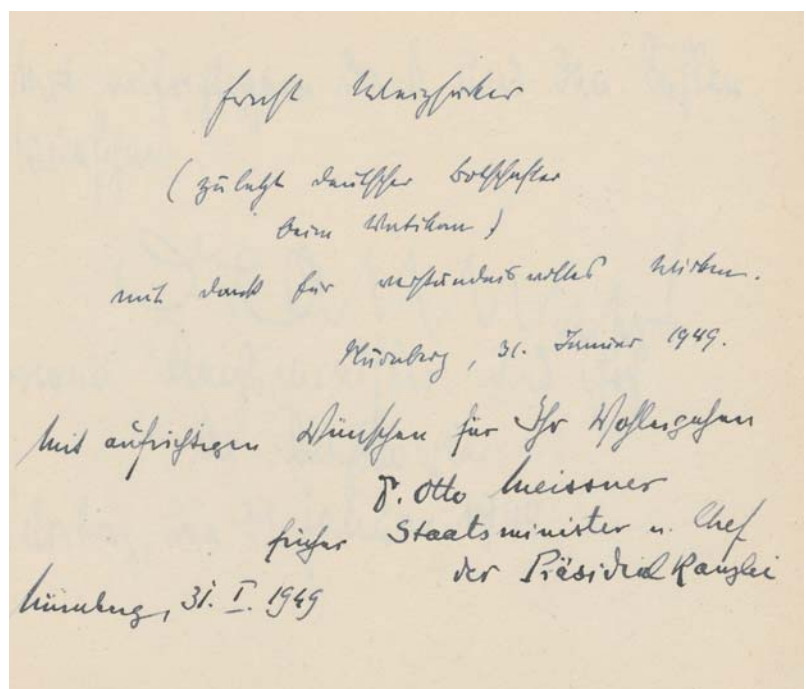


Die Jugendorganisation der spanischen faschistischen „Falange“ marschiert beim sogenannten Reichsparteitag der Arbeit der NSDAP in Nürnberg. Fotos, September 1937. (StadtAN A 35 Nr. 109/14)

Ernst Weizsäcker (zuletzt deutscher Botschafter beim Vatikan) mit Dank für verständnisvolles Wirken. Nürnberg, 31. Januar 1949. Eintrag in das Album eines Dolmetschers beim sogenannten Wilhelmstraßen-Prozess, 1949. (StadtAN E 1/2283 Nr. 1, S. 10)

rikanischen Besatzungsbehörde in Nürnberg und darüber hinaus als Kontaktperson der Angeklagten wirkte. Für diese Dienste bedankten sich die Angeklagten durch kurze Einträge und Unterschriften in das Album. So unterschrieb am 31. Januar 1949 der Diplomat Ernst von Weizsäcker (1882–1951), Vater des späteren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, und dankte Paul Fischer für verständnisvolles Wirken. Unter Anklage stand er für seine Dienstzeit von 1938 bis 1943 als erster Staatssekretär beim Auswärtigen Amt, konkret zudem für die Abzeichnung von Deportationsbefehlen für französische Juden in das Vernichtungslager Auschwitz.

Weitere Unterschriften und Widmungen stammen zum Beispiel von Walther Darré (1895–1953, unter anderem ehemaliger Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft), der – noch ganz dem NS-Geiste verhaftet – als



Künstlerische Verarbeitung der Eindrücke aus dem Lagerleben im OFLAG XIII A, 1940/41, hier der Empfang von Paketen. (StadtAN E 1/2295 Nr. 1/10)



„Alt-Reichsbauernführer“ unterschrieb. Gottlob Berger (1896–1975, ehemaliger Chef des SS-Hauptamts, SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS), über den im „Wilhelm-

straßen-Prozess“ mit 25 Jahren Haft unter anderem für die Verfolgung, Versklavung und Ermordung der ungarischen Juden 1944 sowie die zwangsweise Einziehung von Aus-

Künstlerische Verarbeitung der Eindrücke aus dem Lagerleben im OFLAG XIII A, 1940/41, hier die Revueaufführung „Der gefangene Gockel“. (StadtAN E 1/2295 Nr. 1/21)



ländern zur Waffen-SS die höchste Strafe ausgesprochen wurde, trieb dieses Festhalten an der Gesinnung des Nationalsozialismus noch weiter und unterzeichnete sogar als *General d. Wa[ffen]SS*. Er wurde 1951 wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Das Album kam 2017 als Schenkung ans Stadtarchiv und steht zur Benutzung nur als Digitalisat zur Verfügung.

Unter dem Titel „Kunst im Krieg“ findet sich ein weiteres Exponat, dessen Ursprung in den Kontext des „Dritten Reichs“ fällt. Es handelt sich um eine Mappe mit 24 farbig gedruckten, einzeln nummerierten, datierten und betitelten Darstellungen aus dem Leben französischer Offiziere im Kriegsgefangenenlager OFLAG XIII A auf dem Reichsparteitagsgelände (StadtAN E 1/2295 Nr. 1). Die Blätter zeigen teils alltägliche Szenen des Lagerlebens wie die „Ankunft“ oder den „Paketempfang“, aber auch besondere Ereignisse wie eine Revueaufführung für die Gefangenen mit dem Titel „Der gefangene Gockel“.

Die künstlerischen Darstellungen dienten als Erinnerungsgabe für die ehemaligen Insassen des Lagers. Gemalt wurden sie 1940/41 im Lager, 1942 dann in Boulogne-sur-Seine (eigentlich Boulogne-Billancourt) von dem Künstler Jacques Marie-Cardine herausgegeben. Außerdem enthält der Bestand einen faksimilierten Begleitbrief des Herausgebers und eine handschriftliche Widmung für Pierre Nibelle, den Vater des Schenkers, der wie Marie-Cardine im Offizierslager A des Wehrkreises XIII inhaftiert war. Die Mappe kam 2017 ans Stadtarchiv. Die Darstellungen ergänzen im Stadtarchiv zum Beispiel den Nachlass des Franzosen Antoine Boudol (StadtAN E 10/122) der 1940/41 ebenfalls im OFLAG XIII A interniert war. In seinen Unterlagen finden sich neben Fotos ebenfalls zahlreiche künstlerische Verarbeitungen der Internierungszeit.

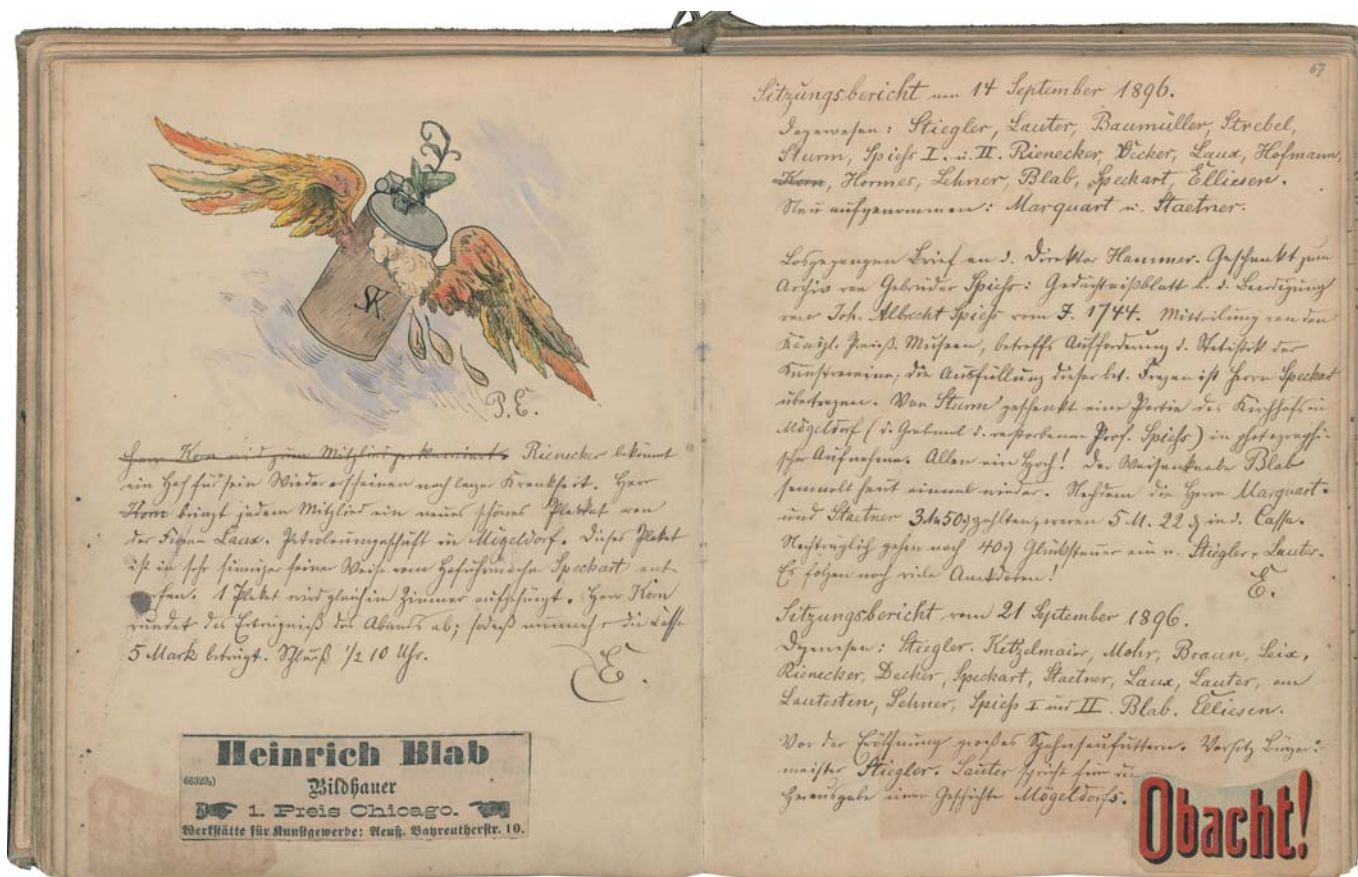
Von dem sprichwörtlichen Erfindungsreichtum, dem „Witz“ der Nürnberger Handwerker zeugt die Patenturkunde einer frühen Version der „Sonnenbrille“. Der Nürnberger Kaufmann Johann Friedrich Alt (1822–1885) erhielt am 27. Juli 1877 das Patent für *Optische Gläser*



mit farbigen Streifen zur Abhaltung grellen Lichtes.

Für diese Erfindung wurde ihm am 13. Februar 1878 durch das Kaiserliche Patentamt in Berlin die Patent-Urkunde No. 293 in der Klasse 42 (Instrumente) ausgestellt (StadtAN E 1/2318 Nr. 1/1). Dieses Patent galt für 15 Jahre. Seine „Sonnenbrille“ schützte noch nicht gegen UV-Strahlung, deren Gefährlichkeit für das Auge man damals gerade erst entdeckte, hielt aber das grelle Licht ab, ohne das gesamte Glas einfärben oder seltenes und teures Material wie Bernstein verwenden zu müssen. Die Beson-

Patenturkunde für den Nürnberger Kaufmann Johann Friedrich Alt, der ein Verfahren für *Optische Gläser mit farbigen Streifen zur Abhaltung grellen Lichtes* entwickelt hatte, 13.2.1878. (StadtAN E 1/2318 Nr. 1/1)



Ein fliegender Bierkrug und „Obacht!“, daneben Sitzungsberichte des Mögeldorfers Geschichtsvereins von 1896, so sind am 21. September laut Vereinschronik dagewesen: Stiegler, Ketzelmair, Mohr, Braun, Leix, Rienecker, Decker, Speckart, Staetner, Laux, Lauter, am Lautesten, Lehner, Spieß I und II, Blab, Elliesen. (StadtAN E 6/1269 Nr. 86, fol. 66 v und fol. 67 r)

derheit lag in der einseitigen Emaillierung feinen Kristallglases in beliebiger Farbe: Der Belag wurde vorsichtig abgeschmirgelt, bis ein farbiger Streifen bestehen blieb. Das besondere Stück kam 2018 als Schenkung ans Stadtarchiv.



Tauchpionier Heinz Eder in voller Montur und mit Unterwasserkamera nahe Kuba. Foto, 1983. (StadtAN E 10/178 Nr. 23/1)

Die bewegteste Geschichte unter den Exponaten hat wohl die unter der Signatur StadtAN E 6/1269 Nr. 86 verzeichnete Vereinschronik hinter sich. Ende des 19. Jahrhunderts trafen sich in der sogenannten Montagsgesellschaft zunächst Künstler, Gelehrte und angesehene Bürger aus Nürnberg und Mögeldorf in der Franck'schen Gaststätte am Mögeldorf Plärer. Ab dem 29. Dezember 1890 waren sie offiziell als „Verein für die Geschichte Mögeldorfs“ tätig. Gründungsmitglied und Protokollant war unter anderem der originelle Apotheker Dr. Paul Elliesen. Die frühen Zusammenkünfte und Tätigkeiten des Vereins wurden von ihm und Ernst Spieß in drei Chroniken von 1883 bis 1901 dokumentiert. In diesen Büchern sind neben den handschriftlichen Protokollen der Sitzungen auch verschiedene Beilagen wie Zeitungsausschnitte, Annoncen, Zeichnungen und Aquarelle eingefügt.

Direkter Nachfolger des Vereins ist der „Bürger- und Geschichtsverein Mögeldorf e.V.“ Es



Das Guckkästchen (1840) zur Enthüllung des Dürer-Denkmal, Vorderseite. (StadtAN A 15 Nr. 137)



Das Guckkästchen (1840) zur Enthüllung des Dürer-Denkmal in ausgefaltetem Zustand. (StadtAN A 15 Nr. 137)

ist nicht selbstverständlich, dass diese Unterlagen des Vereins den Weg in das Stadtarchiv Nürnberg gefunden haben. Der vorliegende Band II (1895–1898) der Chronik konnte 2017 im letzten Moment davor bewahrt werden, mit dem damaligen privaten Besitzer endgültig nach Übersee abzuwandern. Das Vereinsarchiv des „Bürger- und Geschichtsvereins Mögeldorf e.V.“ mit derzeit 86 Einheiten befindet sich als Depositum unter der Signatur E 6/1269 im Stadtarchiv Nürnberg.

Aus dem Bereich der Nachlässe präsentiert die Ausstellung „Neu im Stadtarchiv“ unter anderem Fotos und Dias des Tauchpioniers Heinz Eder (1934–2007) (StadtAN E 10/178). Heinz Eder hatte bereits um 1950 seine Begeisterung für den Tauchsport entdeckt. Im Laufe der Jahre war er an mehreren Tauchexpeditionen beteiligt. Auch zählt er zu den Gründungsmitgliedern des 1. Nürnberger Tauchclubs. Während seiner aktiven Zeit hatte er die Möglichkeit, mit vielen Größen des Tauchsports seinem Hobby nachzugehen. Hierzu zählten zum Beispiel Hans Hass, Ludwig Sillner, Gerhard Binanzer oder Xaver Weldishofer. Auf den ausgewählten Fotografien kann man unter anderem Heinz Eder in voller Montur bei einer Tauchreise nach Kuba im Jahr 1983 betrachten.

Im Nürnberger Delfinarium entstand ein weiteres ausgewähltes Bild, welches mit der im

Nürnberger Stadtarchiv befindlichen Unterwasserkamera aus dem Nachlass Eder aufgenommen wurde. Die Unterlagen kamen 2016 bis 2018 als Schenkungen ans Stadtarchiv.

Müsste man ein Kernstück der Ausstellung „Neu im Stadtarchiv“ wählen, wäre dies vermutlich jenes Guckkästchen (eigentlich ist es ein Teleorama, aus griechisch *τῆλε* [tele] = entfernt, und *ὁράω* [horao] = ich sehe), welches Nürnbergs wichtigsten Maler Albrecht Dürer in das frühe Sortiment der Stadt-Souvenirs überführte (StadtAN A 15 Nr. 137). Das Kästchen, das zugleich zur Aufbewahrung des ganzen Werks in zusammengefaltetem Zustand dient, zeigt in seinem Zentrum das Dürer-Denkmal, in dessen Sockel sich eine Aussparung befindet, durch die man die gesamte Szenerie beobachten kann. In der Art eines Guckkastens sind dahinter mehrere Kulissen mit Personengruppen und Gebäuden angeordnet, so dass der Blick durch das Guckloch ein dreidimensionales Gemälde enthüllt, in dessen Zentrum wiederum das Dürer-Denkmal steht. Die Szene darum zeigt Herolde mit Fahnen, Angehörige des Magistrats und der Bürgerschaft von Nürnberg sowie bayerisches Militär.

Das Souvenir wurde anlässlich der Enthüllung des Denkmals am 21. Mai 1840 an Nürnberg- und Dürer-Liebhaber verkauft. Es bediente den damaligen Massengeschmack, wurde bereits zweisprachig gefertigt und vom Verlag Carl Casimir Abel & Co. vertrieben. 1840 gilt als der Zeitpunkt, an dem die bis heute nicht endende Dürer-Verkitschung einsetzte. Damit markiert das Exponat diesen anhaltenden Prozess in besonders ausgefallener Weise.

Die hier vorgestellten Stücke geben nur einen kleinen Einblick in die umfangreiche Ausstellung „Neu im Stadtarchiv“, welche noch bis zum 2. Oktober im Kleinen Foyer der Norishalle zu sehen ist. Kommen Sie also und werfen Sie selbst einen Blick in den „Guckkasten“ des Stadtarchivs Nürnberg!

Blick in die Ausstellung „Neu im Stadtarchiv“ im Kleinen Foyer der Norishalle. Foto Stadtarchiv Nürnberg: Fabian Bujnoch, 8.8.2018. (StadtAN C 36/V Nr. 6104)



Michael Diefenbacher:

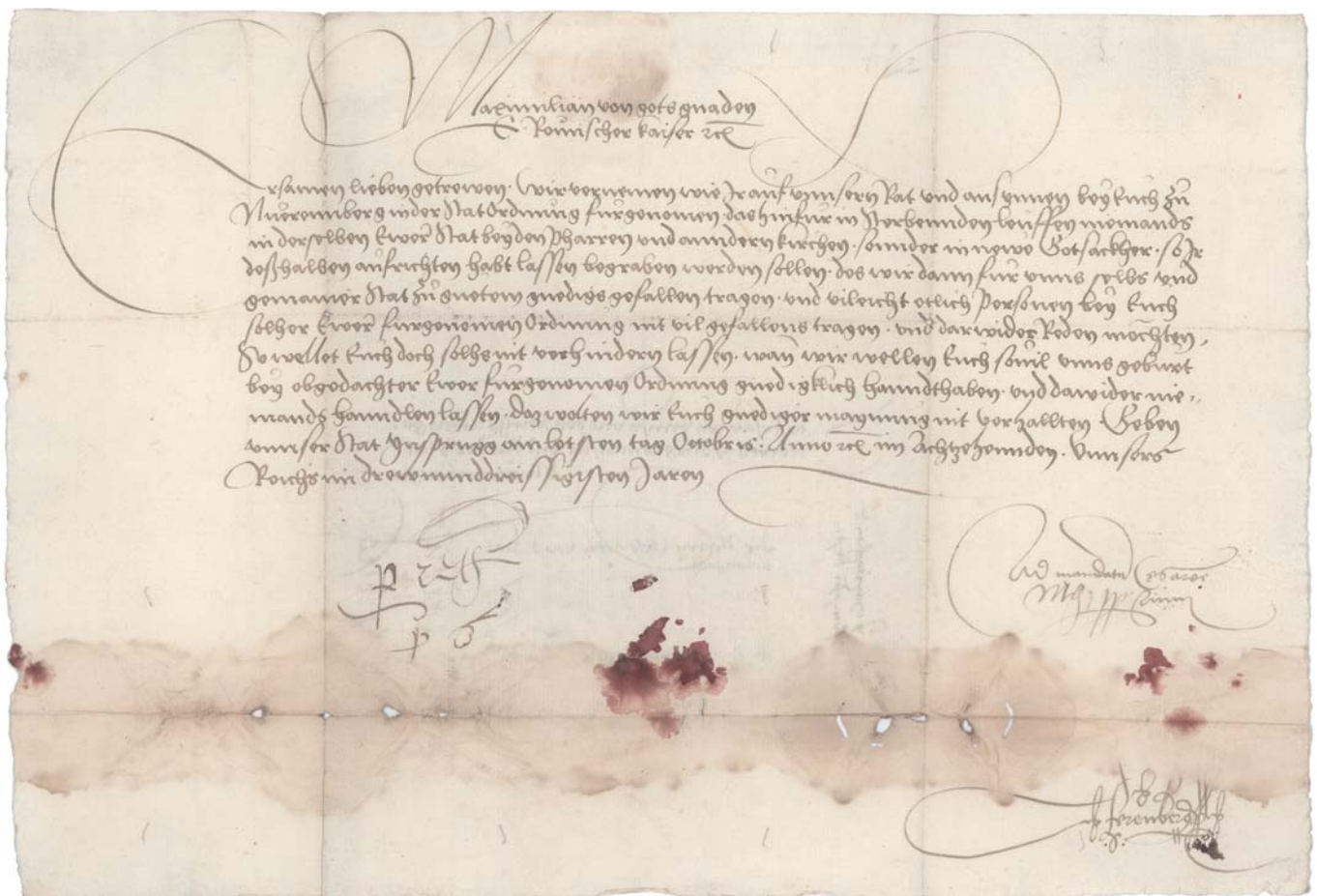
Schätze aus dem Stadtarchiv: Kaiser Maximilian I. bestätigt am 31. Oktober 1518 dem Rat der Stadt Nürnberg die neue Begräbnisordnung

(StadtAN B 11 Nr. 440)

Die mittelalterlichen Begräbnisstätten der Stadt Nürnberg lagen in den Kirchen beziehungsweise auf den Kirchhöfen der Pfarrkirchen, bei den Klöstern, Spitälern und Siechkobeln. Die Nürnberger Ratsherren waren im späten Mittelalter bestrebt, auch die kirchli-

che Hoheit in der Stadt und ihrem Gebiet an sich zu ziehen. So nahmen sie die erhöhte Sterberate der Pestepidemien des 15. und frühen 16. Jahrhunderts zum Anlass, die Bestattungen innerhalb der Stadt zu untersagen. Aus theologischen wie auch aus merkantilen Gründen

Bestätigung der neuen Begräbnisordnung der Stadt Nürnberg durch Kaiser Maximilian I. am 31.10.1518, Vorderseite. (StadtAN B 11 Nr. 440)



reden möchten, so wellet euch doch solhs nit verhindern lassen, wann wir wellen euch, sovil unns geburt, bey obgedachter ewer furgenomen ordnung gnediglich hanndthaben und dawider niemands hanndlen lassen. Daz wolten wir euch gnediger maynung nit verhallten. Geben unnser stat Ynsprugg am lets-ten tag Octobris. Anno etc. im achtzehenn-den [= 31. Oktober 1518], unnser Reichs im drewunnddreissigsten jaren [Maximilian wurde römisch-deutscher König am 9. April 1486].
Unterschriften

Rückvermerke:

Den ersamen unnsern und des reichs lieben getrewen etc. burgermaister und rat der stat Nuerenberg.

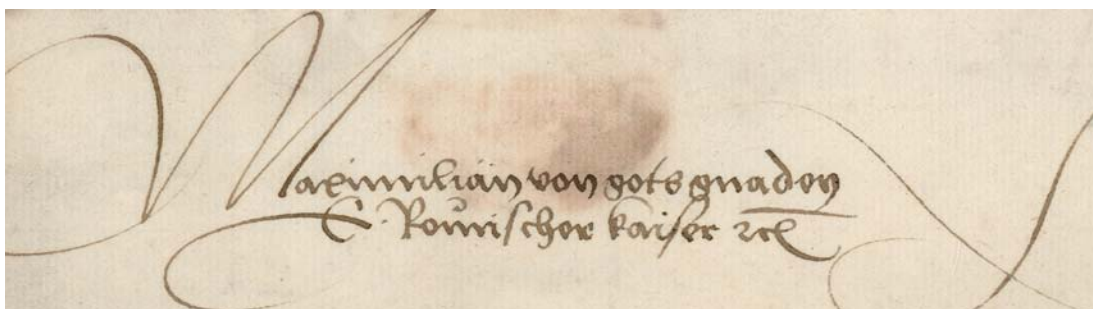
*Die newen gots acker vor der stat belangent
Per Maximilian[um] E[rwählter] Romischer Kaiser*

Das kaiserliche Schreiben auf Papier ging in der Ratskanzlei in Nürnberg ein und wurde im dortigen Archiv als Bestätigung für die Verlagerung der Begräbnisstätten aufbewahrt. Nachdem Nürnberg 1806 vom Hause Wittelsbach okkupiert und somit bayerisch geworden war, ging auch dieses Schreiben mit dem größten Teil des reichsstädtischen Archivs in den Besitz des Königreichs Bayern über und wurde im staatlichen Archiv den A-Laden-Akten unter der Lokatur S[aal] I, L[ade] 77 Nr. 13 zugeordnet.

In den Jahren 1887/88 und 1903–1909 wurden in mehreren Tauschaktionen Archivalien zwischen dem Stadtarchiv Nürnberg und den staatlichen Archiven in München (Allgemeines Reichsarchiv München, heute Bayerisches Hauptstaatsarchiv München) und Nürnberg (Kreisarchiv Nürnberg, heute Staatsarchiv

Nürnberg) durchgeführt. Ziel war es, auf der Registraturebene der reichsstädtischen Ämter Pertinenzen, also auf den jeweiligen Betreff bezogen, „innerhalb der Stadtmauer“ dem Stadtarchiv und Pertinenzen „außerhalb der Stadtmauer“ dem Staatsarchiv Nürnberg zuzuweisen und so die Tatsache, dass das Königreich Bayern 1806 das Archiv der Reichsstadt fast ausnahmslos in seinen Besitz genommen hatte, zumindest teilweise zu revidieren. Dabei wurden fast alle reichsstädtischen Ämterprovenienzen zwischen beiden Archiven aufgeteilt. Aus den Archivalienrückgaben bildete das Stadtarchiv den Bestand A 26 (Abgaben des Staatsarchivs Nürnberg), das Ordnungsschema blieben die Sachtitel (Rep. 3–99) des Staatsarchivs. Bei den Beständeneubildungen beziehungsweise Provenienzrekonstruktionen im Stadtarchiv, die in den 1960/70er Jahren und verstärkt ab 1985 durchgeführt wurden, wurden dem Bestand zahlreiche Archivalien entnommen und Provenienz-, bisweilen auch Scheinprovenienzbeständen zugeordnet.

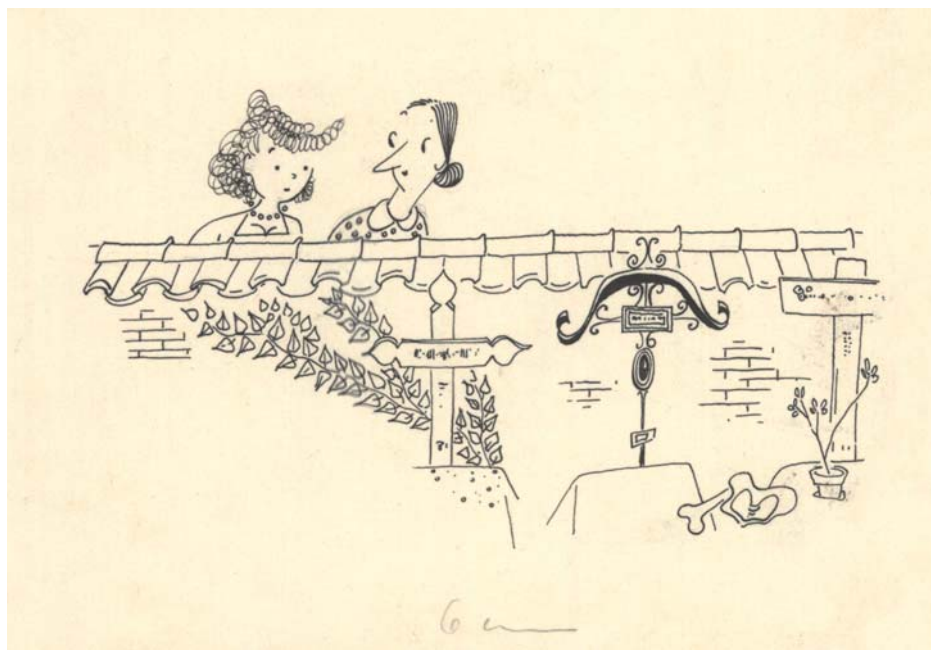
So wurde auch Maximilians Schreiben dem Stadtarchiv überlassen und erhielt hier die Signatur A 26 (= Abgaben des Staatsarchivs Nürnberg) Rep. 81 XXII Nr. 1. 1964–1975 bildete man im Stadtarchiv mit Archivalien aus verschiedenen (Sammlungs-)Provenienzen und anderen kleinen Splitterbeständen sowie einem Komplex von bis 1975 unverzeichneten Akten den Bestand B 11 (Ratskanzlei). Der Bestand ist heute von zentraler Bedeutung für die Überlieferung der reichsstädtischen Zeit im Stadtarchiv mit 1.443 Einheiten. In diesen Bestand wurde mit der Signatur StadtAN B 11 Nr. 440 unter der Klassifizierung „Beziehungen zu Kaiser und Reich, Reichstage“ auch das hier vorgestellte kaiserliche Schreiben integriert.



Bestätigung der neuen Begräbnisordnung der Stadt Nürnberg durch Kaiser Maximilian I. am 31.10.1518, Ausschnitt. (StadtAN B 11 Nr. 440)

Antonia Landois:

Begräbnisstätten auf dem Gebiet der heutigen Stadt Nürnberg vom Mittelalter bis in die Gegenwart



Eine ältere Dame und eine jüngere Frau blicken über eine Friedhofsmauer. Auf einem der Gräber liegen menschliche Überreste, ein Hüftknochen und ein weiterer großer Knochen. Tuschezeichnung von Jules Stauber aus dem Buch „Auf gut Nürnbergisches“ von Eugen Kusch, Nürnberg 1951. (StadtAN E 10/123 Nr. 10000/7)

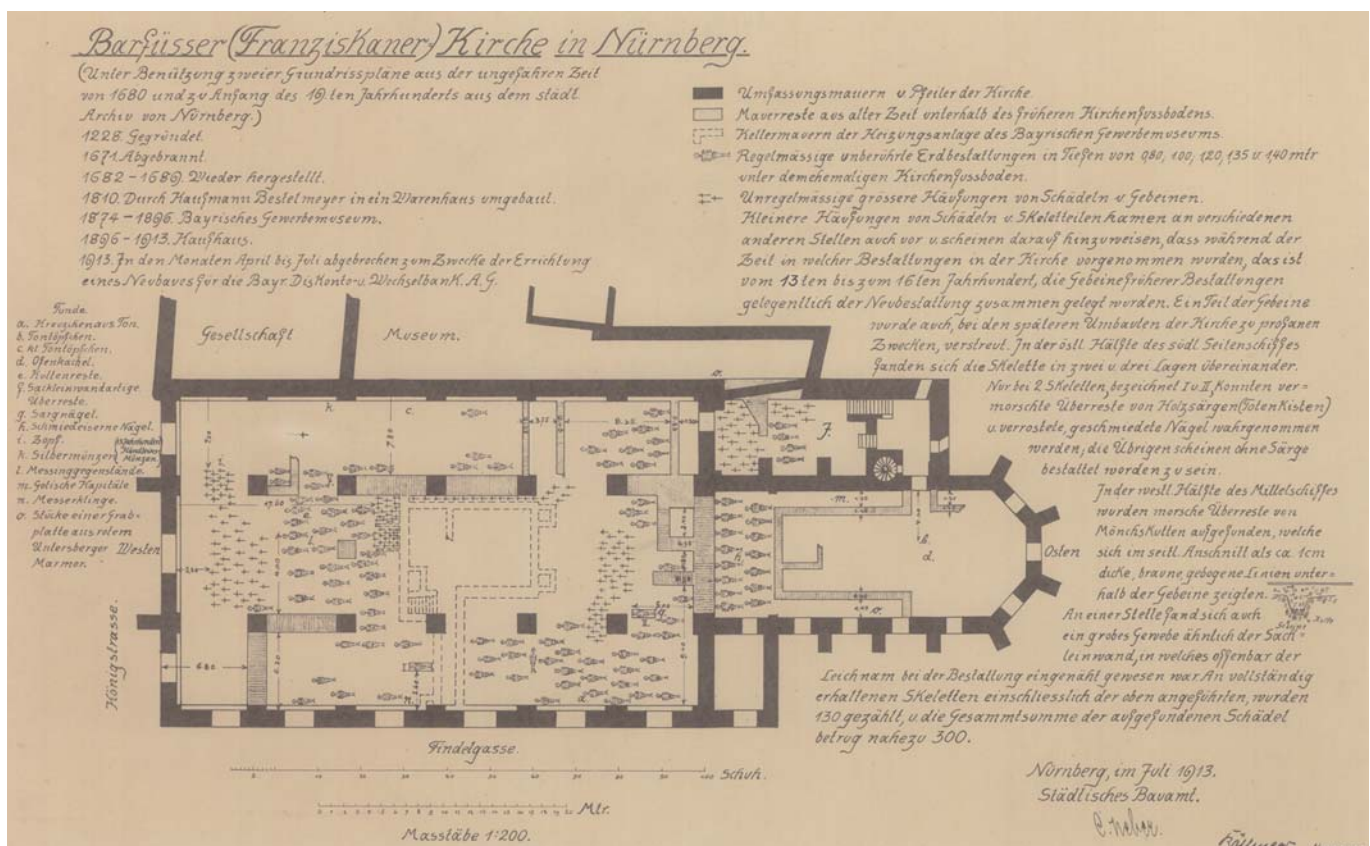
In der sogenannten Urgeschichte und in der Antike waren Nekropolen, also Totenstädte außerhalb des bewohnten Gebietes und häufig an den Zugangsstraßen, gängige Praxis. Eine entsprechende Vorschrift findet sich etwa im römischen Zwölftafelgesetz, das vom 4. Jahrhundert vor bis ins 4. Jahrhundert nach Christus Gültigkeit besaß und Anwendung fand. Auch bei den Juden ist eine Beisetzung in bewohntem Gebiet verboten. Das Christentum veränderte die Gebräuche, da frühchristliche Kirchen

über den tatsächlichen oder auch nur vermuteten Reliquien von Märtyrern und Heiligen errichtet wurden oder diese in die Kirchenbauten gebracht wurden. Um in der Nähe dieser heiligen Gebeine zu sein, setzte sich die Bestattung in den Kirchen selbst oder in ihrer unmittelbaren Nähe durch. Da die Gotteshäuser in der Folgezeit meistens das Zentrum einer Ansiedlung bildeten, waren die Toten fortan mitten unter den Lebenden. Dahinter stand der Glaube an die segensreiche Nähe zu den Heiligen, den Patronen der geweihten Kirchen oder Kapellen, und an die bessere Ausgangsposition beim Jüngsten Gericht. Üblicherweise findet sich deshalb auch bei den Gräbern eine Blickausrichtung nach Osten – von dort ist das Licht der Auferstehung zu erwarten. Die ranghöchsten Personen liegen deshalb innerhalb des Kirchenraumes in der Nähe des Hochaltars (siehe auch die folgende Abbildung mit dem Grundriss der Barfüßerkirche). Seit der Mainzer Synode von 813 durften nur noch geistliche und weltliche Würdenträger sowie

durch Geburtsstand privilegierte Personen innerhalb der Kirchen bestattet werden. Bürger und Einwohner der Stadt ruhten in der Erde rund um die Kirchen. In Nürnberg bekräftigte der Rat dieses Gebot bei Strafe Anfang des 14. Jahrhunderts, wonach man *in cheiner kyrchen, ez sei pfarre oder closter, si ligen in der stat oder in den vorsteten, cheinen burger noch burgerin [...] begraben sol*. Eine Ausnahme bildeten natürlich die Geistlichen, die aber ohnehin nicht zur geschworenen Bürgergemeinschaft zählten. Nichtsdestoweniger konnte das Privileg, in der Kirche bestattet zu werden, erkauft werden, Anfang des 15. Jahrhunderts für etwa 15 Heller.

Die Reichsstadt Nürnberg war bis zum Jahr 1525, als sie die Reformation annahm, eine „altgläubige“ Stadt, in der die Verehrung von Heiligen, zum Beispiel des 1425 heilig gesprochenen St. Sebald, Stiftungen für das eigene Seelenheil nach dem Tod, Ablässe sowie weitere Formen der „Werkgerechtigkeit“ und Frömmigkeit zum Alltag der Menschen gehörten. Bis circa 1500 gab es innerhalb der letzten Umwallung zahlreiche kirchliche Begräbnisstätten: vier eigentliche Kirchhöfe, einen jüdischen Friedhof, acht Klöster und Klosterkirchen und über 40 kleinere und größere Kapellen, die das Begräbnisrecht hatten – die Stadt war ein großes Gräberfeld. Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgte die Auflösung der Kirchhöfe, und auch in den Kirchen und Kapellen fanden nur noch in Ausnahmefällen Begräbnisse statt, bis 1541 das endgültige Verbot erfolgte. Außer der Kirche des Pilgerspitals St. Martha (1360 von Konrad Waldstomer gestiftet, der

Grundriss der Barfüßerkirche mit Einzeichnung von Grablegungen und Gebeinen des 13. bis 16. Jahrhunderts im Kirchenraum. Nur bei zwei der Bestatteten wurden Überreste von Särgen und Sargnägeln gefunden. Situationsplan des Städtischen Bauamtes, 1913. (StadtAN A 4/XI Nr. 113)



festlegte, dass es keine Begräbnisse geben sollte) und der Frauenkirche (1362 legte der Bischof von Bamberg fest, dass auf ewige Zeiten darin nicht begraben werden dürfe) hatten alle Sakralräume das Bestattungsrecht. Sowohl bei der Taufe als auch beim Begräbnis bestand für die Gläubigen der sogenannte Pfarrzwang. Für die kirchliche Begräbnisfeier fielen „Stolgebühren“ an, die von den Gläubigen an den Geistlichen gingen.

Gerade die Kirchhöfe innerhalb der Mauern waren keine Orte der Ruhe. Auf den begrenzten und überschaubaren Flächen fanden ständig, in Zeiten von Seuchenausbrüchen fast ununterbrochen Beisetzungen statt. Die Gedenktage, der „Dritte“, „Siebte“ und „Dreißigste“, sowie „Jahrtage“ zum Gedenken an die Toten wurden dort abgehalten. Seelnonnen (auch „Bet-“ oder „Sitzschwestern“ genannt) erledigten ihre Gebets- und Trauerdienste bei den Gräbern nicht immer leise. Auch diverse Stiftungen wurden auf Kirchhöfen ausgeführt. Für Predigten waren sie ebenfalls beliebte Plätze, so hielt zum Beispiel 1452 der radikale Franziskanermönch Giovanni Capistrano auf dem Kirchhof St. Sebald 17 Ansprachen gegen den Luxus und unchristlichen Lebenswandel, woraufhin auf dem Hauptmarkt eine große Verbrennung von abgegebenen Luxusgütern stattfand. Diese Predigten waren so gut besucht, dass in dem Gedrängel Menschen zu

Christus als Schmerzensmann wird von einem an Lepra leidenden „Sondersiechen“ verehrt. Miniatur aus dem Ordnungsbuch für die „Sondersiechenstiftung“ auf dem Kirchhof von St. Sebald, circa 1462. Die Stiftung selbst existierte seit 1394 und wurde seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Johannisfriedhof durchgeführt. (StadtAN A 21 Nr. 31-4°)



Schaden kamen. 1456 fand auf dem Spitalkirchhof eine Kreuzzugspredigt gegen die Türken statt, und ebendort wollte 1478 der Dominikaner Peter Schwarz mit seiner Predigt die Juden zum christlichen Glauben bekehren. 1388 stiftete Burkhart Seiler das bekannte „Reiche Almosen“, das auf dem Kirchhof von St. Sebald durchzuführen war. Auch die „Sondersiechenschau“, die es seit 1394 gab und die immer mehr volksfestartige Züge annahm, fand jahrelang auf dem Sebalder Kirchhof statt und wurde erst später nach St. Johannis vor die Stadt verlegt.

Sogar Prozessionen sowie Festzüge für Könige und Kaiser führten bisweilen über die Kirchhöfe. So überliefert der Annalist Johannes Müllner, dass König Sigismund 1431 auf dem Kirchhof St. Sebald das Osterfeuer umschritten habe. 1489 und wiederum 1510 bestaunten vom Spitalkirchhof aus Hunderte von Wallfahrern aus dem ungarischen Raum das Heiltum, das ihnen hinter einem Fenster der Kirche gezeigt wurde. Häufig herrschte also – wie auch in den Kirchenräumen selbst – ein lebhaftes Treiben. Immer wieder mussten spontane Versammlungen, zum Beispiel zum Kartenspiel oder zum Abschluss von Geschäften aller Art, vom Rat untersagt werden. Auch Kinder hielten sich häufig auf den Kirchhöfen auf. Dies war jedoch kein ganz ungefährliches Unterfangen. Je nach Wetterlage und Situation hing Verwesungsgeruch in der Luft. Nicht zu Unrecht vermutete man die mögliche Infektion durch an Seuchen verstorbene Körper, aber auch durch jene Toxine, die man später „Leichengift“ nannte. Aus diesen Befürchtungen hat der Rat zum Beispiel im Jahr 1494 bei einer Pestwelle *die kirchhöf mit erdreich von gepeuen in der statt hoche schütten lassen*. Um das Eindringen von Tieren, vor allem Hunden und Schweinen, bisweilen auch Wölfen, in die Kirchhöfe zu verhindern, waren diese mit Mauern umgeben und hatten an den Zugängen in der Regel Bodengitter, sogenannte Beinbrecher. In Kriegszeiten, zum Beispiel nach der Schlacht vorm Wald von 1502, wurden Hunderte nürnbergische und markgräfliche Gefallene auf den Kirchhöfen in der Stadt und den Friedhöfen der Siechköbel teilweise namentlich und einzeln, teilweise aber in den „Gemeingruben“, also den Sammelgräbern, *durcheinander* bestattet. Selbstmörder, an bestimmten Todesstrafen Verstorbene und Nichtchristen konnten in geweihtem Boden ohne ausdrückliche päpstliche Dispens kein Begräbnis erhalten.

Wenn Blut auf geweihten Boden gelangte, war dieser nach kirchlichem Verständnis entweiht und musste einer erneuten Weihe unterzogen werden. Belegt ist dies zum Beispiel 1472 für den Kirchhof von St. Sebald. Zwei Schüler rauchten sich, und es floss Blut – der Bamberger Weihbischof musste kommen. Für das Jahr 1515 ist in den Ratsverlässen die erneute Weihe des Spitalkirchhofs als *spital kirchhofs teufels weih* vermerkt, ohne dass der Kontext sich erschließt. Auch die Bestattung von Exkommunizierten führte zur Entweihe.

Bestattet wurde nach strengen Riten und bis weit ins 17. Jahrhundert hinein ohne Särge. Auch danach waren diese so teuer, dass nicht alle Toten darin bestattet wurden. 1632 versuchte der Rat zudem, die Sargerlaubnis auf Opfer ansteckender Krankheiten ein-



Der Propst von St. Lorenz, Dr. Sixtus Tucher (1459–1507), steht auf einem an Nürnberg angelehnten, aber fiktiven innerstädtischen Kirchhof am offenen Grab. Rechts hinter ihm sind die Kirchhofsmauer und ein sogenannter Beinbrecher zur Abwehr freilaufender Tiere zu sehen. Federzeichnung von Albrecht Dürer, 1502. (Städel Museum Frankfurt am Main, Graphische Sammlung, Inv. Nr. 15667)

waren selten. In der Regel wurde das Grab – auch dies zum Schutz vor Tieren und vor Schändung – mit flachen Steinen abgedeckt. Ein solcher ist zum Beispiel auf einer Federzeichnung Albrecht Dürers aus dem Jahre 1502 zu sehen (siehe die vorige Abbildung mit dem offenen Grab). In Pestzeiten der Frühen Neuzeit wurden die Toten über Nacht, wenn die Tore verschlossen waren, in einer speziellen Kammer, meist im Zwinger in unmittelbarer Nähe des Neutors und des Spittlertors, vorgehalten und morgens aus der Stadt geschafft. Der Transport erfolgte oft in dafür vorgesehenen Spezialtruhen, die mit einem schwarzen Tuch überworfen waren.

Wie das Begräbnis selbst, so waren auch die Zeiten und Ausdrucksformen der Trauer, des sichtbaren „Leidtragens“, genau geregelt, so zum Beispiel in einer Nürnberger Trauerordnung von 1785, wo für jeden denkbaren Verwandtschaftsgrad zum Verstorbenen festgelegt ist, wie lange Trauerkleidung zu tragen ist und öffentliche Lustbarkeiten zu vermeiden sind.

Während Friedhöfe heute – wie schon im Namen anklingt – meistens als Orte der Trauer, der Ruhe und Besinnlichkeit angesehen werden, ist das Bewusstsein dafür, dass sich

zugrenzen, auch um den Verbrauch von Holz zu verhindern. Ebenso sind seit dem Mittelalter zahlreiche Erlasse bekannt, die Luxus bei Begräbnissen – offenbar wenig erfolgreich – beschränken sollten. Eine Bestattung wurde im Mittelalter nach Möglichkeit innerhalb eines Tages nach dem Tod vorgenommen, in der Frühen Neuzeit hielten jedoch häusliche Trauerriten Einzug, die von wenigen Tagen bis zu einer Woche dauern konnten. Der Rat der Stadt legte deshalb zum Beispiel 1662 und dann nochmals 1705 fest, dass maximal drei Tage bis zum Begräbnis vergehen dürften. Der Leichnam wurde in einen schwarzen Leinenkittel, den „Gerber“, eingenäht. Auf einer Bahre, die mit einem Leichentuch bedeckt war, wurde er anschließend zum Kirchhof beziehungsweise später zum Friedhof getragen. Fuhren waren die große Ausnahme und sehr teuer. Auch individuelle Grabsteine

unser tägliches Leben zumindest in der Innenstadt recht häufig über Gebeinen abspielt, wenig ausgeprägt.

Bis um 1500

Sebalder Stadtseite

Innerhalb der letzten Umwallung

Kirche und Kirchhof St. Sebald (ehemals Winklerstraße 26; Nr. 1 der Übersichtskarte)

Bereits im 11. Jahrhundert stand eine erste Kapelle, die dem Heiligen Petrus geweiht war, an der Stelle, wo das Grab des im 8. Jahrhundert verstorbenen Heiligen Sebaldu vermutet wurde. Im Nachfolgebau des 13. Jahrhunderts selbst sowie auf einem geweihten Areal rund um den Kirchenbau, der seit der zweiten Hälfte des 14. einen Hallenchor besitzt, sind für 1440 bis 1522 Begräbnisse belegt, wenngleich auch schon vorher welche stattgefunden haben müssen. Zahlreiche Gräfte im Inneren der Kirche wurden später zugeschüttet. Auf dem Kirchhof befand sich seit spätestens dem 14. Jahrhundert auch ein heute nicht mehr erhaltenes Beinhaus, der *khernter* unter dem Engelschor an der Westempore. Für das Beinhaus und den Allerseelenaltar von St. Sebald wurde 1360 von 19 Bischöfen ein 40-tägiger Ablass verliehen. 1364 erfolgte eine – wohl unter anderem durch die Errichtung des raumgreifenden Hallenumgangschor – Erweiterung des Kirchhofs, bei dem jedoch öffentliche Wege berücksichtigt wurden. Ein Beispiel für die vielen Funktionen des Kirchhofs ist die Almosenstiftung Burkhart Sailers, das „Reiche Almosen“ aus dem Jahr 1388: Jeden Sonntag sollten 40 „Hausarme“, das heißt unverschuldet verarmte Personen, die nicht bettelten, auf dem Kirchhof milde Gaben in einem bestimmten Gegenwert sowie Fleisch, Brot und saisonales Gemüse erhalten. Nach der Auflösung des Kirchhofs wurde 1520 südlich des Hallenchors an der Stelle des Almosenhauses die „Münzschau“ oder „Alte Schau“ errichtet. Burkhart Seilers Beispiel folgend, stiftete 1501 Marx Landauer 52 rheinische Gulden, um jeden Freitag 20 hausarmen Personen jeweils einen Schilling zu geben. Auch für die „Sondersiechen“, also die Leprakranken, gab es seit 1394 eine eigene Stiftung, die im 15. Jahrhundert unter anderem auf dem Kirchhof von St. Sebald jährlich in der Karwoche ausgerichtet wurde, bis sie aufgrund des großen Andrangs – es versammelten sich schon im 15. Jahrhundert bis zu 2.500 Personen, später Zehntausende – in das hierfür gebaute Sondersiechenhaus auf dem „Neuen Bau“ (Weinstadel) und 1574 auf den Friedhof von St. Johannis verlegt wurde. Die Stiftung bestand in leiblicher Speisung, in Predigt und Beichtmöglichkeit. Sie ist nicht zuletzt auch deshalb so bemerkenswert, weil ihr für das erste Jahrhundert des Bestehens nur Frauen, die sogenannten Sondersiechenmütter, vorstanden.

Neben dem berühmten Sebaldugrab im Inneren der Kirche erinnert auch das Schreyer-Landauer-Epitaph, von Adam Kraft 1490–1492 geschaffen, an die einstige Begräbnisstätte mitten in der Stadt. 1526/27 wurde der nördliche Teil des Kirchhofs gepflastert und der rheinische Weinmarkt dorthin verlegt. Zu diesem Zweck wurden auch *die grabstain zusammengerückt* und späterhin ganz entfernt.



Die St. Moritzkapelle von Süden, davor ein Trauerzug mit einem Kindersarg. Radierung von Johann Alexander Boener, 1702–1708, 17,5 x 14,3 cm. (StadtAN E 13/II Nr. 42)

Moritzkapelle (ehemals Albrecht-Dürer-Platz 2; Nr. 2 der Übersichtskarte)

Die Moritzkapelle bildete die nördliche Grenze des Kirchhofs von St. Sebald. 1313 wurde sie mit Zustimmung des Bischofs von Bamberg vom sogenannten Judenviertel im Süden der Sebalder Altstadt auf den Kirchhof von St. Sebald verlagert. Der Neubau wurde von Eberhard Mendel und seiner Ehefrau Gertraut gestiftet, im südlichen Strebepfeiler befand sich eine Totenleuchte. Der Stifter wurde auch dort begraben. In Zeiten der Pest, zum Beispiel 1379, 1395 und 1407, diente die Moritzkapelle als Sammel- und Begräbnisort für die schwer Erkrankten und die Todesopfer der Sebalder Seite. Zuletzt ist dies für das Pestjahr 1505 belegt, als das Sebastianspital zwar im Bau, aber noch nicht in Betrieb war. 1536 wurde der Platz rund um die Moritzkapelle gepflastert. 1576 erfolgte die Profanierung der Kapelle, die fortan zahlreichen Lagerungszwecken und im 19. Jahrhundert als Kunstmagazin diente. Die Kapelle wurde durch einen alliierten Luftangriff am 3. Oktober 1944 total zerstört und nicht wiederaufgebaut.

Die zwei Kirchhöfe des Heilig-Geist-Spitals und die Spitalkirche (ehemals Hans-Sachs-Platz und Vordere Insel Schütt 2; Nr. 3 der Übersichtskarte)

Konrad Groß (um 1280–1356) stiftete 1339 das Heilig-Geist-Spital, das im Gegensatz zum älteren Elisabethspital „Neues Spital“ genannt wurde. Die ursprüngliche Planung für 200 Insassen wurde noch im 14. Jahrhundert erweitert. Das Spital diente zum einen als Krankenhaus für Patienten, von denen keine Ansteckungsgefahr ausging. Auch Wöchnerinnen kamen dort unter. Zum anderen war es als Altersheim sowohl für Mittellose, die dort kostenlos logierten, als auch für wohlhabendere sogenannte Pfründner konzipiert. Da das Spital stetig anwuchs, wurde es bis 1525 durch die Bebauung der Vorderen Insel Schütt und die dreifache Überbrückung des nördlichen Pegnitzarms erweitert. Einen Kirchhof der Spitalkirche gab es zunächst nur nördlich des Gebäudekomplexes. Von Konrad Groß und einem weiteren bedeutenden Zustifter, dem schwerreichen Herdegen Valzner (gestorben 1423), befinden sich bis heute die Tischgräber im Heilig-Geist-Spital. Darüber hinaus liegen zahlreiche Angehörige und Nachfahren von Konrad Groß dort begraben. Für das Jahr 1488 wird von einer Weihe des Kirchhofs berichtet, die wahrscheinlich eine Erweiterung betraf. Aus dem Jahr 1493 wissen wir, dass für einen Gang über den Spitalkirchhof und ein dabei geleistetes Vater-Unser-Gebet ein Ablass von 80 Tagen erwirkt werden konnte. Der Platz (heute Hans-Sachs-Platz) hieß noch für viele Jahrhunderte „Spitalkirchhof“, obwohl er wie die anderen innerhalb der letzten Umwallung gelegenen Kirchhöfe Anfang des 16. Jahrhunderts aufgelassen wurde. 1528 erfolgte die Pflasterung. Hierfür wurden auch das Beinhaus und die Mauern abgerissen, alte Linden wurden durch neue ersetzt. Beim Bau der Tiefgarage am Hans-Sachs-Platz kamen 1981 zahlreiche menschliche Knochen ans Licht. Eine Gedenktafel, die daran erinnert, dass dort Tote ruhen, gibt es weder an dieser noch an einer der anderen Begräbnisstätten innerhalb der letzten Umwallung.

Nürnberg wurde bis ins 17. Jahrhundert regelmäßig von Seuchenwellen heimgesucht. Im Jahr 1437 starben mehrere Tausend Einwohner. Dies führte einerseits wohl dazu, dass der Pestfriedhof bei St. Johannis erneut erweitert wurde, andererseits wurde für das Heilig-Geist-Spital ein weiterer Kirchhof nötig. Er wurde 1438 *zwischen den zweien prucken auf dem Wehrd*, also auf der Insel Schütt, vorsorglich errichtet und geweiht. Darauf stiftete 1459 Jörg Ketzler die Heilig-Grab-Kapelle (ehemals Vordere Insel Schütt 2), für die zwei Ablassbriefe erhalten sind. Auch dieser Begräbnisplatz wurde spätestens um 1520 aufgelassen. Die Reste der Heilig-Grab-Kapelle wurden beim Wiederaufbau des Norisstifts beseitigt.

Jüdischer Friedhof (ehemals Münzgasse/Äußere Laufer Gasse; Nr. 4 der Übersichtskarte)

Den rituellen Vorschriften im Judentum entsprechend lag der Friedhof der jüdischen Gemeinde außerhalb des bewohnten Gebiets. Im Mittelalter befand er sich im Bereich Münzgasse/Äußere Laufer Gasse beim sogenannten „Manghof“. Für diesen ersten jüdischen Friedhof ist der Zeitpunkt der Anlage nicht bekannt, erste Bestattungen sind aber zwischen dem späten 11. Jahrhundert und dem frühen 13. Jahrhundert anzunehmen.

Jedoch wurde er beim Pogrom von 1349 geschändet, die Grabsteine abtransportiert und teilweise als Baumaterial verwendet. Davon zeugen zum Beispiel drei mittelalterliche Grabsteine, die sich seit 1970 auf dem Neuen Israelitischen Friedhof in der Schnieglinger Straße (siehe unten) befinden. Sie waren um 1352 zu Stufen eines Treppenturmes von St. Lorenz umgearbeitet worden. Bereits 1381 erwarben jüdische Kaufleute in unmittelbarer Nähe des Friedhofs erneut Grundstücke. Aufgrund einer Verfügung des Rates wurde der Grund des Friedhofs nach der Austreibung der Juden aus der Reichsstadt 1498/99 für Tausende von Gulden an Nürnberger Bürger verkauft. Die Grabsteine wurden vollständig entfernt und als Baumaterial, zum Beispiel für die neue Mauthalle (Hallplatz 2), den Sebalder Pfarrhof und den Weißen Turm verwendet. Die Gräber und Gebeine selbst blieben unberührt.

In den Klosterkirchen und in den Kreuzgängen der Klöster fanden im Mittelalter auch Begräbnisse von Personen statt, die dem jeweiligen Orden nicht angehörten. Weltgeistliche, adlige, patrizische und bürgerliche Personen konnten hier ihre letzte Ruhe finden. Sofern sie Laien oder Frauen waren, fanden sie in der Regel im östlichen oder südlichen Flügel ihre letzte Ruhe, der westliche und nördliche war den Klerikern vorbehalten. Meistens sind Wohltäter der Kirche, Stifterinnen und Stifter, dort bestattet. Nur in Notfällen, wie etwa zu Seuchenzeiten, wurden in den Klöstern auch einfache Bürger, dann aber meistens in Massengräbern, beigesetzt.

Augustinerkloster mit Klosterkirche St. Veit (ehemals Block Winklerstraße, Augustinerstraße, Karlstraße, Schustergasse; Nr. 5 der Übersichtskarte)

In der 1275 vollendeten Klosterkirche St. Veit, im Kreuzgang und zum Beispiel in der von Hilpolt Kress gestifteten St. Leonhards-Kapelle befanden sich zahlreiche Begräbnisstätten.

Dominikaner- oder Predigerkloster (ehemals Ecke Burgstraße 4/Theresienstraße 1; Nr. 6 der Übersichtskarte)

Die Anfänge des Dominikanerklosters liegen in der Zeit um 1275, wohl von Anfang an befanden sich Kirche und Kloster an der Burgstraße. 1807 wurde die Dominikanerkirche auf Abbruch verkauft. Die um die beiden südlichen Kreuzgänge gelegenen Klostergebäude wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört. In ihnen und in der Schopperskapelle befanden sich die Gräber von rund 80 Nürnberger Patriziern aus mindestens zehn Familien und von etlichen Adligen.

Schotten-, Benediktiner- oder Egidienkloster (ehemals Egidienplatz 12; Nr. 7 der Übersichtskarte)

Die Egidienkirche, seit 1140 durch die Übergabe König Konrads III. im Besitz von benediktinischen Schottenmönchen, hatte seit 1264 das Bestattungsrecht. In den ehemaligen drei Kapellen rund um die Kirche ruhen Angehörige des Patriziats. Als während der Pestwelle von 1494 zahlreiche Opfer in den Klöstern begraben wurden, war das Egidienkloster schwer betroffen: allein 15 Mönche starben durch die Ansteckung mit der Seuche.

Außerhalb der letzten Umwallung

Im Osten, Süden und Westen der Reichsstadt Nürnberg entstanden an den vier großen Fernhandelsstraßen von und nach Prag, Regensburg, Augsburg und Frankfurt am Main im 13. und 14. Jahrhundert sogenannte Siechköbel für an der Lepra und anderen ansteckenden Krankheiten Leidende. Die Zahl der Leprosen war seit dem 12. Jahrhundert unter anderem in Folge der Kreuzzüge stark angestiegen. Bei den Siechenhäusern entstanden jeweils auch Friedhöfe, die zunächst nur für die Kranken, bald aber auch für Einwohner der umliegenden Orte verwendet wurden. Seit dem 14. Jahrhundert dienten sie in Pestzeiten auch zum Begräbnis der Seuchenopfer. In erster Hinsicht widmeten sich die Siechköbel der Kranken- und Armenfürsorge, in der Frühen Neuzeit entwickelten sie sich zu Pfründneranstalten weiter. Ihre Kapellen sind die Vorläufer späterer Kirchengemeinden. Alle vier einstigen Siechkobelfriedhöfe sind bis heute als kirchliche Begräbnisplätze der Vororte in Verwendung.

1234 entstand der Siechkobel bei St. Johannis, 1307/08 der bei St. Jobst durch die Stiftung des Pfarrers von St. Sebald, Hermann vom Stein, 1317 der bei St. Leonhard durch Stiftung des Pfarrers von St. Lorenz, Hermann Schürstab, und schließlich um 1327 der von St. Peter, der sogenannte Siechgraben.

Steinernes Tischgrab für den Stifter des Heilig-Geist-Spitals, Konrad Groß (um 1280–1356). Foto Hochbauamt, März 1973. (StadtAN A 55 Nr. I-34-2-4)



Bei der Pest von 1395 wurde der Raum rund um die Stephanuskapelle (Vorgängerbau der Holzschuherkapelle) als Friedhof außerhalb der letzten Umwallung in Zeiten grassierender Seuchen geweiht und verwendet. Der Rat der Stadt ließ in diesem Jahr eine besondere Truhe für den nun weiteren Transport der Leichen anfertigen. 1427, möglicherweise auch 1437 sowie 1457 erfolgten weitere Ausdehnungen der Friedhofsfläche, die mit einer Sandsteinmauer umgeben war. Zunächst handelte es sich also um räumlich voneinander getrennte Begräbnisstätten, die eine nördlich der Kirche (*do man prediget*, deshalb „Prediger-Kirchhof“ genannt), die andere rund um die Stephanuskapelle, die etwa 100 Meter östlich der Kirche lag. Für das Pestjahr 1505 ist erstmals überliefert, dass der Rat befahl, alle Opfer der Krankheit auf dem Johannisfriedhof zu begraben. Der Annalist Johannes Müllner berichtet zudem: *auch die krancken leut nit in den pfarrkirchen, sonder in S. Moritzen und S. Kungunden Capell zu bewaren, den verstorbenen aber, solang der sterb weret, alein am Freitag zu leuten.*

1888 wurde der Siechkobel mit seinen Nebengebäuden im Zuge einer Erweiterung des Johannisfriedhofs (siehe unten) niedergerissen.

Stephanuskapelle (ehemals Johannisstraße 53–57; Nr. 9 der Übersichtskarte)

1506/07 wurde im Rahmen der Aufstellung der letzten Kreuzwegstation Adam Krafts der kleine, würfelförmige Baukörper der mittelalterlichen Stephanuskapelle (geweiht 1395) abgerissen. Albrecht Dürer hatte den Bau auf einem Aquarell um 1500 festgehalten. An ihrer Stelle wurde die sogenannte Holzschuherkapelle errichtet, in die 1513 auch die Grablegungsplastik der ehemaligen Stephanuskapelle eingebunden wurde. Die Stephanuskapelle diente wie später die Holzschuherkapelle und die Imhoffkapelle auf dem Rochusfriedhof (siehe unten) als Begräbnisort für Patrizier.

Siechkobelfriedhof und Kapelle St. Jobst (ehemals und noch Äußere Sulzbacher Straße 138; Nr. 10 der Übersichtskarte)

Auf die Initiative des Nürnberger Rats hin richtete Hermann vom Stein, der damalige Pfarrer bei St. Sebald, 1307/08 an der Fernhandelsstraße nach Prag östlich vor dem Laufer Tor im Pegnitztal ein Leprosenhaus ein. Die Weihe der zugehörigen Kapelle St. Jobst, die bis 1696 eine Filiale von St. Sebald war, erfolgte 1356. Der Siechkobel nahm am Anfang nur Männer, ab 1575 auch Frauen auf. Im 19. Jahrhundert wurden Teile der Siechkobelanlage abgerissen, die Reste wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört und nur die Kirche wieder aufgebaut.

Der Siechkobelfriedhof wurde anlässlich einer Pestwelle 1483, bei der die Seuchenopfer nicht mehr auf die Begräbnisplätze innerhalb der letzten Umwallung überführt werden durften, wohl nach einer Erweiterung geweiht.

Der Friedhof St. Jobst ist kirchlich verwaltet und bis heute in Betrieb.



Die Heilig-Grab-Kapelle oder „Tetzelkapelle“ auf dem ehemaligen kleineren Kirchhof des Heilig-Geist-Spitals auf der Vorderen Insel Schütt. Sie wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und später ganz abgerissen. Foto Ferdinand Schmidt, vor 1909. (StadtAN A 47/I Nr. KS-79-14)

Kirchhof und St. Bartholomäuskirche in Wöhrd (Nr. 11 der Übersichtskarte)

Rund um die St. Bartholomäuskirche lag bis zu seiner Verlagerung 1529 der Kirchhof des Vorortes Wöhrd (siehe unten).

Heilig-Kreuz-Kapelle beim Pilgerspital (ehemals Johannisstraße 20–24; Nr. 12 der Übersichtskarte)

Das Heilig-Kreuz-Spital wurde um 1352/53 durch den Patrizier und Fernhändler Bertold Haller (circa 1310–1379) als Pilgerherberge gestiftet. 1364 kamen Stiftung und Kapelle an den Nürnberger Rat, die Verwaltung hatte jedoch weiterhin die Familie inne. Das Spital richtete unter anderem die Armenspeisung für teilweise Zehntausende Personen im Rahmen der „Sondersiechenschau“ aus. Der Baukomplex wurde im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört. In der Heilig-Kreuz-Kapelle befand sich die Familiengruft des patrizischen Geschlechts.

Lorenzer Stadtseite

Innerhalb der letzten Umwallung

Kirche und Kirchhof St. Lorenz mit Kunigundenkapelle und Annenkapelle (ehemals Lorenzer Platz; Nr. 13 der Übersichtskarte)

Eine Heilig-Grab-Kapelle, die von der Pfarrei in Fürth abhängig war, ist für die Ansiedlung südlich der Pegnitz bereits im 12. Jahrhundert sicher anzunehmen. Wenig später nahm sie das Laurentius-Patrozinium an. Um 1250 entstand die dreischiffige Basilika von St. Lorenz, der spätgotische Hallenumgangschor war im Jahr 1477 fertiggestellt. Für den Kirchenraum sind von circa 1350 bis 1639 (Markgräfin Sophie von Braunschweig-Lüneburg starb in Nürnberg) zahlreiche Begräbnisse belegt, überwiegend handelte es sich um Kleriker sowie um etliche Stifter. Die zahlreichen Totenschilder dienten wie auch in St. Sebald dem Andenken der Patrizier und kennzeichnen keine Grabstätten.

Der Kirchhof von St. Lorenz war von einer Mauer eingefasst und erstreckte sich wie der von St. Sebald rund um die Kirche. Im Süden und im Osten der Begräbnisstätte befanden sich zwei Kapellen. Die Annenkapelle östlich des Hallenchors von St. Lorenz wurde 1500 von dem Handelsmann und Genannten Kunz Horn gestiftet, der 1511 starb und in der Kapelle begraben wurde. 1806 wurde sie abgerissen. Südlich der Lorenzkirche, ebenfalls innerhalb der ehemaligen Kirchhofsmauer und etwa in der Höhe der heutigen „Pfarrtüre“, stand früher die romanische Kunigundenkapelle, die gemäß einer Sage von der Heiligen Kunigunde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs II. (1002–1024), gestiftet worden war. Der Boden des einfachen rechteckigen Sakralbaus war um mindestens sechs Stufen angehoben, im Untergeschoss lag sehr wahrscheinlich das Beinhaus für den Kirchhof St. Lorenz. Noch 1505 wurden während einer Epidemie die Erkrankten und Verstorbenen der Lorenzer Stadthälfte in der Kunigundenkapelle untergebracht – entsprechend verwendete man für die Sebalder Stadtseite die Moritzkapelle (siehe oben). 1703 wurde die Kapelle abgetragen, 1958 wurden bei Tiefbauarbeiten Mauerreste entdeckt.

Die Bezeichnung „Lorenzerkirchhof“ war bis ins 19. Jahrhundert für den nördlichen und nordöstlichen Bereich um die Kirche üblich, wo die Kirchhofsmauer noch erhalten war.

Kirche und Kirchhof St. Jakob (ehemals und noch Jakobsplatz 1; Nr. 14 der Übersichtskarte)

1209 schenkte König Otto IV. (1209–1218) der bedeutenden Deutschordenskommande in Nürnberg eine Kapelle auf dem Gelände des damals vor der Stadt liegenden Königshofs. Um 1283/90 wurde diese durch eine Kirche ersetzt. Das zunächst einschiffige Langhaus wurde 1500 um zwei Joche nach Westen verlängert und zur dreischiffigen Halle umgebaut. Im Zuge dieses Umbaus erfolgte wohl auch die sukzessive Auflassung des Kirchhofs, der sowohl dem Deutschen Orden als auch Einwohnern der Lorenzer Stadtseite als Begräbnisort gedient hatte. Die Pflasterung des Platzes fand im Jahr 1506 statt.

Ab 1532 waren die Gottesdienste in St. Jakob endgültig protestantisch, während das Deutschordensareal noch bis 1806 eine katholische Enklave blieb. Im Zweiten Weltkrieg wurde St. Jakob schwer beschädigt und anschließend wiederaufgebaut.

Franziskaner- oder Barfüßerkloster (ehemals Königstraße 1–3, Findelgasse; Nr. 15 der Übersichtskarte)

Die Gründung des Klosters erfolgte im Jahre 1224 bei der Kapelle St. Paul an der Pegnitz nördlich von St. Lorenz. 1266 starb der Zustifter des Barfüßerklosters, Konrad Waldstromer, und liegt hier begraben. Die Franziskanerkirche wurde 1278 und nach Umbauten nochmals 1434 geweiht. Kirche und Klostergebäude beherbergten ab 1557/60 die Nürnberger Findelhäuser. 1671 wurde das Areal durch Brand zerstört und verändert wiederaufgebaut.

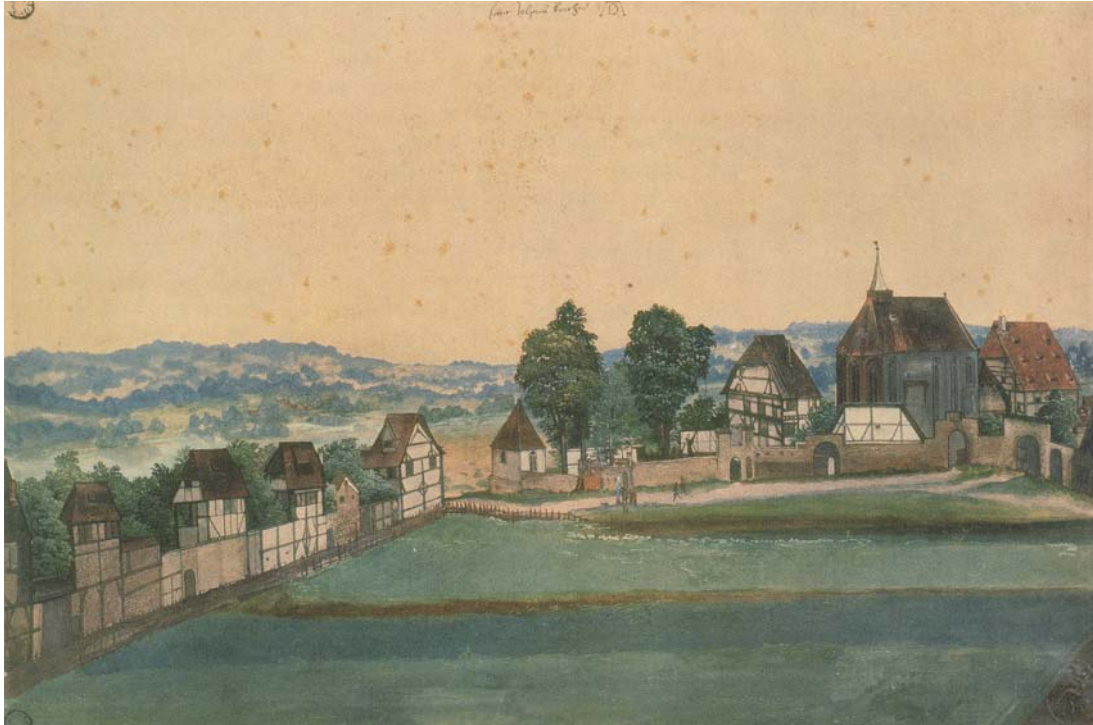
Im Kloster und in der Kirche fanden, ähnlich wie im Predigerkloster, sehr viele Angehörige aus Patrizierfamilien und zahlreiche Adlige ihre letzte Ruhestätte. Einen Eindruck davon, dass beinahe der gesamte ehemalige Kirchenraum ein Begräbnisort war, vermittelt der Situationsplan von 1913, auf dem vorgefundene Knochenreste, Schädel und ganze Skelette, genau verzeichnet wurden (siehe auch die voranstehende Abbildung mit dem Grundriss der Barfüßerkirche). Allein in dieser Klosterkirche lagen demnach circa 130 Skelette, insgesamt fanden sich rund 300 Schädel.

Karmelitenkloster mit Kirche St. Salvator (ehemals Josephsplatz 3; Nr. 16 der Übersichtskarte)

Das Karmelitenkloster ist seit 1295 urkundlich nachweisbar. Die Kirche St. Salvator wurde 1340 geweiht. Dem Konvent scheinen überwiegend Männer aus Handwerkerfamilien angehört zu haben, mit Erhard Schürstab trat 1504 ein Angehöriger des Patriziats an seine Spitze. Nach der Reformation wurde die Kirche wechselweise als Remise, Lagerraum und Gottesdienstraum für Militär genutzt. 1817 wurde der Komplex abgerissen und an seiner Stelle ein Gebäude für die spätere Oberpostdirektion errichtet.

Klarissen- oder Klarakloster (ehemals Königstraße 64; Nr. 17 der Übersichtskarte)

Ein Reuerinnenkloster ist an der Stelle erstmals 1240 erwähnt. Chor und Altar der Kirche wurden 1274 geweiht, 1279 wurden die Nonnen in den Klarissenorden aufgenommen. 1339 wurden die neu erbaute Kirche, der Kreuzgang und ein Begräbnisplatz geweiht. Die Konventsangehörigen stammten aus dem Nürnberger Bürgertum und Patriziat und liegen dort begraben. Die Klostergebäude wurden 1618 für die Errichtung des Leihhauses zunächst teilweise und 1899 vollständig abgebrochen. Die Klarakirche wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und in ihrer vorherigen Gestalt wiederaufgebaut.



Blick von Nordosten auf den Johannisfriedhof, um 1500: Mittig die Stephanuskapelle, rechts davon das ehemalige Pfarrhaus, das ehemalige Steinschreiberhaus, die St. Johanniskirche und der ehemalige Siechkobel. Aquarell von Albrecht Dürer, ehemals Kunsthalle Bremen (verschollen). (StadtAN Av 4456.4-3, S. 50)

Dominikanerinnen- oder Katharinenkloster (ehemals zwischen Wespennest und Am Katharinenkloster; Nr. 18 der Übersichtskarte)

Das Kloster lag bei seiner Stiftung und Gründung in den 1290er Jahren außerhalb der damaligen Stadtbefestigung, 1297 erfolgte die Weihe der Kirche. Der Konvent bestand überwiegend aus Patrizierinnen und zählte am Ende des 15. Jahrhunderts mehr als 70 Nonnen. Kirche und Kloster dienten nach dem Ende des Konventslebens verschiedenen Zwecken. So war die Katharinenkirche 1620 bis 1778 der Versammlungsraum für die Nürnberger Meistersinger. Auch war im Komplex das Armen- und Arbeitshaus untergebracht. Seit 1921 wurden im Kloster die städtische Volkshochschule und das Deutsche Sängermuseum eingerichtet. Kirche und Klosterkomplex brannten 1945 völlig nieder. 1978/80 wurde der Klosterkomplex für Zwecke der Stadtbibliothek mit historisch weitgehend getreuem Äußeren wiederaufgebaut.

Für das Katharinenkloster ist die merkwürdige Nachricht zu finden, dass es einen *kirchhoff* hatte. Dieser ist 1496 und 1502 in den Ratsverlässen erwähnt.

Kartäuserkloster (ehemals Kartäusergasse 1; Nr. 19 der Übersichtskarte)

Die Kartause Marienzell (*Cella Beatae Mariae*) wurde 1380 von dem Nürnberger Bürger Marquard Mendel (gestorben 1385) gestiftet. Zu ihr gehörten die Kartäuserkirche, die Zwölfboten- oder Totenkapelle und die Klosteranlage. Die ersten Mönche kamen aus verschiedenen Kartausen, später gehörten dem Konvent überwiegend Nürnberger Bürger und Patrizier an. 1857 zog das Germanische Nationalmuseum in das ehe-



Blick von der Stadtmauer nach Westen über den Graben auf die Hallerwiese und Gärten in St. Johannis. Rechts hinten die Heilig-Kreuz-Kapelle. Kupferstich von Johann Adam Delsenbach, 1715–1725, 29,5 x 20,2 cm. (StadtAN E 13/II Nr. 310)

malige Kloster ein, die Klosterkirche ist im Wesentlichen erhalten. In der Zwölf-Boten- oder Totenkapelle wurde Konrad Mendel, der Bruder des Stifters, begraben. Marquard Mendel selbst wurde – ohne seine Eingeweide, die am Sterbeort Venedig ruhen – in der Kartäuserkirche beigesetzt.

Außerhalb der letzten Umwallung

Siechkobelfriedhof und Kapelle St. Leonhard (ehemals Schwabacher Straße, Webersgasse; Nr. 20 der Übersichtskarte)

Der Siechkobel St. Leonhard liegt südwestlich vor dem Spittlertor an der Fernhandelsstraße nach Augsburg. Die Kapelle wurde 1317 vom Lorenzer Pfarrer Hermann Schürstab gestiftet und diente zunächst den siechen Frauen, entwickelte sich aber schnell zu einer von St. Lorenz abhängigen Gemeindekirche der umliegenden Orte Sündersbühl und Schweinau. Der zugehörige Friedhof wurde 1518/19 erweitert, die gesamte Anlage im Dreißigjährigen Krieg zerstört, wiederaufgebaut, 1806 verkauft und umgebaut. Im Zweiten Weltkrieg erfolgte eine neuerliche Zerstörung, in den 1950er Jahren der

Wiederaufbau. Von der mittelalterlichen Bausubstanz ist heute nur noch der Chor der Kirche aus dem 15. Jahrhundert erhalten.

Der Friedhof St. Leonhard ist kirchlich verwaltet und bis heute in Betrieb.

Siechkobelfriedhof und Kapelle St. Peter (ehemals Kapellenstraße, Schloßstraße 9; Nr. 21 der Übersichtskarte)

Der Siechkobel St. Peter, südöstlich vor dem Frauentor an der Fernhandelsstraße nach Regensburg gelegen, ist der jüngste der vier Einrichtungen. Er soll um 1327/37 bestanden haben, an der Gründung des Leprosenhauses waren die Patrizierfamilien Haller und Tetzel maßgeblich beteiligt. 1389 ist es erstmals urkundlich bestätigt. Zunächst fanden im Siechkobel St. Peter nur Frauen Zuflucht, 1484 wurde er in einen „Männerkobel“ umgewandelt. Die kirchliche Betreuung lag bis zur Reformation beim Geistlichen des Siechkobels St. Leonhard. Seit 1521 wurden auf dem Friedhof St. Peter auch die Gehenkten der nicht weit entfernten Richtstätte in einem Sammelgrab beerdigt. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Siechenhaus völlig zerstört, die Peterskapelle hingegen nur wenig beschädigt.

Der Friedhof St. Peter ist kirchlich verwaltet und bis heute in Betrieb.

Die Richtstätten: die „Rabensteine“, der Ort der Enthauptung, der Ort des Ertränkens

1371 verlieh Kaiser Karl IV. dem Rat der Reichsstadt mit dem sogenannten Blutbann die Hochgerichtsbarkeit. Fortan durften die Herren des Rats die „peinliche“ Befragung, also Folter durchführen, halsgerichtliche Urteile aussprechen (zum Beispiel Köpfen, Hängen, Vierteilen, Rädern, Ertränken, Verbrennen, lebendig Begraben) und diese von einem Henker vollziehen lassen.

Bei der Richtstätte, auch „Rabenstein“ genannt, mit dem Galgen und dem steinernen Richtgerüst, wurden die meisten der im Rahmen der Halsgerichtsbarkeit verhängten Strafen vollzogen (Nr. 22 der Übersichtskarte). Zugleich war dies für viele der Gehenkten der Ort der letzten Ruhe. Die Leichen wurden den Vögeln und den wilden Tieren überlassen, die Reste wurden unterhalb des Galgens vergraben. Eine Ausnahme wurde selten gemacht, prominentes Beispiel hierfür ist der Patrizier Niklas III. Muffel, der nach seiner Hinrichtung 1469 zunächst drei Tage am Galgen hing, sodann nach Eschenau, das den Muffel gehörte, verbracht und später auf dem Kirchhof von St. Sebald beerdigt wurde.

Westlich vor der Stadtmauer, bei der Hallerwiese, existierte bis Anfang des 16. Jahrhunderts ein nicht genau lokalisierbarer Richtplatz, an dem ausschließlich an Frauen, in der Regel für Kindsmord, die Strafe durch Ertränken vollzogen wurde. Mit dem Schwert Gerichtete, also Geköpfte, konnten ein kirchliches Begräbnis erhalten und in geweihtem Boden liegen. Enthauptungen fanden bei den Holzstößen beim Flaschenhof statt, ihr Begräbnis fanden die Gerichteten in der Regel auf dem Kirchhof von St. Lorenz. Im Zuge der Reformation kamen auch die Gehängten *aus gnaden* in eine „Gemeingrube“, also das Sammelgrab, beim Friedhof des Siechkobels St. Peter und auf einen besonderen Platz



Blick von Südwesten auf die Lorenzkirche und den ehemaligen Kirchhof, von dem die Mauer noch steht. Rechts vorne die romanische Kunigundenkapelle, dahinter die gotische St. Annakapelle. Radierung von Johann Alexander Boener, vor 1703, 17,4 x 22,9 cm. (StadtAN E 13/II Nr. 92)

auf dem neuen Rochusfriedhof. Auf diesem wurden dann auch Selbstmörder, Henker und ihre Familien sowie Angehörige weiterer unehrenhafter Berufe beigesetzt. Die Weihe des Bodens war damals bereits in den Hintergrund getreten. Die Strafjustiz nahm jedoch zu: Allein zwischen 1573 und 1617 richtete der berühmte Henker Franz Schmidt 361 Personen hin.

1809 wurde der Galgen abgebrochen, der Stadtteil Galgenhof erinnert an die einstige Funktion des Geländes.

Um 1500 bis um 1800

Mit dem Entschluss des Rates, Begräbnisse nur noch außerhalb der letzten Umwallung zuzulassen, entstanden zwei Begräbnisstätten, die bis heute in Betrieb sind und eine einmalige ästhetische Erscheinungsform aufweisen: der Johannis- und der Rochusfriedhof.

Sebalder Stadtseite

Außerhalb der letzten Umwallung

Johannisfriedhof (Johannisstraße 53–57; Nr. 23 der Übersichtskarte)

Nachdem mit dem Friedhof rund um die St. Johanniskirche und demjenigen rund um die Stephanuskapelle zwei Begräbnisareale entstanden waren (siehe oben), erfolgte nach vorbereitenden Arbeiten im Jahr 1518/19 eine erneute Erweiterung des Gräberfeldes südwestlich der Holzschuherkapelle. Die Gräberfläche wurde dadurch beinahe verdoppelt, die Weihe des neuen Friedhofs erfolgte am 21. März 1519. Der Rat reagierte damit auf die kaiserliche Anordnung vom 31. Oktober 1518 (siehe den Beitrag von Michael Diefenbacher in diesem Heft) zur ausschließlichen Bestattung außerhalb der Umwallung in Pestzeiten. Der Annalist Johannes Müllner erzählt, Kaiser Maximilian I. habe sich *darob entsetzt, daß man den unlust der begrebnuß und verstorbenen in einer solchen statt gedulde*, woraufhin er dem Rat den Befehl erteilt habe, diese Missstände abzuschaffen. Jedoch hatte der Rat bereits seit der Zeit um 1500 in Seuchenzeiten immer wieder Maßnahmen ergriffen, die auf die Bestattung außerhalb der Mauer hinausliefen. Gegen die Widerstände der Geistlichkeit, die die Ferne zu den Heiligen und den Ausfall von Gebühren monierte, wurde die Anordnung schließlich durchgesetzt.

Nachdem in der Pestepidemie von 1519/20 erstmals alle Verstorbenen auf dem Johannis- und dem Rochusfriedhof beziehungsweise bei den Siechköbeln ihre letzte Ruhe gefunden hatten, gebot ein Ratsverlass vom 28. Juli 1520 die generelle Bestattung aller Verstorbenen außerhalb der Mauern auch jenseits einer Notlage durch eine Epidemie. Fortan war der Johannisfriedhof bis zur Einrichtung des Centralfriedhofs (ab 1904 Westfriedhof, siehe unten) im Jahr 1880 Begräbnisort für die Verstorbenen der Sebalder Stadtseite. Im Pestjahr 1562 erfuhr der Friedhof unter anderem südlich der Holzschuherkapelle eine neuerliche Erweiterung. Seit 1575 sollte die zuvor auf dem Kirchhof von St. Sebald und auf dem „Neuen Bau“ durchgeführte Sondersiechenschau alljährlich in der Kar-





Übersichtskarte zur Lage der Begräbnisstätten auf dem Gebiet der heutigen Stadt Nürnberg bis um 1800. Grundlage: handgezeichnete Karte von Hans Bien, Nürnberg mit der Landwehr. Die Brücke zum Sebastianspital (südlich des Johannisfriedhofs) war nur in Pestzeiten in Betrieb und wurde sonst abgebaut. Tuschezeichnung auf Pergament, 1625–1633, ca. 80 x 70 cm. (StadtAN A 4/IV Nr. 23) Grafik: Helge Weingärtner und Antonia Landois, Stadtarchiv Nürnberg.

woche auf dem Johannisfriedhof, genauer *do man prediget*, stattfinden. Das Ereignis wurde dort bis 1663 durchgeführt. 1592 war eine neuerliche Erweiterung erfolgt, 1604 eine kleinere. 1624 wurden nach Plänen des Baumeisters Johann Carl erweiternde Abrundungen des Geländes vorgenommen. Da das Areal mit den zwei Begräbnisstätten nun immer weiter zusammenwuchs, wurde es mehr und mehr als ein großer Friedhof betrachtet. Folgerichtig wurde die trennende Nord-Süd-Mauer 1679 niedergelegt. 1682 wurde das alte Steinschreiberhaus, das in unmittelbarer Nähe nordöstlich der Apsis der Johanniskirche stand, abgerissen und der bekannte Bau an der Johannisstraße errichtet. 1679 kamen der Siechkobelgarten, 1714 der ehemalige große Garten des Pfarrhauses, beide südlich der Johanniskirche, zum Gelände des Friedhofs hinzu. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte eine Erweiterung nach Südwesten.

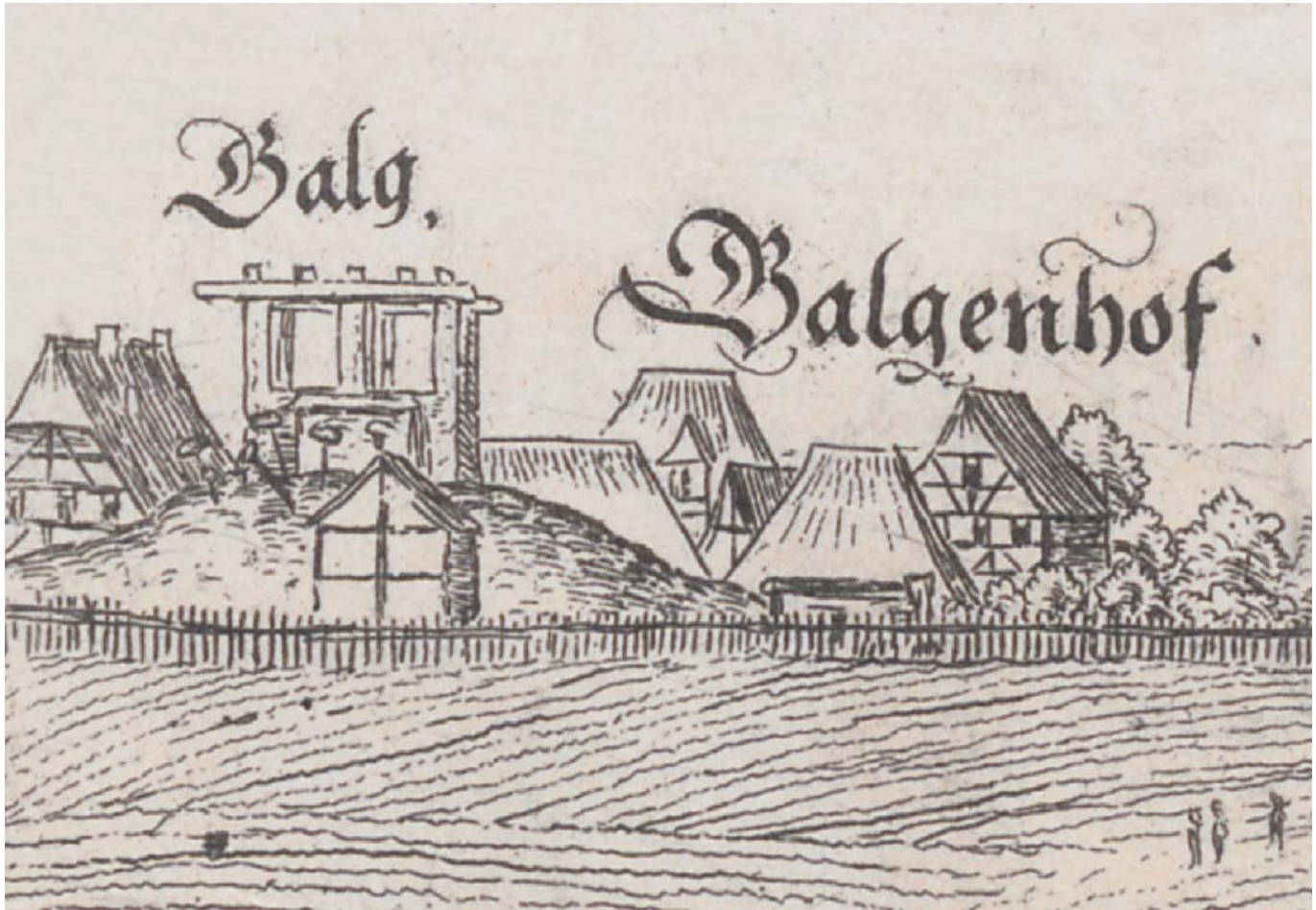
Seinen heutigen Umfang erhielt der Friedhof durch den Verkauf und Abriss des alten Pfarrhauses südöstlich der Apsis der Johanniskirche 1855, die Auflassung des südlich gelegenen Schießplatzes 1856, sodann durch die Anlage der neugotischen Arkadenhalle am Westrand des Friedhofs, die Auflösung des Siechkobels 1807, dessen Gelände 1886–1888 an den Friedhof gelangte, und den Zuschlag des ehemaligen kleinen Pfarrgartens südlich des ehemaligen Pfarrhauses. Seit 1896 gehört auch das westlich des Siechkobelgeländes gelegene Areal des ehemaligen Johannisbauers, der von 1317 bis 1585 Grundholde des Siechkobels war, zum Friedhof.

Sein besonderes Erscheinungsbild im historischen Teil (bis 1856) verdankt der Johannisfriedhof – wie auch der Rochusfriedhof (siehe unten) und der Friedhof von Wöhrd (siehe unten) – dem Gleichmaß der liegenden Grabsteine, deren Größe mit 6 : 3 Nürnberger Werkschuh (167 cm x 83 cm) festgelegt war und ist. An der Holzschuherkapelle findet sich außen der Maßstab hierfür. Hinzu kommen die Messing- und Bronzeepitaphien als kultur- und kunstgeschichtliche, aber auch sozial- und handwerksgeschichtliche Denkmäler ersten Ranges. Auf den beiden historischen Friedhöfen gibt es noch circa 7.000 davon. 2018 wurden sie in die bayerische Landesliste des „Immateriellen Kulturerbes“ aufgenommen.

Auf dem kirchlich verwalteten Johannisfriedhof befinden sich heute rund 6.000 Grabstellen. Für die Beisetzung ist die Zugehörigkeit zu einem christlichen Bekenntnis Voraussetzung.

Holzschuherkapelle (Nr. 24 der Übersichtskarte)

Der runde Zentralbau aus Sandsteinquadern mit östlichem Halbrundchor steht an der Stelle der 1506/07 abgerissenen mittelalterlichen Stephanuskapelle (siehe oben). Das Patrozinium erscheint für die Anfangszeit variabel, es finden sich die Namen „St. Stephanus“, „Zum Heiligen Grab“ und „Mutter Angst“. Seit dem 16. Jahrhundert wurden Patrizier aus den Familien Holzschuher und Imhoff darin beigesetzt. Nach langen Streitigkeiten zwischen den Geschlechtern, die in einer Prozessakte von 1593 bis 1604 minutiös dokumentiert sind, waren es nur noch Holzschuher, obwohl die Imhoff im 16. Jahrhundert



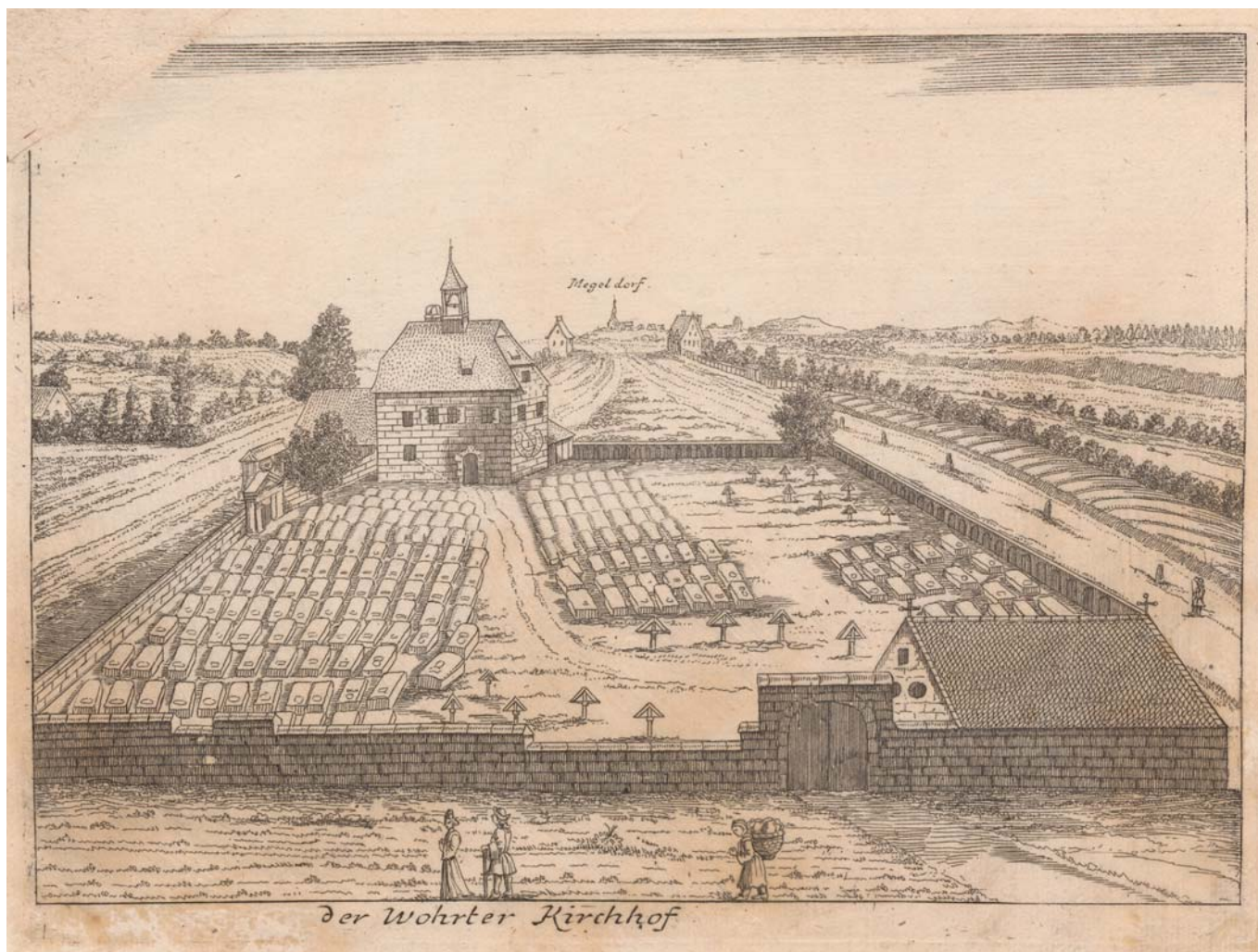
Pfleger von St. Johannis waren und mehrere Reparaturen an der Kapelle hatten durchführen lassen. 1925 erwarb die Stadt Nürnberg die Kapelle.

Wöhrder Friedhof (ehemals und noch Bartholomäusstraße 44; Nr. 25 der Übersichtskarte)

Am 16. Mai 1529 erfolgte die Schließung des Kirchhofs um die St. Bartholomäuskirche im Nürnberger Vorort Wöhrd. Die Begräbnisstätte wurde an den noch heute bestehenden Ort vor die östlichen Mauern an der Kreuzung der Wege nach St. Jobst und Mögeldorf verlegt. Im gleichen Jahr erfolgte der Bau der Kapelle an der Südwestecke, die im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört wurde. Seit 1533 mussten auch alle Seuchenopfer aus dem Gebiet östlich der Linie Webersplatz – Landauergasse – Gröbelstraße in Wöhrd beerdigt werden.

Auch der historische Teil des 1562 und 1642 nach Süden, 1882 nach Norden erweiterten Friedhofs Wöhrd weist die liegenden, genormten Grabsteine auf. 1632/34 wurden viele Pestopfer aus dem schwedischen Regiment von Hastver auf dem Wöhrder Friedhof beerdigt. 1662 wurde das noch stehende Totengräberhäuschen in der Mitte des Friedhofs errichtet. Der Wöhrder Friedhof ist kirchlich verwaltet und bis heute in Betrieb.

Das Richtgerüst mit steinernem Unterbau und hölzernen Balkenaufhängen, dahinter der Galgenhof. Ausschnitt aus dem linken Drittel der Ansicht Nürnbergs von Osten von Hans Lautensack, 1552. Radierung, 48,6 x 30 cm. (StadtAN E 13/II Nr. 453)



Blick von Westen auf den Friedhof in Wöhrd. In der unteren rechten Ecke der Friedhofsmauer die ehemalige Friedhofskapelle, in der oberen linken Ecke das Totengräberhaus, im Hintergrund Mögeldorf. Radierung von Johann Alexander Boener, 1702–1708, 21,5 x 16 cm. (StadtAN E 13/II Nr. 137)

Lorenzer Stadtseite

Rochusfriedhof (Rothenburger Straße 20; Nr. 26 der Übersichtskarte)

1517/18 wurde die Anlage eines neuen Friedhofs *beym Gostenhof*, etwa 500 Meter südwestlich vor dem Spittlertor, beschlossen. Der bisherige Hauptbegräbnisort der Lorenzer Stadt, der Kirchhof bei der Pfarrkirche, sollte aufgelassen werden. 1518 erfolgte die Einfriedung des Grundstücks nahe dem Gostenhof mit einer Sandsteinmauer, die Weihe – zusammen mit der Erweiterung des Johannisfriedhofs und des Friedhofs beim Siechkobel St. Leonhard – fand am 21. März 1519 statt. Auch der Kirchhof bei St. Jakob war im 16. Jahrhundert aufgelassen worden. Bis zur Inbetriebnahme des Südfriedhofs 1913

(siehe unten) war der Rochusfriedhof fortan für die Lorenzer Stadtseite der Friedhof der Wahl, daneben gab es noch die Friedhöfe der Siechköbel St. Leonhard und St. Peter.

Die Friedhofsanlage wurde 1562/63, 1592 und 1599 erweitert. Ein barockes Friedhofportal vom Beginn des 17. Jahrhunderts an der Rothenburger Straße wurde 1855 eingelegt. Im Zweiten Weltkrieg wurden das ehemalige Hofmeisterhaus und das Totengräberhaus durch Bombentreffer vollständig vernichtet und nicht wiederaufgebaut. Die zerstörte Aussegnungshalle von 1854 hat einen Nachfolgebau aus den 1950er Jahren.

Die liegenden, quaderförmigen Steine entsprechen wie auf dem Johannisfriedhof und in Wöhrd den vom Rat vorgegebenen Normen (siehe oben). Da auf der Lorenzer Stadtseite besonders viele Handwerke ansässig waren, sind die zahlreichen Epitaphien auf den Grabsteinen besonders hinsichtlich der Handwerksgeschichte sehr aufschlussreich.

Heute befinden sich auf dem kirchlich verwalteten Rochusfriedhof rund 3.500 Gräber. Für die Beisetzung dort ist die Zugehörigkeit zu einem christlichen Bekenntnis Voraussetzung.

Imhoff- oder Rochuskapelle (Nr. 27 der Übersichtskarte)

Die ältesten Grabmale auf dem Rochusfriedhof stammen aus der Zeit um 1520 und gruppieren sich um die Kapelle. Bereits 1518 war die Stiftung für die Grabkapelle auf dem neuen Gottesacker durch Konrad Imhoff erfolgt und der Erlass ergangen, dass diese dem „Pestheiligen“ (obwohl stets nur Seligen) Rochus von Montpellier geweiht werden sollte. Nach dem Tod des Stifters wurde die Kapelle 1520/21 durch seine Brüder Peter I. und Paul V. Imhoff sowie den Baumeister Paul Behaim errichtet. Die Weihe der Kapelle erfolgte 1521, die Familie ist bis heute Eigentümerin der kleinen Kirche.

Militärfriedhof (ehemals Rothenburger Straße 20; Nr. 28 der Übersichtskarte)

Westlich des historischen Rochusfriedhofs befindet sich seit 1693 der 1918 aufgelassene Militärfriedhof. Er ist von einer eigenen Sandsteinmauer eingefriedet und diente Angehörigen der Nürnberger Garnison in reichsstädtischer und bayerischer Zeit als Begräbnisplatz. Bereits 1689 hatte der Stadtleutnant und Rotbierbrauer Lorenz Schmiedlein eine wohltätige Stiftung zur Anlage des Friedhofs für seinesgleichen gemacht. Alle aktiven und pensionierten Soldaten, Militärbeamte des Standorts Nürnberg sowie deren Frauen und Kinder hatten Anspruch auf einen Grabplatz. Die Gräber sollten jedoch ausdrücklich nicht mit liegenden Steinen, sondern nur mit Kreuzen markiert werden. Im Ersten Weltkrieg wurde der Militärfriedhof schnell mit Verstorbenen aus den Nürnberger Lazaretten und Ersatztruppenteilen belegt. Im November 1918 wurde er geschlossen und gleichzeitig ein Gräberfeld auf dem Südfriedhof angelegt (siehe unten).

Um 1800 bis zur Gegenwart
Sebalder Stadtseite
Außerhalb der letzten Umwallung
Kirchlich/religiös

Kraftshof (1865), Mögeldorf (1886)

Kraftshof und Mögeldorf erhielten jeweils einen kirchlichen Friedhof.

Neuer Israelitischer Friedhof (Schnieglinger Straße 155/157)

Der Neue Israelitische Friedhof wurde 1910 eingeweiht und 1916 erweitert. Er dient der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg auch heute als Begräbnisstätte. Ein Kriegerdenkmal von 1920/22 erinnert an die 178 Gefallenen Nürnberger jüdischen Glaubens, eine Gedenktafel an die in der NS-Zeit ums Leben gekommenen Juden aus Nürnberg.

Ziegelstein (mit Buch und Buchenbühl) (ehemals Marienbergstraße 61)

Von 1910 bis 1938 gab es für den Ort Ziegelstein, der 1920 eingemeindet wurde, einen eigenen Friedhof. In Buchenbühl existierte darüber hinaus ein provisorischer Militärfriedhof (siehe den Beitrag von Bernd Schneider in diesem Heft).

Blick auf den Militärfriedhof beim Rochusfriedhof mit Soldatengräbern, meist aus dem Ersten Weltkrieg. Foto Hochbauamt: Kurt Grimm, 1938. (StadtAN A 38 Nr. G-24-7)



Städtisch

Centralfriedhof (1880), seit 1904 Westfriedhof, seit 1913 mit Krematorium

Der erste kommunale Friedhof Nürnbergs erstreckte sich auf einem zunächst circa 16 und heute circa 39 Hektar großen Areal mit rund 38.000 Grabstellen zwischen Schnieglinger Straße, Nordwestring und der Pegnitz. Im Nordwesten grenzt er heute an den 1910 eingeweihten Neuen Israelitischen Friedhof. Die Enge auf den kirchlichen Friedhöfen und das rasante Bevölkerungswachstum – 1880 hatte Nürnberg bereits rund 100.000 Einwohner – hatten die Anlage notwendig gemacht. Der parkartig gestaltete Friedhof wurde 1880 als „Centralfriedhof“ eröffnet. 1904 erfolgte die Umbenennung in „Westfriedhof“, da die Anlage des 1910 eröffneten Südfriedhofs (siehe unten) beschlossen worden war. In der Folgezeit wurde der Westfriedhof mehrfach erweitert, seit 1913 befindet sich auf dem Areal zudem das zentrale Krematorium der Stadt (siehe den Beitrag von Steven M. Zahlaus in diesem Heft), dessen Einzugsbereich auch das nähere Umland umfasst und das seinerzeit die zweite Feuerbestattungsanlage in Bayern war. Auf dem Westfriedhof dürfen alle die letzte Ruhe finden, die nördlich der Pegnitz gewohnt haben.

Auf dem Südfriedhof und dem Westfriedhof bietet die Friedhofsverwaltung seit rund 20 Jahren mit den sogenannten Seelenfeldern tot geborenen Kindern unter 500 Gramm und Föten aus Schwangerschaftsabbrüchen eine letzte Ruhestätte. Auch sind dort jeweils eigene Bereiche für Kindergräber vorgehalten.

Den veränderlichen Gepflogenheiten bei der Bestattung, vor allem dem kontinuierlichen, starken Rückgang der Erdbestattungen seit den 1960er Jahren, tragen die großen städtischen Friedhöfe Rechnung, indem sie Urnenbestattungen unter Bäumen, in einem Urnenerdgrab, an Urnensonderstellen, im Urnenhain, in einem Urnengemeinschaftsgrab, im „Lapidarium“, in einer Nischenwand, im „Kolumbarium“ und in einer anonymen Sammelstelle sowie die Seebestattung der Asche anbieten.

Großreuth hinter der Veste (1899), Großgründlach (1947), Boxdorf (1972)

Großreuth hinter der Veste, Großgründlach und Boxdorf erhielten jeweils einen städtischen Friedhof.

Der geplante Nordfriedhof (zwischen Äußerer Bayreuther Straße und Oedenberger Straße)

Von den 1920er Jahren bis in die Nachkriegszeit wurde die Anlage eines kommunalen Nordfriedhofs diskutiert. Aus verschiedenen Gründen kam diese nicht zur Umsetzung (siehe den Beitrag von Daniela Stadler in diesem Heft).

Tierfriedhof beim Tierheim (Stadenstraße 90)

Dem seit 1970 bestehenden Tierheim wurde 1988 der erste bayerische Tierfriedhof mit rund 1.000 Grabstellen angeschlossen.

Lorenzer Stadtseite

Außerhalb der letzten Umwallung

Kirchlich/Religiös

Alter Israelitischer Friedhof Bärenschanze (1864) (Bärenschanzstraße 40)

Zwischen 1850, als sich jüdische Bürger wieder in Nürnberg niederließen, und 1862, als die Israelitische Kultusgemeinde gegründet wurde, benutzten die Nürnberger Juden den Fürther Judenfriedhof mit. Nach der Kündigung der Mitbenutzung durch die Fürther Gemeinde fanden jüdische Begräbnisse seit Februar 1864 auf dem Friedhof an der Bärenschanzstraße 40 statt. Nachdem das kleine Areal für die stetig wachsende Gemeinde zu klein wurde, erwarb die Kultusgemeinde 1905 ein westlich vom Westfriedhof gelegenes Areal, das seit 1910 in Verwendung ist (siehe oben).

Muslimisches Gräberfeld auf dem Südfriedhof

Der Südfriedhof hat seit 2001 einen Abschnitt für muslimische Begräbnisse, das sogenannte Muslimfeld. Nach muslimischem Ritus wird der tote Körper nach spätestens 48 Stunden nur in ein Tuch gehüllt und auf die rechte Körperseite mit dem Blick in Richtung Mekka in der Erde bestattet. Zudem dürfen die Gebeine nicht mehr angerührt oder bewegt werden, weshalb der Erwerb des Begräbnisrechtes nicht zeitlich beschränkt sein sollte. Dies widerspricht jedoch dem üblichen Verfahren einer Einhaltung der „Mindestruhepflicht“ und der Räumung von Gräbern. Auch die in Bayern geltende Sargpflicht kollidiert mit den Bräuchen.

Eibach (1898)

Eibach erhielt einen kirchlichen Friedhof.

Städtisch

Fischbach (1906), Kornburg (1910)

Fischbach und Kornburg erhielten jeweils einen städtischen Friedhof.

Südfriedhof (1913)

Der mit circa 65 Hektar Fläche und rund 40.000 Grabstellen größte Nürnberger Friedhof befindet sich relativ weit entfernt von der Innenstadt in den heutigen Stadtteilen Gartenstadt und Falkenheim. Er erstreckt sich westlich der Julius-Löbmann-Straße und nördlich der Trierer Straße, im Norden wird er durch den Rangierbahnhof begrenzt. Bereits 1899 wurde die Schaffung eines weiteren kommunalen Friedhofs neben dem damaligen Centralfriedhof angeregt. Auch hinter diesem Schritt standen wiederum das rasante Bevölkerungswachstum Nürnbergs und etliche Eingemeindungen. Der Südfriedhof wurde nach dem Vorbild des Münchner Waldfriedhofs weitläufig angelegt und 1913 eröffnet. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Ehrenfriedhof eingegliedert, weitere Erweiterungen folgten. Hinsichtlich des Einzugsbereichs bildet auch beim Südfriedhof die



Grabsteine auf dem Alten Israelitischen Friedhof an der Bärenschanzstraße 40, der von 1864 bis 1922 belegt wurde. Bis zur Schließung wurden hier etwa 2.000 Personen beerdigt. Foto Hochbauamt: Friedrich Kriegbaum, um 1960. (StadtAN A 39/III Nr. Fi-B-2232)

Pegnitz die Grenze: Alle südlich der Pegnitz Wohnenden haben das Recht, hier beerdigt zu werden.

1999 erwarb das Südklinikum ein Gräberfeld, auf dem tot geborene Kinder bestattet werden können.

Auf dem Südfriedhof befinden sich auch die insgesamt zehn Gräberfelder mit Gedenk- und Mahnmalen für die Kriegsoffer aus den beiden Weltkriegen. Auf einer Fläche von 47.000 m² liegen rund 10.700 Kriegstote: Deutsche sowie Opfer aus weiteren 32 Nationen, zum Teil in Sammel- und Massengräbern mit bis zu 3.500 gemeinsam Bestatteten.

Reichelsdorf (1922), Worzeldorf (1971), Höfen (1999)

Reichelsdorf, Worzeldorf und Höfen erhielten jeweils einen städtischen Friedhof.

Walter Bauernfeind:

Totengedenken durch Stiftung von Altären, Seelmessen und Ewiglichtern in vorreformatorischer Zeit

Einer der zentralen Kritikpunkte Martin Luthers an der katholischen Messe und speziell der Lehre vom Fegefeuer war, dass *die Messe schier allein für die Toten gebraucht ist, während doch Christus das Sakrament allein für die Lebendigen gestiftet hat*. Diese Fundamentalkritik an den sakralen Handlungen in den Kirchen, die auch mit dem Ablasswesen eng zusammenhängen, versteht man aber nur, wenn man sich die liturgische Praxis in vorreformatorischer Zeit vor Augen führt. Dafür bietet sich die Reichsstadt Nürnberg in besonderem Maße an, da entsprechend zahlreiche Quellen überliefert sind, um dies nachvollziehen zu können. Von den 40 „Seelbüchern“ mit ihren wohl insgesamt über 20.000 Seiten, die zwischen 1511 und 1515 bei einer Totalrevision aller potenziell für die Ewigkeit bestimmten Priesterpfünden, Jahrtagstiftungen, Ewiglichter und anderem mehr durch die reichsstädtische Verwaltung erstellt wurden, ist zwar offenbar nur ein einziges überliefert, es gibt aber neben diesem genug andere Quellen. In Nürnberg kam es mit Einführung der Reformation nicht zu einer Vernichtung oder einem Abbau der umfangreichen Memorialausstattung in den Kirchen, die speziell in Form von

Familienaltären vorhanden war. Man ließ vielmehr in der Regel die zugrunde liegenden Stiftungen bestehen und veränderte nur ihren Stiftungszweck ab 1524/25. Daher sind auch die ursprünglichen Stiftungsurkunden und -bücher zahlreich überliefert.

In ihren Testamenten begnügten sich die entsprechend vermögenden Nürnberger nach ihrer Beerdigung auf dem Friedhof oder direkt in einer Kirche – Letzteres war für das Seelenheil wirksamer, da man näher bei Altären beziehungsweise täglichen, sakralen Handlungen war –

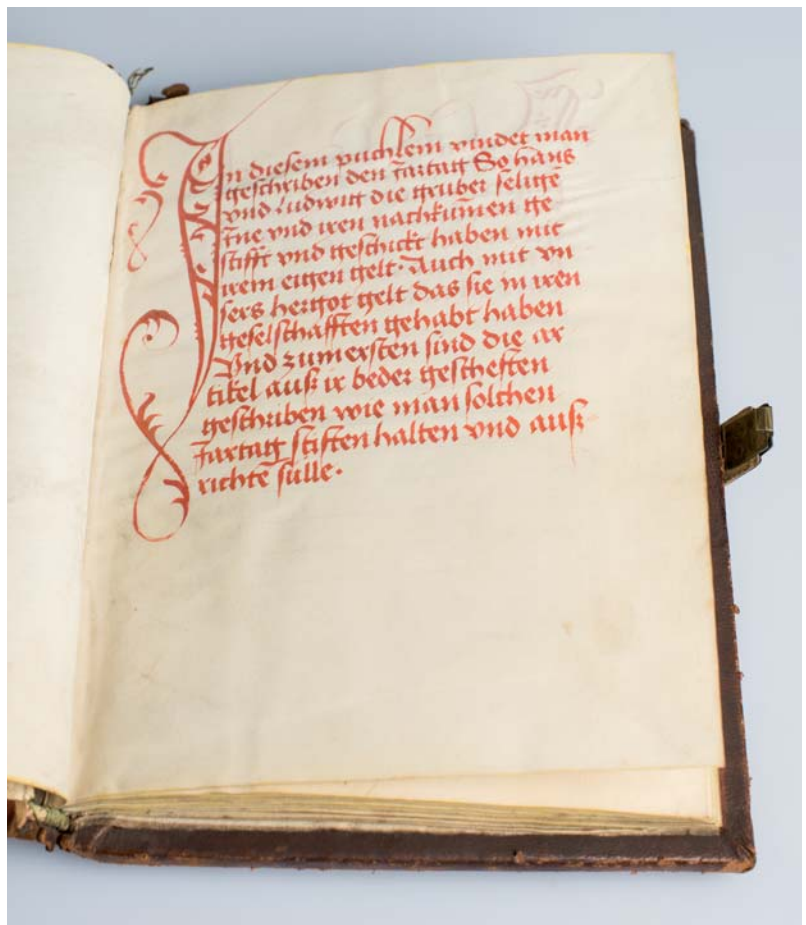
Seelgerätbuch der Stiftung von Hans (gestorben 1443) und Ludwig (gestorben 1464) Gruber für das Totengedenken/Seelenheil ihrer Familie(n), angelegt ca. 1470. (StadtAN E 49/III Nr. 20)



mit einer Totenmesse am siebten, dreißigsten und am Jahrtag nach dem Tod. Daneben hatten aber in vielen Familien beziehungsweise Familienzweigen schon die Vorfahren entsprechend vorgesorgt: So waren zum Beispiel eigene, für die Ewigkeit bestimmte Jahrtagstiftungen errichtet worden, wo Totenmessen für alle Vorfahren und Nachkommen an einem bestimmten Tag im Jahr gehalten wurden. Exklusiver – beziehungsweise, wenn man an das Fegefeuer glaubte, wirksamer – war dies selbstverständlich, wenn dazu ein eigener Familienaltar ausgestattet worden war, der vielleicht auch noch durch einen eigenen Priester betreut wurde. Hier war dann auch die sakrale Handlung nicht mehr nur auf den Jahrtag – der selbstverständlich entsprechend aufwendig begangen wurde – beschränkt, sondern erfolgte je nach Ausstattung in wöchentlichen, täglichen oder stündlichen Gebeten für das Seelenheil der Verstorbenen.

Ein einfacheres Familien-Totengedenken hatten beispielsweise die Brüder Hans und Ludwig Gruber Mitte des 15. Jahrhunderts gestiftet. Sie entstammten einer bedeutenden Großhandels- und Montanunternehmerfamilie, gehörten aber nicht zum Nürnberger Patriziat, dem sie jedoch per Konnubium verbunden waren. Hans Gruber hatte schon lange vor seinem Tod – und offenbar auch lange bevor die Familie Fugger in Augsburg auf Ähnliches kam – ein eigenes Firmenkonto dafür errichtet, das „Herrgotts-konto“. Denn genauso wie heute auch war die wichtigste Voraussetzung für eine Stiftung die materielle Ausstattung mit Kapital. Den Grundstock der Familienstiftung bildete entsprechend das Herrgottsgeld, das Hans Gruber in der Handelsgesellschaft angelegt hatte und das neben dem Stammkapital von 200 rheinischen Gulden noch durch den jährlichen Gewinn aus dem Handel zusätzliches Kapital über die Jahre bildete. Erst nach dem Tod seines Bruders Ludwig Gruber wurde dieses Konto aufgelöst und das Geld in „mündelsichere“ Werte angelegt, die einen relativ stabilen, jährlichen Ertrag garantierten. Und das waren Einkünfte aus bewirtschafteten Immobilien, in der Regel Bauerngüter. Das bedeutete, dass die Stiftung eine eigene, kleine Grundherrschaft mit einer Mühle und mindestens sechs Bauernhöfen erwarb, deren Grundabgaben die Stiftung finanzierten. Die Betriebseinheiten mussten aber über vier Meilen von der Reichsstadt entfernt liegen, da nach Nürnberger

Erste Seite des Seelgerätsbuchs der Stiftung von Hans und Ludwig Gruber, angelegt ca. 1470. (StadtAN E 49/III Nr. 20, Bl. 2 r)

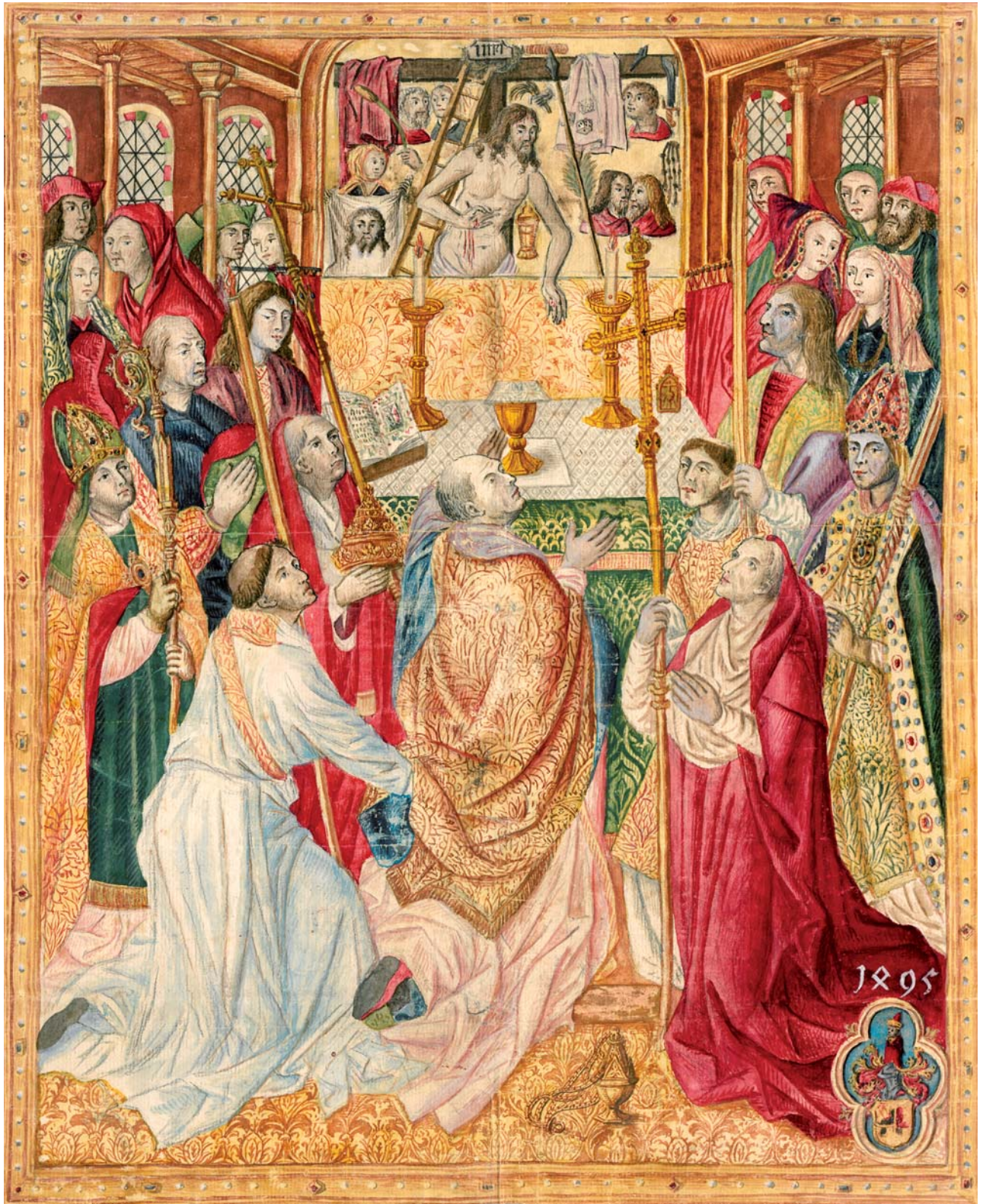


Stiftungsrecht für die „tote Hand“ keine Immobilien innerhalb dieser vier Meilen erworben werden durften.

Im Gruberschen Seelgerätbuch ist wenig von der konkreten Ausgestaltung des Totengedenkens die Rede, dafür umso mehr von der materiellen Ausstattung der Familienstiftung. Die Gebete für das Seelenheil fanden in der Predigerkirche statt (Dominikanerkirche, ehemals Theresienstraße 1), die 1807 vom Königreich Bayern abgebrochen wurde. In der Gruberkapelle beim dortigen Brigittenaltar, den Hans Gruber neu ausgestaltet hatte, befand sich in der Kirche die Grablege. Hans Gruber hatte schon bestimmt, dass man am Jahrtag ihm und seiner Ehefrau Anna und außerdem seinen bereits verstorbenen Brüdern Konrad (mit Ehefrau Margaretha) und Ulrich sowie seinem noch lebenden Bruder Ludwig mit Ehefrau Gerhaus beziehungsweise allen ihren Nachkommen gedenken sollte. Da die Eltern der vier Brüder nicht genannt sind, kann man wohl davon ausgehen, dass für deren Seelenheil bereits anderswo gebetet wurde. Wichtigste Ausführungsbestimmung war, dass aus den vier Nürnberger Bettelorden (Barfüßer-Franziskaner, Prediger-Dominikaner, Augustinereremiten und Frauenbrüder-Karmeliten) je sechs Priester – insgesamt also 24 – am Grab die Messe lesen sollten. Wie das genau vorzustattengehen sollte, ist in seinem und auch in Ludwig Grubers Testament – er wiederholte im Prinzip die Bestimmungen seines Bruders Hans – nicht genannt; wohl weil der Ablauf selbstverständlich war: Einige Tage vor dem Jahrtag war in den Nürnberger Kirchen und insbesondere bei den vier genannten Bettelorden der nahende Jahrtag anzukündigen. Am Abend beziehungsweise in der Nacht vor dem Jahrtag ist von einer Totenwache am Grab auszugehen, das mit einem Grabteppich bedeckt war, auf dem vier Kerzen standen; auch der Brigittenaltar war entsprechend geschmückt. Bei den Vigilien sollten in der Nacht abwechselnd sogenannte Seelnonnen Gebete am Grab gesprochen haben. Dazu waren Sitzbänke an beiden Längsseiten des Grabes aufgestellt. Diese Sitzbänke nutzen dann am Jahrtag zusätzlich die 24 Priester, die abwechselnd ständig Messe lasen und für das Seelenheil der Verstorbenen beteten.

Die Stiftungsverwaltung oblag laut Testament dem ältesten Nachfahren der Brüder in Nürnberg. Da nur Töchter in der Reichsstadt überlebten beziehungsweise Nachfahren hatten, wurde die Gruberstiftung bereits ab circa 1470 von Gertraud Holzschuher (gestorben 1499) verwaltet, einer Tochter von Hans Gruber, die mit dem bedeutenden Nürnberger Ratsherrn Karl Holzschuher (gestorben 1480) verheiratet war. Nach der Reformation wurde das Grubersche Seelgerät dann in die Holzschuherische Familienstiftung integriert und im Familienarchiv überliefert; dieses befindet sich als Depositum im Stadtarchiv Nürnberg.

Das Totengedenken der Familie Holzschuher selbst war in vorrefomatorischer Zeit überwiegend in der Sebalduskirche angesiedelt. Im Jahr 1575 befanden sich so allein 60 Totenschilder der Familie in St. Sebald. Dort war auch als besonders wichtiges Utensil der sogenannte Holzschuherteppich in der Saktistei gelagert, der zu den Jahrtagen eingesetzt



Der Holzschuherteppich von 1495 (Original im Germanischen Nationalmuseum, 247 x 296 cm), Abzeichnung von 1747/48, ca. 30 x 37 cm. (StadtAN A 7/II Nr. 970)

wurde. Den Teppich hatte Fritz Holzschuher (gestorben 1511) in den Niederlanden nach seinen Wünschen 1495 anfertigen lassen, wobei das Bildprogramm noch nicht befriedigend kunsthistorisch gewürdigt ist. Die sogenannte Gregorsmesse – Papst Gregor I. erschien bei der Feier der Heiligen Messe der leibhaftige Christus als Schmerzensmann – wird in den Seitenzonen neben anderen speziell von drei männlichen Mitgliedern der Familie Holzschuher flankiert, deren Wappen sich zusammen mit der Jahreszahl 1495 im unteren rechten Eck befindet. Links vom Altar befinden sich zwei – barhäuptige – Familienmitglieder, rechts herausgehoben hinter einem kerzenhaltenden Mönch ein weiterer Holzschuher – die drei offenbar jeweils mit individuellen Zügen. Wenn die Familientradition richtig ist, handelt es sich um die drei Brüder Karl (gestorben 1456), Paul (gestorben 1447) und Fritz (gestorben 1431) Holzschuher.

Nachdem die Familie Holzschuher im 15. Jahrhundert in zahlreichen Linien geblüht hatte, war zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Vater der Brüder, Karl (gestorben 1422), der einzige männliche Familienvertreter gewesen. Die oben genannten drei Söhne wurden dann die Stammväter von bedeutenden Familienzweigen dieser, seit dem frühen 13. Jahrhundert nachweisbaren Nürnberger Septemviratsfamilie. Ein vierter Bruder, Berthold (gestorben 1449), der keine das Erwachsenenalter erreichenden Nachkommen hinterließ, begründete die heute noch existierende, reich ausgestattete Familienstiftung. Im Bildprogramm des Teppichs könnte man ihn sich als unsichtbaren vierten im Dreieck Papst Gregor, Paul Holzschuher (gestorben 1447, rechts) und Christus vorstellen, die jeweils im Blickkontakt zu stehen scheinen.



Tischgrab des Spitalgründers Konrad Groß (gestorben 1356), heute aufgestellt am nördlichen Ende des Kreuzigungshofs im Heilig-Geist-Spital. Foto Stadtarchiv Nürnberg: Fabian Bujnoch, 3.8.2018. (StadtAN A 96 Nr. 4953)



Blick zum Chor der überdimensionierten Spitalkirche mit dem Tischgrab von Konrad Groß direkt vor dem Hauptaltar und einer Replik des Reliquienschreins der Reichskleinodien, der im Chorraum an einer Kette befestigt schwebt. Foto Staatliche Bildstelle Berlin: Edgar Titzenthaler, um 1935. (StadtAN A 44 Nr. C-6141-7)



Ursprünglicher Aufstellungsort des Tischgrabes von Konrad Groß direkt vor dem Hauptaltar seiner Kirche. Konrad Groß blickt nach Osten, um für die Auferstehung sogleich bereit zu sein. Foto (Ausschnitt) Staatliche Bildstelle Berlin: Edgar Titzenthaler, um 1935. (StadtAN A 44 Nr. C-6141-7)

Einen Hinweis für diese Funktion könnte aber das berühmte Tischgrab des Spitalgründers Konrad Groß (gestorben 1356) geben, über dessen Ausgestaltung und Vergleichbarkeit sich die Kunstgeschichte in den letzten 200 Jahren unterschiedlich geäußert hat. Die Tischfläche wurde jedenfalls am Jahrtag, den Konrad Groß schon 1343 auf den Vorabend von Mariä Himmelfahrt festgelegt hatte, mit einem Seidentuch in den Wappenfarben Grün und Weiß bedeckt und mit vier Kerzen und anderem mehr geschmückt. Zum über alle Maßen reich ausgestatteten Jahrtag des Konrad Groß und seiner Vorfahren und Nachkommen könnte man eine größere Abhandlung schreiben. Seine eigens am Heilig-Geist-Spital institutionalisierten 12 Seelnonnen waren ebenso wie die 12 Chorschüler und die 11 Priester mit ihrem Kaplan entsprechend eingebunden – natürlich nicht nur am 14. August, sondern täglich. Wenn möglich, sollten mindestens von sechs auswärtigen Klöstern Priester kommen, selbstverständlich neben der Nürnberger Geistlichkeit. Jeder fremde Priester, der sich in Nürnberg aufhielt, konnte gegen entsprechende Bezahlung in der Spitalkirche eine Messe lesen. Neben seinem Jahrtag hatte er noch die Osterfeier und den Sonntag nach Fronleichnam mit aufwendigen Liturgien in der Spitalkirche bedacht.

Allein schon für diese drei Feierlichkeiten musste das Gotteshaus etwa drei- bis viermal größer dimensioniert werden, als es für die schon wesentlich zahlreicher als in anderen Spitälern üblichen 200 Pfründner plus Personal nötig gewesen wäre. Denn letztendlich hatte die Kirche vor allem einen Zweck: Ein möglichst perfektes Seelenheil von Konrad Groß zu garantieren. Zentral war dabei seine Grablege direkt vor dem Hauptaltar. Jede

Welche Funktion hatte aber nun der Teppich beim Totengedenken? Wurde er direkt über die Grabplatte auf den Kirchenboden gelegt? Aus vereinzelten Nachweisen scheinen die in Nürnberg häufig vorkommenden Grabteppiche eher auf einen Tisch gelegt worden zu sein, der über die Grabplatte gestellt wurde. Damit hätten sich auch die in vielen Testamentsbestimmungen bestimmten vier Kerzen – wohl aufgestellt an den vier Ecken – in erhöhter Position befunden, vor den Sitzbänken der Priester, Seelnonnen und Familienangehörigen. 500 Jahre nach der Reformation beziehungsweise über 450 Jahre nach dem Tridentinum scheinen die damals selbstverständlichen Übungen nur unsicher rekonstruierbar zu sein.

liturgische Handlung wurde im Prinzip direkt neben seinem Leichnam ausgeführt und verschaffte ihm so den gewünschten Sündenablass. Dass zusätzlich täglich beziehungsweise stündlich für sein Seelenheil gebetet wurde – die 12 Seelnonnen, 12 Chorschüler und 12 Priester hatten einen entsprechenden Tagesablauf –, dies sollte zwischen 1356 und 1525 kontinuierlich stattgefunden haben.

Aber auch nach der Reformation befand sich sein Grab weiterhin im Zentrum der Liturgie, die sich nun allerdings grundlegend verändert hatte. Konrad Groß hätte aber sicher beruhigt, dass fast direkt über seinem Grab die Reichskleinodien schwebten, deren Nähe nach seinem Glauben allein schon Linderung vor dem Fegefeuer brachte. Erst die im 20. Jahrhundert getroffene Entscheidung, die Grabeskirche von Konrad Groß nach den Kriegszerstörungen nicht mehr aufzubauen, beraubte ihn endgültig seines Stifterwillens. Die Spitalkirche zum Heiligen Geist, die vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, neben der seit 1423 bestehenden Funktion als Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, die zentrale Nürnberger Kirche des Totengedenkens – speziell auch für Könige und Kaiser – war, existiert seitdem nicht mehr.



Grabplatte von Konrad Groß, durch die Aufstellung im Kreuzigungshof des Heilig-Geist-Spitals ohne Bezug zur Grablege oder zu einem Altar.
Foto (Ausschnitt) Stadtarchiv Nürnberg: Fabian Bujnoch, 3.8.2018. (StadtAN A 96 Nr. 4952)

Claudia Maué:

500 Jahre Nürnberger Epitaphienkunst

Seit 500 Jahren zieren metallene Relieftafeln, die Epitaphien genannt werden, die liegenden Grabsteine der Nürnberger Friedhöfe. Der aus dem Griechischen abgeleitete Begriff Epitaphien umfasst im Allgemeinen Erinnerungsmaße an Verstorbene „in der Nähe des Grabes“, etwa gemalte Tafeln, aber auch monumentale Grabmäler in Kirchen – wie zum Beispiel das Grabmal der Markgräfin Sophia von Brandenburg-Ansbach in der Nürnberger Lorenzkirche. Für die Grabschilde der Nürnberger historischen Friedhöfe hat sich der Begriff „Bronze-Epitaphien“ eingebürgert, obwohl die meisten aus Messing gegossen sind.

Anfangs wurden auf den Friedhöfen St. Johannis und St. Rochus die Gräber mit *gemeinen*, unbeschrifteten Steinen bedeckt. Doch schon 1520 erlaubte der Rat dem Patrizier Sigmund Fürer, *einen eigenen Grabstein für sich legen zu lassen*, und noch im selben Jahr wurde allen Nürnberger Bürgern dieses Recht zugestanden. 1522 legte dann der Stadtbaumeister auf Befehl des Rats die verbindlichen Maße der Steine fest, wobei er sich an den steinernen Tumben in den Nürnberger Kirchen orientierte. Die Grabsteine sollten als schlichte Platten ausgeführt und in Reihen in west-östlicher Orientierung verlegt werden. Da die liegenden weichen Sandsteine ungeschützt der Witterung ausgesetzt waren, verwitterten Beschriftungen innerhalb kurzer Zeit und waren nicht mehr zu lesen. Man ging daher dazu über, metallene Epitaphien auf den Grabsteinen zu befestigen, wie es sie schon in früherer Zeit in und an den Nürnberger Kirchen gegeben hatte, etwa beim Volkamer-Grabstein im nördlichen Seitenschiff der Lorenzkirche und beim Schreyer-Landauerschen Grabmal von 1492 am Ostchor der Sebalduskirche. Mit der neuen Bestattungsordnung ergab sich erstmals für eine breite Bevölkerungsschicht die Möglichkeit, eine Grabstelle zu erwerben und den dort Bestatteten für längere Zeit durch ein Bronze-Epitaph vor dem Vergessen zu bewahren. Diese individuelle Kennzeichnung der persönlichen Grabstelle entwickelte sich parallel zur Aufwertung des Individuums, wie sie die Humanisten hervorhoben. Zugleich entsprach sie aber auch der Würdigung des Verstorbenen im aufkommenden protestantischen Bestattungsritus.

Die neuen Regelungen für die Kennzeichnung eines Grabes markieren zudem den Beginn der 500 Jahre dauernden Blütezeit der Nürnberger Epitaphienkunst, zu der die

hoch entwickelte Handwerkskunst der hiesigen Rotschmiede wesentlich beitrug. Die künstlerische Entwicklung allerdings wurde weniger von den Gießern als von den Entwerfern geprägt, da die wenigsten Gießer in der Lage waren, anspruchsvollere Kompositionen zu erfinden – Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Zu den Entwerfern gehörten in erster Linie Bildhauer, aber auch Maler und Architekten. Diese hatten Überblick über die aktuellen Strömungen vor allem auf dem Gebiet der Ornamentik und schlugen Kupferstiche als Vorlagen vor. Für die Inschriften benutzten die Gießer Schreibmeisterbücher, manche Auftraggeber ließen sogar eigene Schriften für ihr Epitaph entwerfen. Nicht zuletzt dürfte man manchmal Theologen zu Rate gezogen haben. Ziel aller Bemühungen war es, für den jeweiligen Auftraggeber ein Epitaph zu liefern, mit dem er der Nachwelt die von ihm gewünschten Informationen über seine Person hinterließ. Dieses Informationsbedürfnis war im Lauf der Zeit unterschiedlich stark ausgeprägt und individuell verschieden, sodass jedes einzelne, handwerklich hergestellte Epitaph der Nürnberger Friedhöfe einzigartig ist.

Die Entwicklung der Nürnberger Epitaphien soll hier anhand einiger wenig bekannter Beispiele dargestellt werden. Als Material für die Auswahl diente der Bestand „Epitaphien der Friedhöfe St. Johannis und St. Rochus“ im Bild-, Film- und Tonarchiv des Nürnberger Stadtarchivs (Bestand A 42). Es handelt sich um die Aufnahmen einer groß angelegten Foto-Dokumentation, die im Auftrag des Hochbauamts der Stadt Nürnberg in den frühen 1920er Jahren durchgeführt wurde. Aufgrund fehlender Kapazitäten im eigenen Hause wurde der Auftrag an den Berliner Fotografen Benno Blum vergeben. Allerdings konnten im Rahmen dieser Maßnahme längst nicht alle Epitaphien erfasst werden. Auch sind die Gewichte äußerst ungleich verteilt: Während die Aufnahmen der Epitaphien des Johannisfriedhofs 14 Mappen füllen, ist der Rochusfriedhof lediglich mit einer einzigen Mappe vertreten. Die Mappe des Rochusfriedhofs enthält überwiegend Aufnahmen von Epitaphien, die nach ihrer Entfernung von den Gräbern

Epitaph für Fridrich Schadenman, 1530, ehemals Rochusfriedhof 18, heute Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv.Nr. Gd 85. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. A 18 I)



im 19. Jahrhundert zunächst von Kirche und Stadtverwaltung magaziniert worden waren, um sie einzuschmelzen. Glücklicherweise gelangten sie jedoch ab 1871 in das Germanische Nationalmuseum, das 150 Epitaphien 1891 in einem eigenen Bestandskatalog publizierte. Heute ist dieser Bestand bis auf ein ausgestelltes Exemplar nicht zugänglich. Allerdings wird das Germanische Nationalmuseum im Herbst einige Epitaphien als „Kunstwerke des Monats“ vorstellen und am 14. November 2018 um 19 Uhr und am 18. November um 11 Uhr Themenführungen zu Nürnberger Bronze-Epitaphien anbieten. Zwei Beispiele dieses weitgehend verborgenen Schatzes sollen den Überblick über die Nürnberger Epitaphienkunst eröffnen.

Die ältesten Epitaphien der Nürnberger Friedhöfe waren schlichte rechteckige Tafeln, welche als wichtigste Botschaft den Namen des Verstorbenen und seine Lebensdaten übermittelten. Außerdem konnten bildliche Zeichen in Form von Wappen oder Hinweise auf den Beruf hinzukommen. Ein Beispiel für diese Frühform ist das Epitaph eines Tuchmachers, das Inschrifttafel und Bildfeld in einer fugenlos angegossenen Platte vereint. Die Tafel mit der in gotischen Minuskeln ausgeführten Inschrift *Fridrich schadenman sein begrebnus* und der vertieft eingemeißelten Jahreszahl 1530 ist von der Bildtafel durch zwei eingegrabene Linien abgesetzt. Deren Kontur zeichnet die Spitze der im Hochrelief modellierten Hausmarke nach, die einem Pfeil mit Doppelspitze ähnelt. Hausmarken kommen auf Epitaphien häufig vor. Sie dienten einfachen Bürgern, die kein Wappen führen durften, als Eigentumszeichen, die am Haus oder an den vom Hausherrn erzeugten Gegenständen angebracht waren. Das unterhalb der Hausmarke abgebildete Gerät bezeichnet den Beruf des Verstorbenen, der entweder Tuchmacher, Weber oder Färber war. Diese Handwerke verwendeten zum Aufrauen von Wollstoffen die getrockneten Fruchtstände von großen, Karden oder Rauhkarden genannten Disteln. Dazu wurden vom Kardenmacher die einzelnen, längs durchbohrten Fruchtstände in einer Achse rotierend neben- und hintereinander auf einem mehrstöckigen Holzgestell mit Handgriff befestigt. Dieses Gestell erzeugte beim Rollen über den Wollstoff einen weichen Flor, der die Isolierfähigkeit des Gewebes erhöhte. Die Karde galt als Handwerkszeichen der Tuchmacher, die übrigens als erste Nürnberger Handwerker ihr Arbeitsgerät auf Epitaphien verewigten. Die Jahreszahl 1530 bezieht sich entweder auf das Entstehungsdatum des Epitaphs noch zu Lebzeiten Schadenmans oder aber auf sein Todesjahr.

Neben den eben betrachteten Hausmarken deuteten Wappen auf Epitaphien auf einen gesellschaftlich höheren Rang hin, denn Wappen waren nur durch Verleihung durch den Kaiser zu erhalten. Dementsprechend anspruchsvoll präsentierte man schon in der Frühzeit die Wappen. Für die Wappen eines Ehepaars mit Oberwappen bot sich die Form des Dreipasses an, wie bei dem ebenfalls im Germanischen Nationalmuseum verwahrten Epitaph des am 17. August 1532 verstorbenen Sebald Peßler. Dieses Epitaph wurde im Germanischen Nationalmuseum besonders geschätzt, denn in einer der frühesten Museumspublikationen wurde ein Stahlstich des Epitaphs gedruckt. Auch spätere Veröffentlichungen bilden es als Beispiel für die frühen Wappenepitaphien ab. Ausschlag-

gebend war sicher die hohe künstlerische Qualität von Komposition und Ausführung. Die Tafel zeigt vom Betrachter aus gesehen links – das heißt heraldisch betrachtet auf der höherwertigen rechten, also dem Mann zugeordneten Seite – das Wappen der späteren Patrizierfamilie Peßler mit der fein modellierten Krallen eines Greifvogels, welche auch, als Helmzier gespiegelt, vor den Federbüschen des Helms erscheint. Das Wappen der Ehefrau Anna, einer geborenen Pfinzing, zeichnet sich durch ein minutiös eingraviertes Rankenmuster aus. Die vom bekrönenden Stechhelm ausgehenden Blattranken umspielen elegant die beiden Wappen. Als Rahmen der Wappentafel dient ein umlaufendes Schriftband, das Platz für die nun wesentlich längere Inschrift bietet. Sie enthält außer dem Namen und dem genauen Sterbedatum auch eine Bitte um Gottes Gnade. Die Angabe des Sterbetags beweist, dass das Epitaph erst nach dem Tod Peßlers gegossen wurde.

Das Bedürfnis nach ausführlicheren Inschriften führte in der Folgezeit dazu, dass die Inschrifttafeln größer wurden. Meist waren sie mit Ornamentleisten umgeben. Bildliche Darstellungen erhielten eigene Tafeln. Ein Beispiel dafür ist das fünfzig Jahre später entstandene, auf den 20. April 1593 datierte Epitaph für Leonhard Hoffmann auf dem Johannisfriedhof. Die mit Rollwerk-Ornamenten gerahmte Inschrifttafel nennt in grober, schwer lesbarer Schrift Leonhard Hoffmann, Bader und Wundarzt beim Weißen Turm, und seine Ehefrau Ursula als Grabinhaber. Das Bad beim Weißen Turm lag in der heutigen Breiten Gasse 97 oder 99. Offenbar war Hoffmann erfolgreich, denn er stockte den Seitenflügel des Bades auf, um zusätzliche Wannen aufstellen zu können. Sein Reichtum ermöglichte es ihm, für das Wappenrelief einen höheren Preis zu bezahlen. Dieses sehr viel feiner modellierte, mit einem Lorbeergebirde umkränzte Medaillon folgt einem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beliebten Typus: Ein Engel in einem langen,

Epitaph für Sebald Peßler, 1532, ehemals Rochusfriedhof 645, heute Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv.Nr. Gd 86. Foto Hochbauamt, 8.3.1921. (StadtAN A 42 Nr. B 710)



gegürteten Gewand mit weiten, geschoppten Ärmeln fungiert als Wappenhalter, wobei die weit ausgebreiteten Flügel die leere obere Feldfläche füllen. Er präsentiert zwei geteilte Wappen, in deren unteren Feldern spiegelbildlich jeweils eine ovale Salbendose und eine Wundschere mit spatelförmigem Aufsatz zu sehen sind. Spreizscheren zur Erweiterung des Wundkanals bei Stich- und Schusswunden gehörten zu den Instrumenten des Wundarztes, der auch kleinere chirurgische Eingriffe vornahm. Im oberen Feld des linken Wappens flankiert das Monogramm *LH* für Leonhard Hoffmann drei über Kreuz angeordnete medizinische Instrumente, wohl einen Zungenschaber und zwei Messern zum Aderlassen. Die Baderwerkzeuge im Wappen der Frau sind vermutlich dadurch zu erklären, dass auch ihr Vater in diesem Beruf tätig war. Engel oder Putten als Schildhalter kommen in der Heraldik häufig vor. Auf Epitaphien dürfte ihnen jedoch eine zusätzliche Bedeutung zukommen: Die durch ihre Wappen vergegenwärtigten Verstorbenen befinden sich in der Obhut eines Engels, also in der himmlischen Sphäre.

Epitaph für Leonhard Hoffmann und Ehefrau Ursula, 1593, Johannisfriedhof I 625. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. H 625)



Im Verlauf des 16. Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl der für die Epitaphien verwendeten Tafeln. Jetzt treten zu Inschrifttafel und Bildrelief ein Wappenmedaillon und eine zweite Texttafel mit Bibelziten oder frommen Gedichtzeilen hinzu. Zur Strukturierung dieses vielgestaltigen Ensembles wählte man häufig einen architektonischen Aufbau wie in dem Epitaph des Zimmermanns Valentin Wirth von 1617. Hier steht eine Bildtafel im Mittelpunkt, die mit den seitlichen Figuren fast wie ein Altarbild wirkt. Es zeigt im Mittelfeld unter einem Blendbogen die Familie des Verstorbenen, betend unter einem Kruzifix. Beide Kinder des Ehepaares sind durch die über den Köpfen angebrachten Kreuze als bereits verstorben bezeichnet. Seitlich stehen in angedeuteten Halbrundnischen die allegorischen Figuren des Glaubens mit Kreuz und Kelch beziehungsweise der Hoffnung mit dem Anker. Das untere, querovale Schriftfeld nennt den Verstorbenen, seine Ehefrau und ihre beiden Leibeserben und Nachkommen. Dies ist die allgemein übliche Formel

der Nürnberger Epitaphien für ein Familiengrab. Im Allgemeinen kam nur das Epitaph des Grabkäufers auf den Grabstein, die erwähnte Formulierung schloss alle späteren Bestattungen ein, die durch kein weiteres Epitaph dokumentiert wurden. Wurde die Grabstelle später aufgegeben und an einen anderen Interessenten vergeben, ersetzte man das alte durch ein neues Epitaph, dokumentierte seine Inschrift aber in den Kaufurkunden, den sogenannten Grabbriefen, die so eine wertvolle Quelle zu den aufgegebenen Epitaphien darstellen. Das schmale Textfeld über der Kreuzigungsdarstellung enthält ein vierzeiliges geistliches Gedicht mit dem Bekenntnis des reuigen Sünders, der auf Gottes Vergebung und das ewige Leben hofft. Ehemals diente ein hochovals Medaillon als Bekrönung des Aufbaus. Es enthielt Werkzeuge des Zimmermanns Valentin Wirth: Zirkel, Beil, Axt, Winkelmaß, Schlegel, Beitel, Richtscheit. Dieses Medaillon ist heute nicht mehr vorhanden. Umso bedeutungsvoller ist die alte Aufnahme im Stadtarchiv für die Beurteilung des ursprünglichen Bestandes! Das mit Punzen eingeschlagene Monogramm *IW* am unteren Rand der Inschrifttafel

verweist auf Jakob Weinmann (1570–1632), den Hauptmeister der Nürnberger Rotgießerdynastie, dem mehrere Hundert Epitaphien auf den Nürnberger Friedhöfen zu verdanken sind. Weinmanns Modelle trafen den Geschmack seiner Kunden, was anhand der zahlreichen, nur leicht abgewandelten Nachgüsse deutlich wird. So sind vom Typus des Wirth-Epitaphs über zehn gleichartig gestaltete Exemplare erhalten, bei denen lediglich die jeweiligen individuellen Angaben wie Namen und Wappen angepasst und die Aufsatzfiguren verändert wurden.

Neben architektonisch aufgebauten Epitaphien traten um 1600 vermehrt Tafeln auf, bei denen die strenge Rahmung von figürlichen Elementen abgelöst werden, wie beim Epitaph für den Handelsmann Hans Gundlach. Es entstand kurz nach der 1616 erfolgten



Epitaph für Valentin Wirth und Ehefrau Ursula, geborene Börschlegl, 1617, Johannisfriedhof I 604, ehemals auf Grab 537. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. H 537)

Hochzeit Gundlachs mit seiner zweiten Frau. Zwei übereinander angeordnete Medaillons sind über einer architektonisch gerahmten Inschrifttafel angeordnet, an der ein weiteres Medaillon hängt. Unter dem lateinischen Motto *MORTVVS EN VIVO* (*Obgleich gestorben, lebe ich dennoch*) stehen die Namen Hans Gundlach und Christina Fürleger, mit deren Familie Gundlach ein Firmenkonsortium gegründet hatte. Wie in den meisten Inschriften der Nürnberger Friedhöfe sind die lateinischen Worte in „antiker“ Kapitalis geschrieben, während man für den deutschen Text Fraktur wählte. Ebenfalls in Fraktur ist die Inschrift auf dem unteren Medaillon geschrieben, das an den Großvater der Ehefrau erinnert.

Epitaph für Hans Gundlach und Ehefrau Christina, geborene Fürleger, nach 1616, Johannisfriedhof I 911. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. H 911)



Derartige nachträgliche Epitaphien sind auf den Nürnberger Friedhöfen selten. Das Mittelfeld gibt in einer wild bewegten Komposition die Rettung des Jona aus dem Bauch des Walfischs wieder. Das Schicksal des Propheten, der nach drei Tagen wieder das Tageslicht erblickt, galt schon den frühen Christen als Prototyp der Auferstehung Christi und eignet sich daher besonders für ein Epitaph. Das obere Medaillon zeigt unter einem weiteren Motto *ALLES INN GEDVLT* die Wappen der Eheleute. Das Hauptfeld flankieren Allegorien christlicher Tugenden in Kindergestalt. Die Wiedergabe eigentlich „erwachsener“ Figuren wie der Tugenden oder des auferstandenen Christus als Kinder war im Mannerismus ausgesprochen beliebt, verliehen doch die das Gefühl ansprechenden Kindergestalten den wiedergegeben Inhalten eine zusätzliche Anziehungskraft. Die übrigen Felder besitzen eine feinteilige, reichhaltige Rahmung aus Bändern, Masken, Rollwerk und Fruchtgehängen. Aus dem gleichen Gußmodell wurde unter Veränderung der äußeren Medaillons wohl gleichzeitig das Epitaph für Paul Gundlach, einen Verwandten Hans Gundlachs, angefertigt (J 917, DI III 3591). Dass Ver-



Epitaph für die Buchdrucker, Setzer und Schriftgießer, 1651, Johannisfriedhof I E 24. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. D E 24 I)



Epitaph für Andreas Ernst und Ehefrau Magdalena, 1686, Johannisfriedhof I E 87. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. D E 87)

gießern zu sondern Ehren, und stets wären den Angedencken. Es handelt sich also um ein Gemeinschaftsgrab für die ledigen Gesellen eines Handwerks, die sich kein eigenes Grab leisten konnten. Die Kosten für diese Gräber bezahlten die Gesellen meistens selbst aus einer eigens dafür bestimmten Kasse. Nur selten erwiesen sich die Meister als so großzügig wie in diesem Fall! Allerdings verdiente Endter am Druck seiner „Luther-Bibel“ und der Kurfürstenbibel so viel, dass ihm die Mittel für diese fromme Stiftung zu Gebote standen. Die Epitaphien der Nürnberger Gesellengräber zeigen normalerweise die Gerätschaften des jeweiligen Handwerks. Hier aber gibt das geteilte Mittelfeld Einblick in die Druckerwerkstatt und zeigt die Gesellen bei der Arbeit an Druckerpresse, Setzkasten und

wandte das gleiche Epitaph wählten und möglichst benachbarte Grabstätten erwarben, kam auf den Nürnberger Friedhöfen immer wieder als Zeichen des Wunsches nach Nähe über den Tod hinaus vor.

Aus fünf Einzelteilen besteht das riesige Epitaph, das der Drucker, Buchhändler und Verleger Wolfgang Endter der Ältere 1651 anfertigen ließ. Die Darstellung der unter dem Kreuz knienden Familie im untersten Feld lässt in dem Epitaph ein Familiengrab vermuten. Auch der bekronende Putto mit den beiden Wappen spricht dafür – wobei das Endter-Wappen mit der schwimmenden Ente ein sogenanntes redendes Wappen ist, das den Namen des Wappenträgers unmittelbar bildlich umsetzt. Allerdings hatte Endter bereits 1631 ein großes Epitaph für sein Familiengrab in Auftrag gegeben. Die lange Inschrift verrät, dass der vermögende Verleger dieses aufwändige Epitaph seinen Gesellen widmete. Er stiftete dieses *Begräbniß sampt andern zu Christlich Leichbegängnissen gehörigen Sachen*, das heißt Kerzen und Bahrtücher, sowohl einheimischen als fremden Buchdruckern, Setzern und Schrift-

beim Einschwärzen der im Rahmen angeordneten Buchstaben. Die Abbildung von Regalen mit bereits gedruckten Buchseiten und etlichen Druckerutensilien unterstreicht die realistische Wiedergabe des Arbeitslebens. Die Darstellung des Epitaphs übernimmt Motive aus Matthäus Merians Stich in Johann Ludwig Gottfrieds „Historischer Chronica“ von 1642, der die Erfindung des Buchdrucks illustriert. Kupferstiche als Vorlagen sind bei vielen Nürnberger Epitaphien zu vermuten. Einmalig ist jedoch die Rahmung des Epitaphs mit Totenschädeln und langen, von Schlangen umwundenen Knochen, die einen drastischen Kontrast zur lebensvollen Wiedergabe der arbeitenden Buchdrucker darstellt.

Den direkten Eingriff des Todes in das menschliche Leben thematisiert das Epitaph für den Rotbierbrauer Andreas Ernst und seine zweite Ehefrau. Der erst 1719 verstorbene Ernst hatte es zu Lebzeiten, bereits 1686, in Auftrag gegeben, wohl um sich damit die Endlichkeit seines irdischen Weges beizeiten vor Augen zu führen. Das Mittelfeld des Epitaphs zeigt einen Wanderer mit Hut, Felleisen und Wanderstab, dessen Weg ein Skelett mit erhobener Sense versperrt. Die Ansprache des Todes steht in der bekrönenden, von fliegenden Putten gehaltenen Inschrifttafel:

*Steh still mein Wandersmann,
Leg deinen Bündtel ab,
Dein Wallfarth ist gethan,
hier ist dein Ruh disz Grab.*

Vordergründig ist die Ansprache des Todes auf den dargestellten Wanderer, das heißt auf den Verstorbenen zu beziehen. Im übertragenen Sinne wendet sich die Aufforderung zum Innehalten aber auch an den Betrachter, darin einem uralten Topos folgend, der schon auf römischen Grabsteinen und Wegzeichen den Passanten zur Einkehr angesichts des auch ihm bevorstehenden Endes mahnte. Dieses Epitaph kommt ganz ohne architektonische Elemente aus. Die Inschrifttafel mit den Angaben zum Verstorbenen erhält eine Rahmung aus langen, sich an den Enden einrollenden Zügen. Als unterer Abschluss ist ein von einer Sanduhr bekrönter Totenschädel über gekreuzten Knochen eingefügt, am oberen Rand ein Engelskopf mit ausgebreiteten Flügeln. Diese Gegenüberstellung der Symbole für den Tod unten und einem Zeichen für die Auferstehung oben findet sich vielfach auf den Epitaphien und spiegelt die christliche Auferstehungshoffnung: Der Tod bleibt besiegt am Boden, während die Auferstehung triumphiert. Das Bildfeld rahmen schmale Bänder mit Engelsköpfen, deren lange, ausgebreitete Flügel die Außenkonturen der Tafel bilden. Diese Rahmung wird in unterschiedlichen Kombinationen auf anderen Epitaphien wiederholt. Sie gehört zum Formenrepertoire des Rotgießers Hans Wolf Herolt, der das Epitaph unter dem Totenkopf mit seinem einpunzierten Namen und seinem Meisterzeichen, einem laufenden Hirsch, signierte.

Ebenfalls 1686 entstand das Epitaph für den Brandenburgisch-Kulmbachischen Rat und Residenten Justinus Walther und seine Ehefrau Maria Elisabeth, das die Konturen noch

stärker auflöst als frühere Beispiele. Bestimmende Formelemente sind die beiden großen Engelsfiguren, die mit weit ausgebreiteten Schwingen und wirbelnd wegflatternden Gewändern heranfliegen, ihre Köpfe nach außen wenden, aber dennoch imstande sind, die mit üppiger Helmzier bestückten Wappen der Eheleute zu stützen. Mit den Knien halten die Engel zudem eine gewölbte, dicht beschriftete Inschrifttafel. Unter dieser ist ein mit Lorbeer bekränzter Totenschädel zwischen ausgebreiteten Flügeln angebracht, aus denen blattartige Ornamente wachsen und den Abschluss der Tafel bilden. Auf einer der zahlreichen Blattranken hat der Gießer Friedrich Hinderheisel signiert. Der Überlieferung nach gehörte er zu denjenigen Rotschmieden, die sich auch aufs Zeichnen, Modellieren und Visieren verstanden. Demnach dürfte Hinderheisel dieses Epitaph selbst entworfen und damit einen wesentlichen Beitrag zur Barockkunst in

Nürnberg geleistet haben.

Im 18. Jahrhundert kam eine Form der Epitaphien auf, die bis heute vielfach Nachahmung findet: Die Inschrift wird auf einem breiten Schriftband angeordnet, dessen Enden dekorativ mehrfach eingeschlagen sind. Heute wird diese Form als „Schleife“ bezeichnet. Sie soll im Vergleich mit einem auf dem gleichen Grabstein angebrachten biedermeierlichen Epitaph den Ausklang des Überblicks über die Entwicklung der Epitaphienkunst auf den Nürnberger Friedhöfen bilden. Hier sind auf einem Grabstein Epitaphien zweier Epochen vereint, die kaum gegensätzlicher sein könnten: Zum einen die plastisch kräftig ausgebildete „Schleife“ des Epitaphs für den Hochfürstlich Brandenburgisch-Kulmbachischen Rat und Residenten Mayer von 1751 mit seinen kunstvoll verschnörkelten barocken Initialen; zum anderen das relativ nüchtern erscheinende querovale Medaillon der Familien Barthelmes und Luber von 1817. Letzteres weist als ein auf die Antike zurückgreifendes Motiv

Epitaph für Justinus Walther und Ehefrau Maria Elisabeth, 1686, Johannisfriedhof I E 122. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. D E 122)



die sich in den Schwanz beißende Schlange als Symbol für die Ewigkeit auf. Beide Epitaphien zeigen Spuren ehemaliger Vergoldung, die im 18. Jahrhundert verstärkt Anwendung fand, und sind mit Signaturen der Gießer versehen: Das Mayersche Epitaph zeigt diejenige von Johann Dusel, dem etliche Rokoko-Epitaphien auf den Nürnberger Friedhöfen zu verdanken sind. Das Barthelmes-Lubersche Epitaph trägt diejenige eines Mitglieds der Familie Spachel und ist demnach einem Vertreter dieser Nürnberger Rotgießer-Familie zuzuschreiben.

Mit dem Biedermeier hat die künstlerische Entwicklung der Epitaphien auf den Nürnberger Friedhöfen aber keinesfalls ihren Abschluss gefunden. Allerdings ist der als Ausgangspunkt dieser Untersuchung gewählte Fotobestand der 1920er Jahre für diesen Aspekt nicht ergiebig. In der Tat hat vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg eine erneute Auseinandersetzung mit der alten Epitaphien-Tradition eingesetzt, die zu zahlreichen überzeugenden Beispielen individuell auf den Auftraggeber

abgestimmter Epitaphien in moderner Formensprache geführt hat. Beispiele dafür hat der Bürgerverein St. Johannis-Schniegling-Wetzendorf immer wieder in seinen „Mitteilungen“ in Bild und Wort abgedruckt. Neben diesem Engagement des Bürgervereins ist der seit Dezember 2015 bestehende Verein Nürnberger Epitaphienkunst und -kultur bestrebt, die Kenntnis der Geschichte der Epitaphien zu verbreiten und das Weiterleben dieser 500-jährigen Tradition zu befördern. Der Verein war wesentlich an der Antragstellung für den Eintrag der Nürnberger Epitaphienherstellung in die bayerische Landesliste des immateriellen Kulturerbes der UNESCO beteiligt, die im Januar 2018 positiv beschieden wurde. Derzeit läuft das Bewerbungsverfahren um den Eintrag in die bundesdeutsche Liste.



Epitaphien für den Brandenburgisch-Kulmbachischen Rat Mayer, 1751, und die Familien Barthelmes und Lubert, 1817, Johannisfriedhof I H 21. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. E H 21)

Helge Weingärtner:

Hier waren ernste Betrachtungen zu machen! – Beobachtungen zur Ebner'schen Familiengruft auf dem Johannisfriedhof

Am 28. September 1825 versenden die Brüder Paul Wilhelm und Sigmund Ferdinand Wilhelm Ebner von Eschenbach ein Rundschreiben an die Mitglieder der Familie, *die Renovation der Familien Gruft auf dem Sct. Johannis-Kirchhof zu Nürnberg betreffend*. Dieser Brief liegt heute zusammen mit weiterem Material des Ebnerarchivs (Bestand E 56) im Stadtarchiv Nürnberg unter der Signatur E 56/VI Nr. 717. Darin heißt es:

Unsere Familie besitzt bekanntlich auf dem Sanct Johannis Kirchhof eine ausgemauerte doppelte Familien Gruft, die nach den im Portal angebrachten messingen Epitaphium wahrscheinlich von unsern 1707 den 19 November verstorbenen Ur- Ur respective Ur- Grosvater [am Rande: den Herrn Kriegsrath und Zeugherrn Jobst Wilhelm Ebner] angekauft und erbaut worden ist.

Das von vielen Sachverständigen zu einen hohen Kunstwerth gewürdigte Epitaphium verdient zu seiner möglichst guten Erhaltung alle Beachtung, so wie es uns zunächst Pflicht sein dürfte eine Stätte auch den äussern nach in guten Stand zu erhalten, unter welcher die Ueberreste unserer geliebten Entschlafenen ruhen.

Seit vielen Jahren und vielleicht gar seit der Erwerbung dieser Grabesstätte ist nichts an derselben ausgebessert worden und so leidet daher das das Epitaphium verwahrende Gitter, welches an vielen Orten ausgebrochen ist, als auch der Stein [gestrichen: in welchen solches befestigt] und das Portal. So ist neuerdings ein Globen samt Vorlegschoß von den Gitter ausgebrochen gefunden worden, da es überall an der Haltbarkeit des Ganzen fehlt. Dieses veranlaßt uns daher die baldigste Renovation der ganzen Grabesstätte bei den verehrlichen Familiengliedern zu beantragen und ihre Genehmigung hierzu einzuholen. Um diese Verbesserung aber auf den dauerhaftesten Wege zu bewerkstelligen, ist es nothwendig

1. das eiserne Gitter sogleich von den Schlosser abnehmen und die fehlenden Theile ergänzen zu lassen, welches einen Kostenbetrag von f 5 24 x [= 5 Gulden 24 Kreuzer] ergeben wird.
2. von den Todengräber-Meister gegen ein Trankgeld das Epitaphium sorgfältig reinigen und endlich
3. Portal und Grabstein gehörig verputzen und mit einer, den ganzen Alterthum entsprechenden Oelfarbe asch-bläulich grau anstreichen zu lassen, worüber der treffende Voranschlag unter Ziffer 1 zu f 10.– anliegt.

Ausser dieser höchst nothwendigen Reparatur beantragen wir aber auch zugleich das Portal oberhalb den Epitaphium mit einer neuen passenden Inschrift und unsern Familienwappen von Gußeisen zu schmücken.

Die Inschrift auf den Epitaphium bezeichnet eigentlich nur, daß der Eingangs erwähnte Herr Jobst Wilhelm Ebner hier ruhe, und es spricht sich durch dieselbe nicht aus, daß diese Gruft für die ganze Familie bestimmt sey.

Wir wünschen daher auf der 6' [= Fuß] langen 5 1/2" [= Zoll] breiten Fläche wie auf beiliegender Zeichnung zu ersehen die Inschrift erhaben angebracht:

Das sogenannte Portal der Ebnergruft. Bleistiftzeichnung von Paul Wilhelm von Ebner, 1825, 17,5 x 20,5 cm. (StadtAN E 56/VI Nr. 717)

FREYHER^{lich} von EBNER^{ische} FAMILIENGRUFT / jedoch auf eine Zeile / und ober dieser das Wappen einfach mit der Freyherrn Krone.

Das Modell welches erst in Holz geschnitten werden muß, fertigt der allbekannte Künstler Rodermund nach den Voranschlag 2 um f 13.– und die Handlung Whiß in Nürnberg besorgt den Guß um ohngefähr f 10.–.

Wir zweifeln keineswegs, daß unsere übrigen verehrlichen Familien Glieder nicht für gleiche Würdigung zur Verbesserung und Erneuerung dieser uns allen so werthen Stätte stimmen sollten und hegen daher die Hoffnung, daß Sie unsern Antrag geneigtest genehmigen und sich zu den auf jede Familie also in 6 Theile sich berechneten Kostenbetrags verstehen werden.



Wir empfehlen einen baldigen Umlauf und Abstimmung dieses Vertrags, so wie wir gerne zur Leitung und Ausführung der Renovation bereit sind.

*Mit vollkommenster Hochachtung verharren wir,
Unterferrieden und Nürnberg den 28 September 1825.
Wilhelm Freyherr Ebner v. Eschenbach.*

Wilhelm, das heißt Paul Wilhelm Ebner, wohnte seit 1822 als königlicher Revierförster in Unterferrieden, während sein jüngerer Bruder in Nürnberg lebte. Der Brief wird hier vollständig wiedergegeben, weil er ein aufschlussreiches Dokument zur Geschichte der Ebner'schen Gruft darstellt. Die Kürzel wurden wegen der besseren Lesbarkeit aufgelöst, die Abhängigkeit des Schreibers von der regionalen Mundart, die sich hauptsächlich in der Verwendung von „den“ anstatt „dem“ beim Dativ zu erkennen gibt, wurde aber beibehalten. Auch die Schreibweise „Globen“ für „Kloben“ verrät den Mittelfranken. Die im Text genannten Kostenvoranschläge haben sich nicht erhalten; bei dem Entwerfer des geplanten Wappens dürfte es sich um den Bildhauer Johann Michael Rotermund handeln.

Da man allgemein weiß, dass die Gräber in den historischen Abteilungen des Johannisfriedhofs grundsätzlich liegende Grabsteine besitzen, stellt sich die Frage, was für ein Grab der obige Brief beschreibt, denn schon die Nennung eines Portals muss in einem solchen Zusammenhang doch auffallen.

Die ursprüngliche Gestalt der Gruftanlage

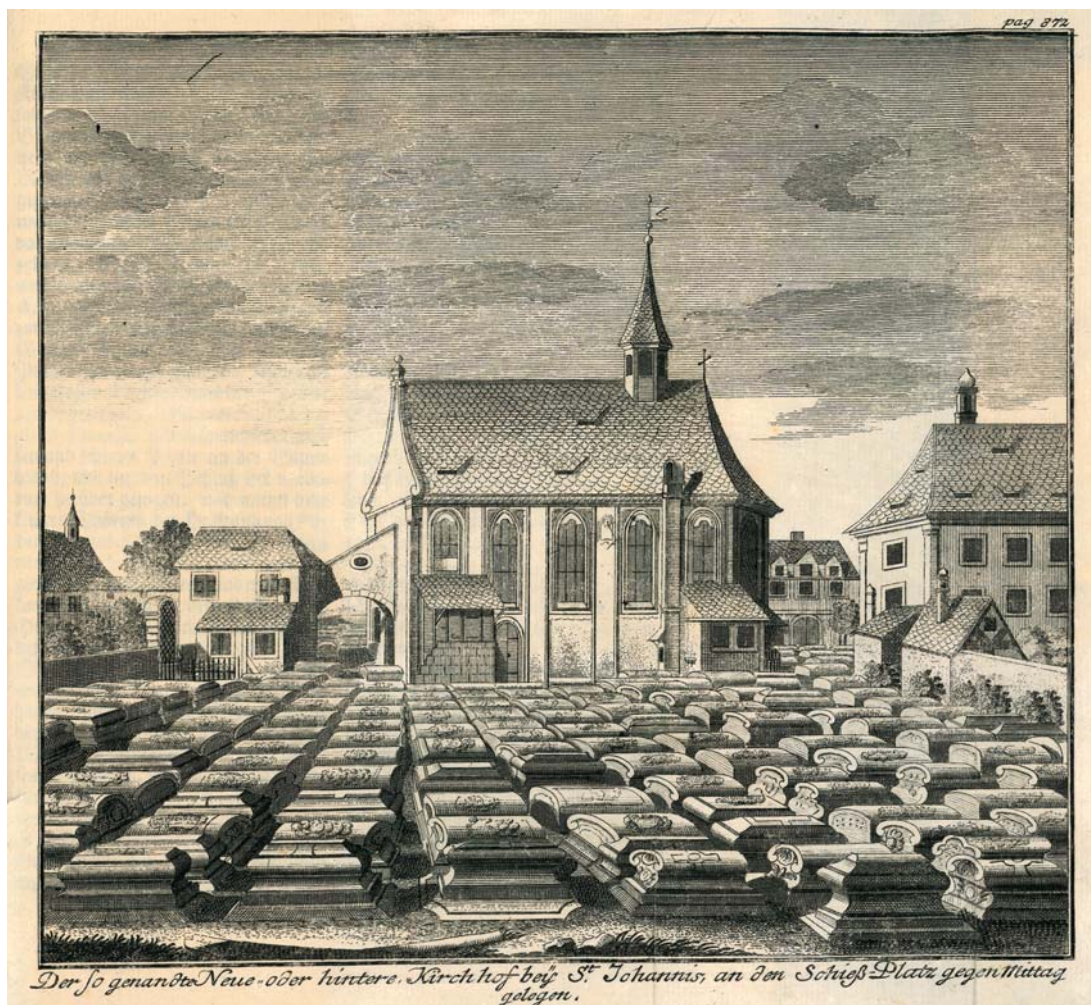
Der Gegenstand des Briefs, die sogenannte Ebnergruft, trägt die Bezeichnung E Nr. 352 auf dem Johannisfriedhof und liegt direkt an dem Weg, der vom westlichen Eingang der Johanniskirche nach Süden führt. Auf dieser Nord-Süd-Achse verlief die ältere Westgrenze des Johannisfriedhofs, die erst im Zusammenhang mit dem Abbruch der alten Siechkobelgebäude 1888 entfernt wurde, damit man das auf diese Weise gewonnene Areal dem Friedhof hinzufügen konnte.

Die von den beiden Brüdern Ebner vermutete Herkunft dieses Grabes von Jobst Wilhelm Ebner lässt sich anhand weiterer Materialien aus dem Ebnerarchiv im Stadtarchiv Nürnberg präzisieren: Begründer der schon damals als doppelt und gewölbt bezeichneten Gruft war tatsächlich Jobst Wilhelm (III.) Ebner (1642–1707), der diese Stätte schon am 28. Juli 1693 für sich und seine zweite Ehefrau Maria Magdalena, geborene Paumgartner, erworben hatte. Da die Gruft direkt an der Mauer zum Siechkobel lag, nützte Ebner diese Situation aus, indem er hinter seinem liegenden Grabstein einen architektonischen Aufbau vor die Mauer setzen ließ, der in einer rundbogig schließenden Nische das Epitaph Ebners enthielt. Die Instrumentierung des Aufbaus mit säulen- oder pfeilerartigen Wandvorlagen an den Seiten sowie mit einem nach oben hin segmentbogig geschlossenen Tympanon (= Bogenfeld) erinnert auch wirklich an ein Portal, sodass die Verwen-

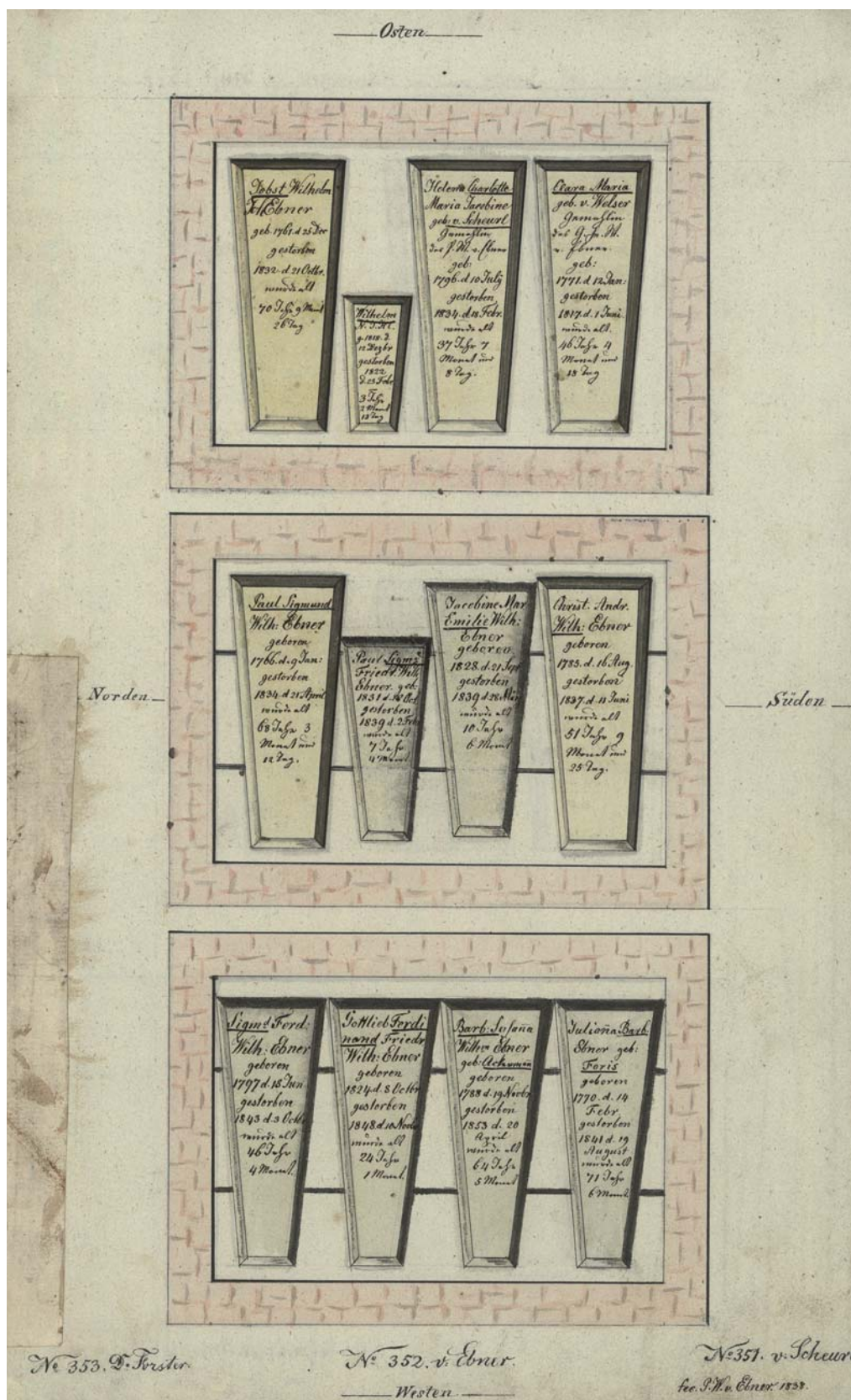
dung dieser Bezeichnung im Brief der Gebrüder Ebner ganz erklärlich ist. Dem Brief war eine Bleistiftzeichnung beigegeben, die laut Signatur *W. v. E. fecit* (lateinisch für „hat es gemacht“) von der Hand Paul Wilhelms selbst stammt.

Die Darstellung des „Portals“ ist sicher vereinfacht, aber sie sollte ja hauptsächlich den Familienmitgliedern die Entscheidung zugunsten der vorgeschlagenen Maßnahmen erleichtern. Im Tympanon sieht man nun das Ebnerwappen mit der siebenzackigen, perlenbesetzten Freiherrenkrone und im darunter verlaufenden Fries die geplante Inschrift. Die Nische selbst enthält den Hinweis *Hierinnen durch ein schönes Gitter verwahrt, ist das Epitaphium*.

Als Johann Martin Trechsel 1736 sein Werk über den Johannisfriedhof veröffentlichte, gab er dem Buch auch Kupferstiche mit Ansichten der verschiedenen Abteilungen des Friedhofs bei. Bei dem Blick von Süden auf die Johanniskirche sieht man nicht nur nach rechts das bis heute bestehende Steinschreiberhaus an der Johannisstraße, sondern auch ganz rechts das alte Pfarrhaus mit seinen Anbauten. Diese Gebäude wurden



Teilansicht des Johannisfriedhofs. Aus „D. Joh. Martin Trechels, Großkopff genannt [...] Verneueretes Gedächtnis Des Nürnbergischen Johannis-Kirch-Hofs [...]“, Frankfurt am Main/Leipzig 1736. Kupferstich, 21 x 19,3 cm, nach S. 872. (StadtAN Av 5712.8)

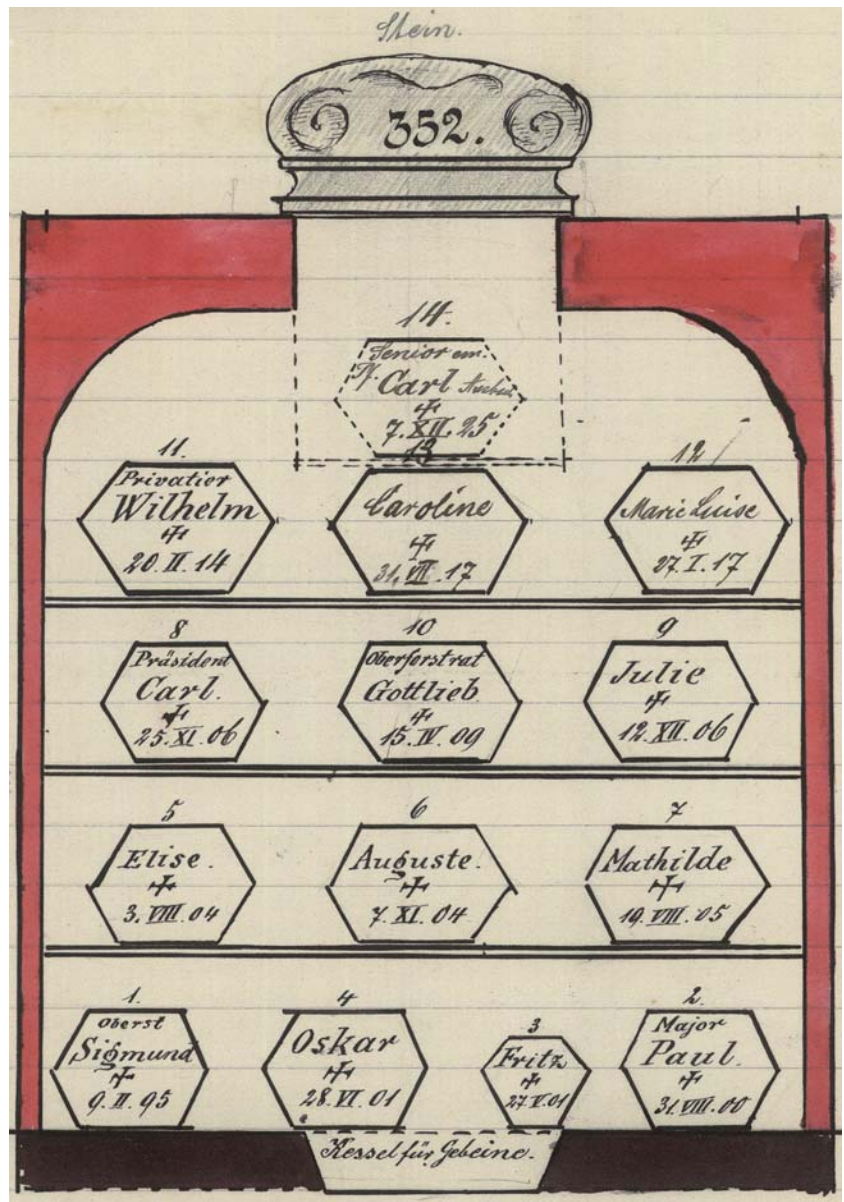


Ein Belegungsplan der Ebngruft. Die angegebenen Himmelsrichtungen sind als die Richtungen zu verstehen, in die man von der jeweiligen Position aus blickt. Unten sind die beiden benachbarten Gräber genannt: E Nr. 353 ein Dr. Forster, E Nr. 351 die Familie von Scheurl. Lavierte Federzeichnung über Vorzeichnung mit Bleistift, begonnen 1838 von Paul Wolfgang von Ebner, 21 x 34,5 cm. (StadtAN E 56/VI Nr. 717)

nach Mitte des 19. Jahrhunderts ebenfalls beseitigt, die Grundstücke in der Folge mit Gräbern belegt. Am linken Rand aber erblickt man die Mauer zum Siechkobel, dessen Gebäude teilweise dahinter sichtbar sind. Von einem der Gebäude führt ein Gang auf die Empore der Kirche. Vor diesem Gebäude liegt ein Häuschen innerhalb des Friedhofs, welches den Totengräbern als Werkzeuglager diente. Zum linken Bildrand hin erstreckt sich die erwähnte Mauer, auf der hier das vergitterte Ebner'sche Monument ruht. Auch der davorliegende Grabstein war offensichtlich mit einem Gitter umgeben. Dass es sich hierbei um das Grab E Nr. 352 handeln muss, zeigt der Text Trechsels: Die gesamte Zeile entlang der Mauer besteht aus einer Abfolge liegender Grabsteine, auf denen auch die jeweiligen Epitaphien ruhen – mit einer Ausnahme: der Ebnergruft.

Das ursprüngliche Aussehen des Grabmonuments ist damit wieder nachvollziehbar, aber wie muss man sich die darunterliegende Gruft vorstellen?

Im selben Akt des Ebnerarchivs, dem der zitierte Brief entstammt, existiert eine Art Belegliste für die Familiengruft, in der sowohl die Verstorbenen aufgeführt sind, welche in der Gruft nach und nach bestattet worden waren, als auch in zusätzlichen Schemazeichnungen die Belegung derselben visualisiert wird. Im gezeigten Beispiel liegen die Särge auf Stangen, die in das Backsteinmauerwerk der Gruft eingelassen sind, und zwar sowohl nebeneinander als auch in drei Schichten übereinander. Den Versuch der Darstellung der gesamten Gruft enthält der nachfolgende Akt des Ebnerarchivs (StadtAN E 56/VI Nr. 718), wo ein Gruft- beziehungsweise Belegscheema aus dem 20. Jahrhundert (jüngstes Datum ist 1925) gezeigt wird. Inzwischen war sogar der Boden unterhalb der Stangen mit Särgen belegt worden. Aus dieser Zeichnung kann man die Größenverhältnisse der Gruft im Vergleich zum aufliegenden Grabstein gut abschätzen.



Die Belegung der Ebnergruft um 1925. Zeichnung (Ausschnitt), Füllfederhalter, schwarze und rote Tinte, Bleistift, 12,5 x 18 cm. (StadtAN E 56/VI Nr. 718)

Die Grufträumungen

Angesichts des merkwürdigen Ausdrucks „Räumung“, der nicht nur in Zusammenhang mit der hier betrachteten Gruft auftritt, sondern auch bei anderen gleichartigen Anlagen verwendet wird, stellt sich die Frage, was mit den früheren Särgen und den darin enthaltenen Verstorbenen geschehen ist.

Dazu liefert ein weiterer Brief die nötigen Informationen, den Sigmund Ferdinand Wilhelm von Ebner am 27. Oktober 1832 aus Nürnberg an seinen Bruder Paul Wilhelm in Unterferrieden schrieb. Ein gemeinsamer Vetter, Hauptmann Jobst Wilhelm von Ebner, war am 21. Oktober in Nürnberg verstorben und sollte am 24. des Monats bestattet werden. Da die Familiengruft inzwischen völlig belegt war, musste sie geräumt werden, was der Briefschreiber seinem Bruder, der nicht mehr rechtzeitig zur Beerdigung informiert werden konnte, nun ausführlich schildert:

Das Ebnergrab (E Nr. 352) auf dem Johannisfriedhof heute. Foto Helge Weingärtner, 2018. (Privatbesitz)



Dieser Fall hatte für mich auch manche harte Stunde bereitet, denn das Grab musste geräumt werden. Dienstag, d. 23. Vormittag kamen der Sarg unserer guten Mutter u. des Willy, Sohn des Oncle in München heraus, wurden in das zunächst gelegene Häuschen aufbewahrt, u. nun ging es über das Räumen von noch 13 Särgen. Die Körper waren bis auf die Knochen Staub und Moder, blos noch die Haare waren gutgehalten. So wurde denn ein Sarg um den Andern ausgeleert u. auf dem Boden geschüttet. Die Bretter kamen zerfallen oder zerschlagen heraus und am Boden wurden diese sämtlichen Gebeine in einem Kessel, der erst gegraben werden musste, vergraben. Hier waren ernste Betrachtungen zu machen! Mit 2 – 3 Schaufeln war der Körper eines Menschen weg, der vielleicht im Leben manch gutes und großes gewirkt, der aber auch vielleicht Menschen gedrückt hat. Hier lagen nun die Gebeine Vieler untereinander gemengt, welche sich vielleicht im Leben angefeindet und verfolgt hatten! Hier beantwortet sich die Frage untrüglich, warum sich die Menschen einander oft so plagen – um Nichts! Denn all' dies Irdische bleibt ja doch zu-

rück. Ich gestehe es Dir offen, einen unbeschreiblichen Eindruck machte es auf mich, und ich wünschte in diesem Augenblick, daß dies die ganze Welt mit mir fühlen möchte!

Dem kann entnommen werden, dass die Gebeine der Vorfahren nicht aus der Gruft geräumt, sondern in dem sogenannten Kessel am Boden der Gruft (siehe auch die Zeichnung zur Belegung der Ebnergruft um 1925) untergebracht worden sind. Das Häuschen, in welchem man die noch gut erhaltenen Särge der Mutter der beiden Gebrüder Ebner (Klara Marie, geborene Welser, Gattin des Georg Friedrich Wilhelm Ebner; sie starb am 1. Juni 1817) und des Verwandten aus München (Wilhelm Nicolaus Joseph Hubert Christoph von Ebner, geboren am 12. Dezember 1818, gestorben am 25. Februar 1822) gleichsam zwischengelagert hatte, ist mit Sicherheit der Werkzeugschuppen, der auch in dem Kupferstich von 1763 in nächster Nähe der Ebnergruft sichtbar ist.

Bemerkenswert ist, dass zwei Särge – immerhin schon seit 15 beziehungsweise seit zehn Jahren in der Gruft – noch so gut erhalten waren, dass sie wieder auf ihre bisherigen Plätze zurückgebracht werden konnten. Versucht man, aus den vorhandenen Unterlagen einen Überblick über die Belegungen und Räumungen zu erhalten, dann ergibt sich folgendes Bild:

Zwischen 1693 und 1746 waren zehn Personen in die Gruft verbracht worden, die zum letztgenannten Zeitpunkt zum ersten Mal geräumt wurde. Von 1746 bis 1799 wurde die Gruft mit 22 Särgen belegt, die nächste Räumung erfolgte 1802, wobei hier drei der vorhandenen Särge mit übernommen werden konnten. Von den zwischen 1802 und 1822 eingebrachten Särgen wurden 13 geräumt und zwei blieben erhalten, wie oben erwähnt wurde. Im Belegungsheft wird zusätzlich erwähnt, dass einer der beiden älteren Särge – wohl der der Mutter – mit einem zweiten Sarg umgeben wurde. Die 17 Särge, die in den Jahren 1832 bis 1877 hinzugekommen waren, wurden 1877 bis auf einen geräumt. Ein darauf bezogener Text spricht von *erfolgter gründlicher Desinfizierung der Gruft* nach der Räumung. Bei der Räumung im Jahre 1905 konnten von den vorhandenen elf Särgen sogar noch deren vier behalten werden.

Das weitere Schicksal des Grabmonuments

Die Grabanlage E 352 besteht heute aus dem Grabstein und dessen Auflagen. Diese bestehen wiederum aus dem Ebnerwappen mit Schild, Helmdecke, Helm und Helmzier, unten begleitet von den drei kleineren Wappen der Ehefrauen Jobst Wilhelm Ebners, dessen Name und Titel aus der unterhalb angebrachten, querovalen Platte hervorgehen. Zum Fußende hin ist eine Blumenschale – etwa aus den 1950er Jahren – angebracht, die leider den unteren Teil der Inschrift verdeckt und überhaupt zum älteren Schmuck des Grabes sehr wenig passt. Westlich des Fundaments des Grabsteins sind im Abstand von drei bis vier Handbreit aneinander liegende Backsteine in der Erde sichtbar – zweifellos das Fundament des ehemaligen Hochmonuments. Dieses ist jedoch nicht schon mit Einlegung der Mauer zum Siechkobel hin verschwunden, wie sich zeigen lässt.



Die Johanniskirche von Süden, westlich davon ist die Ebnergruft zu erkennen (rot markiert). Foto (Ausschnitt) Hochbauamt, 26.4.1928. (StadtAN A 38 Nr. A-9-13)

Eine fotografische Aufnahme der Gräberzone südlich der Johanniskirche aus dem Jahre 1928 bietet ziemlich genau denjenigen Blick, den bereits der Kupferstich von 1763 zeigt. Halblinks der Kirche unter den herabhängenden Zweigen der großen Trauerweide ist – leider teilweise durch einen Busch verdeckt – ein Bogen mit Bogenfeld und mit einem diesem vorgesetzten Wappenschild erkennbar. Die Lage entspricht auffällig der des Monuments im Kupferstich, allerdings scheint der Aufbau doch recht hell und damit eher neu zu sein. Dem Ebnerarchiv kann jedoch entnommen werden, dass das Grab im Jahre 1923 renoviert worden ist, sodass an der Identität des Grabes auf der Fotografie mit dem Monument der Ebnergruft nicht mehr zu zweifeln ist.

In der Vergrößerung erkennt man auch die nördliche Seite des Aufbaus – diese scheint der Bleistiftzeichnung von Paul Wilhelm von Ebner von 1825 sehr genau zu entsprechen. Die innerhalb des Monuments zu vermutende Nische mit dem durch ein Gitter geschützten Epitaph Jobst Wilhelm Ebners ist hier zwar nicht erkennbar, es existiert aber eine Nahaufnahme des Epitaphs aus der Zeit, als es sich noch aufrecht in seiner Nische befand. Wie man sehr schnell feststellen kann, sind Helm, Wappen, Allianzwappen der Ehefrauen Anna Magdalena Holzschuher, Maria Magdalena Paumgartner und Maria Hedwig Pfinzing sowie die Tafel mit der Inschrift identisch mit den heute als Einzelteile auf dem Grabstein angebrachten Elementen. Die ursprüngliche Komposition mit den militärischen Details wie beispielsweise Fahnen, Spießen, Säbeln, Kanonenläufen, Musketen, die den Wappenschild als Trophäen umgeben, wurde offensichtlich ebenso entfernt, wie die sogenannten Akanthusblätter um die Inschriftenplatte. In diesem



Die Ebnergruft. Foto (Detail) Hochbauamt, 26.4.1928. (StadtAN A 38 Nr. A-9-13)

Blätterornament waren aber Schriftbänder mit lateinischen Sinnsprüchen eingesetzt, was eine spätere Zeit offensichtlich nicht mehr interessierte. Schließlich fehlt heute auch das Schriftband in der Mitte unterhalb der Inschriftentafel – hier stand der Name des Gießers Steffan Werner (gestorben um 1717), der sich mit dem Zusatz „invenit“ auch als künstlerischer Urheber dieses Epitaphs zu erkennen gegeben hatte.

Wie kam es zum heutigen Zustand?

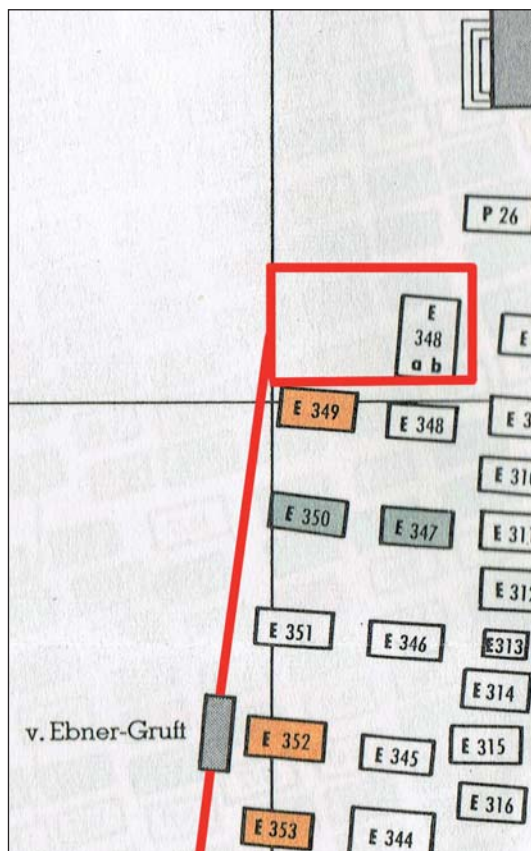
1953 legte eine Steinmetzfirma aus St. Johannis einen Kostenvoranschlag für die Renovierung des aufrecht stehenden Monuments vor, wonach, abgesehen von kleineren Ausbesserungen, vor allem das obere „Deckstück“ in Cadolzheimer Sandstein völlig erneuert werden sollte. Das Familienwappen wäre ebenfalls wieder anzubringen gewesen.

Aus diesem Zeitraum hat sich ein kurzes, informelles Schreiben erhalten, wonach *das oben am aufrecht stehenden Stein befindliche Wappen heruntergefallen war*. Gemeint war also in beiden Texten das 1832 nach dem Entwurf von Rotermund gefertigte Wappen. Weiter heißt es in dem zweiten Text: *Der Stein selbst ist besonders obenher und auf der linken Seite etwas stärker verwittert, vermutlich begünstigt durch den nachbarlichen Trauerbaum*. Die 1928 sichtbare Trauerweide stand demzufolge auch noch einige Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Ansonsten ist überwiegend von vermoosten Stellen die Rede. Der Schreiber bittet für den Fall der Zustimmung der Familie zu einer Reparatur *um Übersendung der Schlüssel zu den 4 Vorhangschlössern, weil auch in unmittelbarer Nähe des eigentlichen Epitaphs (Wappen) der Stein schadhaft ist*. Also war 1953 auch noch das Gitter vor dem Epitaph vorhanden. Der eben zitierte Text spielt die Kostenfrage ohne Nennung einer Summe herunter (*Die Kosten schätze ich nicht allzu hoch*), während der zuerst erwähnte Kostenvoranschlag allein 628.– DM nur für Steinmetzarbeiten in Aussicht stellt.

Am 19. Mai 1954 berechnete eine Baufirma aus Roßtal Herrn Dr. von Ebner, Ziegelstein, insgesamt 51.– DM für die folgenden ausgeführten Arbeiten:

Das ehemalige Epitaph Jobst Wilhelm Ebners in aufrechter Stellung. Foto Hochbauamt, um 1926. (StadtAN A 42 Nr. D E 352)





Ausschnitt aus einer Kartenbeilage zu: „Die Stadt Nürnberg – Kurzinventar“, 2. Auflage, von Günter P. Fehring und Anton Röss, bearbeitet von Wilhelm Schwemmer (Bayerische Kunstdenkmale 10), München 1977. (StadtAN Av 6007.8[10]-2b) Vom Verfasser eingezeichnet in Rot ist der Verlauf der Mauer sowie die Werkzeugkammer, auf deren Grund später das Doppelgrab E Nr. 348 a und b errichtet wurde. Oben rechts der heutige Treppenaufgang an der Südwestecke der Johanniskirche.

1. Grabdenkmal an Ihrer Familiengruft im Johannisfriedhof in Nürnberg abgetragen, angefallenen Schutt abgefahren. Preis lt. Vereinbarung: DM 36.–

2. Familienwappen auf dem neuen liegenden Grabstein angebracht einschließlich Anfuhr des Wappens und des benötigten Materials DM 15.

Eine handschriftliche Zusammenstellung aller Aufwendungen im Zusammenhang mit dem Abbruch des alten Monuments ergibt 66,48 DM. Davon werden 40,20 DM abgezogen, die Dr. Ebner für Altblei vergütet worden sind. Mit anderen Worten: Den für eine Wiederherstellung des alten „Portals“ zu erwartenden 628.– DM stehen am Ende Gesamtkosten von 26,20 DM gegenüber. Das „Ausdünnen“ des alten Epitaphs wird so immerhin erklärlich – nicht aber unbedingt verständlich.

Die Familiengruft der Familie Ebner, angelegt durch einen seinerzeit hochrangigen Angehörigen der Familie – als Obrister Kriegshauptmann bekleidete er etwa den Rang eines Kriegsministers der Reichsstadt – zunächst vielleicht nur für sich und seine direkten Nachkommen, war von Anfang an besonders repräsentativ ausgestattet, wozu die Lage an der Mauer die beste Gelegen-

heit bot. Solche Wandarchitekturen gab es auf dem Johannisfriedhof zwar öfter – vor allem an der weiter östlich gelegenen Mauer des Pfarrgartens –, aber im fraglichen Bereich war das Ebner'sche Monument das einzige seiner Art. Es überlebte alle Zeitläufe, sogar den Zweiten Weltkrieg, aber nicht die Nachkriegszeit.

Den Autoren ebendieser Zeit, die das Ebner'sche Monument noch alle gekannt haben dürften, war es so bedeutend, dass sie es auch noch nach seiner Vernichtung weiter dokumentierten. Im Denkmalinventar von 1977 ist der bekannte Lageplan des Johannisfriedhofs enthalten, der zur Benützung des Friedhofsinventars unverzichtbar ist. Hier ist nicht nur das Grab E Nr. 352 zu sehen, sondern westlich davor ein graues Rechteck, bezeichnet mit dem Worten „v. Ebner-Gruft“. Schon 1977 war das Äquivalent dieses Rechtecks längst Geschichte; umso erstaunlicher ist es, dass dank der mehrfachen Wiederverwendung dieses Plans das Monument der Ebnergruft bis heute ein Scheinleben führt – zuletzt 2013 bei Peter Zahn: „Die Inschriften der Friedhöfe St. Johannis, St. Rochus und Wöhrd zu Nürnberg“ (Planbeilage in Teilband 3, 2).

Der heutige Besucher des Johannisfriedhofs kann jedoch am aktuellen Zustand des Grabes nicht mehr erkennen, wie das Ebner'sche Grabmonument sowie das zu einem *hohen Kunstwerth gewürdigte Epitaphium* einst ausgesehen und auf den Betrachter gewirkt haben. Auch hierüber sind wohl ernste Betrachtungen zu machen.

Steven M. Zahlaus:

***Das Feuer aber ist rein und göttlich* – Etablierung und Entwicklung der Feuerbestattung in Nürnberg**

Die Einäscherung des Ingenieurs, Fabrikbesitzers und energischen Förderers der Feuerbestattungsidee Carl Heinrich Stier (1820–1877) am 10. Dezember 1878 in dem seit Frühjahr dieses Jahres im neoklassizistischen Stil erbauten Krematorium in Gotha, der ersten zeitgemäßen Erfordernissen – vor allem hinsichtlich des optimalen Verbrennungsvorgangs – genügenden Einäscherungsanlage des deutschen Sprachraums und überhaupt erst zweiten derartigen modernen Einrichtung in Europa (das Krematorium in Mailand war schon Anfang 1876 eingeweiht worden), markierte den Ausgangspunkt des zwar insgesamt stetigen, aber sehr langwierigen Siegeszugs des modernen Feuerbestattungswesens auch in Deutschland, wo die Einäscherungsrate heute immerhin rund 60 Prozent beträgt (Stand 2015).

Bei der Kremierung des Zivilingenieurs Carl Heinrich Stier, der zuletzt für die Planung der technischen Ausrüstung des Gothaer Krematoriums verantwortlich gewesen war, handelte es sich als erster – dank der im deutschlandweiten Vergleich recht liberalen Herrschaftsbedingungen unter dem seit 1844 amtierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha (1818–1893) – gesetzlich gestatteten Feuerbestattung neuzeitlicher Prägung in Deutschland jedoch noch in einer weiteren Hinsicht um ein Novum: Denn dieser war, da bereits am 10. Dezember 1877 in Gotha verstorben, zunächst ganz konventionell, allerdings in einem fest verschlossenen Metallsarg, in der Erde beigesetzt worden, bevor seine Leiche genau ein Jahr nach

Lange Jahre stellte das 1878 in Betrieb genommene erste deutsche Krematorium in Gotha eine außerordentliche Sehenswürdigkeit dar. Postkarte, Verlag Gebrüder Mühlstein, Offenbach am Main, 1899. (Privatbesitz)



seinem Tod der Kremation zugeführt werden sollte. Gut 100 Vertreter aus etlichen anderen deutschen Städten, so auch aus Nürnberg, hatten an diesem „Evenement“ teilgenommen. Doch bis zur Erbauung und Inbetriebnahme des Nürnberger Krematoriums sollten noch annähernd dreieinhalb Jahrzehnte vergehen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts entstanden im Deutschen Reich gerade einmal fünf weitere Krematorien: 1891 in Heidelberg und in Hamburg (Inbetriebnahme 1892), 1891/92 in Offenbach am Main (Inbetriebnahme 1899), 1897/98 in Jena und 1899/1900 in Mannheim (Inbetriebnahme 1901).

Nachdem der seit 1818 in Italien lebende Dichter und insbesondere Lyriker, der wohl wichtigste und einflussreichste Vertreter der englischen Hochromantik Percy Bysshe Shelley (1792–1822) zusammen mit dem britischen Kolonialoffizier und Tagebuchautor Edward Elcker Williams (1793–1822) und einem weiteren Begleiter, dem aus Cornwall stammenden Seemann Charles Vivian, am 8. Juli 1822 in der Bucht von La Spezia bei einem Segelunfall ums Leben gekommen war, wurde sein Leichnam, der vier Tage nach dem Unglück durch Fischer aufgefunden worden war, von seinen drei englischen Freunden und Reisegefährten, dem im Leben wie im schriftstellerischen Werk gänzlich der Romantik verpflichteten Lord Byron (eigentlich George Gordon Noel Lord Byron, 1788–1824), dem Biografen, Romancier und Abenteurer Edward John Trelawny (1792–1881) und dem Kritiker, Essayisten und Dichter Leigh Hunt (eigentlich James Henry Leigh Hunt, 1784–1859), auf einem am Ligurischen Meer bei Massa aufgerichteten Scheiterhaufen verbrannt; auch der Leichnam von Edward Elcker Williams wurde feuerbestattet. So eindrucksvoll und wirkungsmächtig diese romantische Inszenierung zweifellos in kulturgeschichtlicher Perspektive war und so sehr sie zugleich mit dem in der Antike praktizierten

Das 1811 von dem englischen Romantiker Lord Byron verfasste Gedicht „Lines written beneath a Picture“ wurde in einer anonym erschienenen deutschen Übersetzung mit dem Titel „Erinnerung“ 1829 von dem Pianisten und Komponisten Franz Xaver Wolfgang Mozart (1791–1844), dem Sohn des Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791), vertont. Kopie des als Beilage zur „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“, Bd. 24, Nr. 108, 1829, veröffentlichten Werks Franz Xaver Wolfgang Mozarts. (StadtAN E 10/94 Nr. 83)

Erinnerung.
Gedicht von Lord Byron.

In Musik gesetzt
von
W. A. Mozart Sohn.

In mäßiger Bewegung. ♩ = 64 Mälzel's Metronome.
und mit Gefühl.

Sing stimme.

Das Gegenstand beklüffter Schmer-zen, Dich, und die Lie-be nahm man mir, Nach die Verweif-lung tief im Her-zen zu mil-dera, blieb dein Bild-nis, blieb dein Bild-nis hier. In meinen Her-zen fand ich nie-mal, dass Tren-er in-de mit der Zeit, Als mir die Hoff-nung schwand, als mir die Hoff-nung schwand auf in-mer, Ward die Er-lut-rung E-wig-leit. Als mir die Hoff-nung schwand auf in-mer, Ward die Er-lut-rung E-wig-leit.

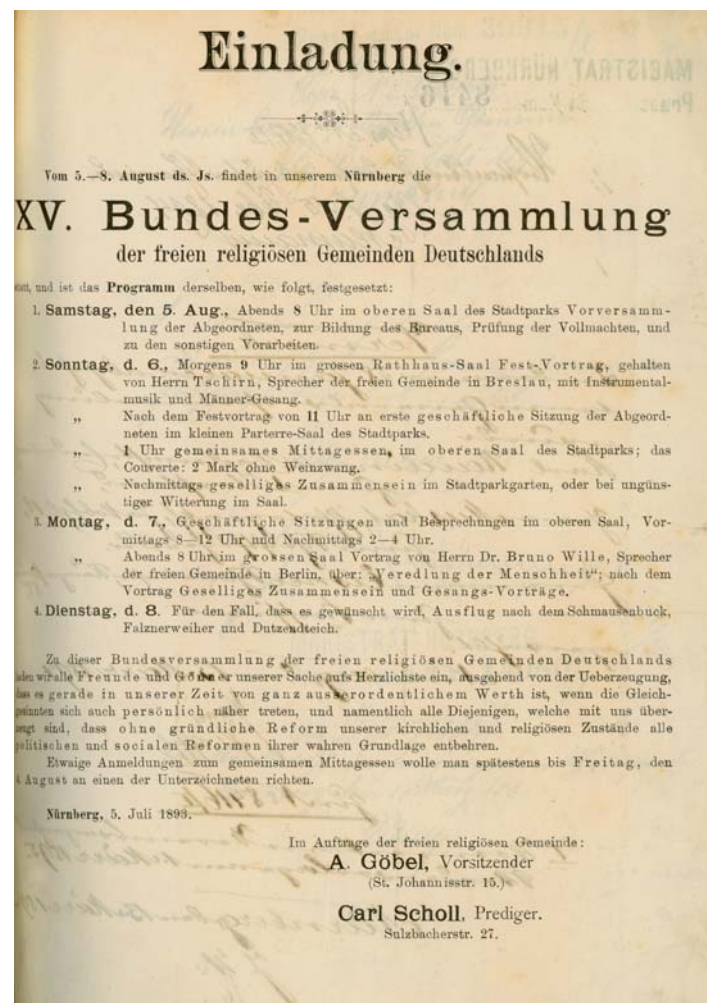
Beilage zur Wiener Zeitschrift, Nr. 108. 1829.

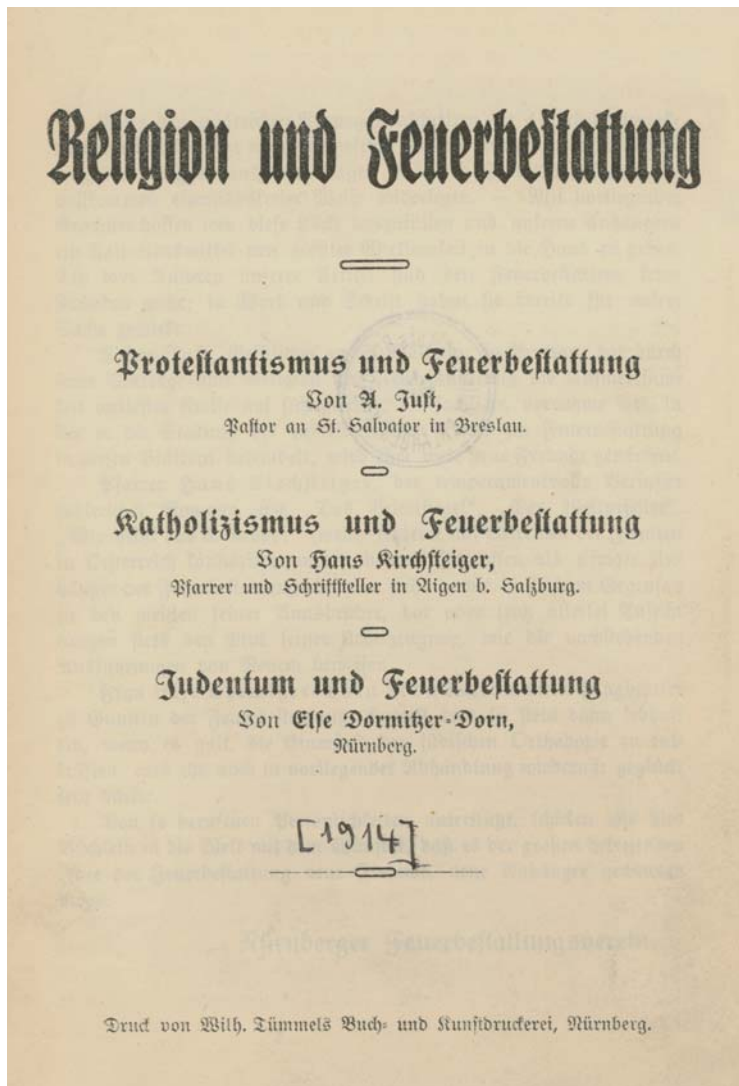
Einäscherungsvorgang korrespondierte, so ruht das moderne Feuerbestattungswesen in vielfältiger Hinsicht doch auf merklich anderen Fundamenten.

Getragen von dem im fortschreitenden 18. Jahrhundert immer mehr Bedeutung erlangenden, grundsätzlich jegliche „wirklichen“ Fortschrittsbemühungen und diese befördernden Innovationen bejahenden Prozess der Aufklärung konnte im 19. Jahrhundert eine materialistisch-vernunftbasierte Weltsicht in großem Umfang zur Geltung gelangen. Ausdruck dieses rational-positivistischen Geschehens waren vor allem der Aufstieg der modernen, das heißt exakten, experimentell-gestützten Naturwissenschaften und ihrer vielgestaltigen praxisrelevanten Erkenntnisse sowie die in der zweiten Jahrhunderthälfte auf der Grundlage einer zunehmenden Technisierung eine enorme Wirkung erzielende Industrialisierung. Des Weiteren führte die beachtlich voranschreitende Säkularisierung, einhergehend mit einer expandierenden freireligiösen Bewegung und einem immer gewichtigeren, die individuelle Freiheit gleichermaßen machtvoll einfordern- den wie betonenden und somit stark emanzipatorisch ausgerichteten Freidenkertum, zu tief greifenden Wandlungen. Diese Entwicklungen standen zumeist heftig in Korrelation und verstärkten sich nicht selten gegenseitig massiv. So wurde durch die sich beschleunigenden wissenschaftlichen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen, aber ebenso politischen Veränderungen in geradezu idealer Art und Weise auch der Feuerbestattung im Zeichen der Moderne der Weg bereitet.

Die von Jacob Grimm (eigentlich Jacob Ludwig Carl Grimm, 1785–1863), dem Begründer der deutschen Sprach-, Literatur- und Altertumswissenschaften, am 29. November 1849 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltene Vorlesung „Über das Verbrennen der Leichen“ (1850 in Berlin als Druck publiziert), in der er nicht zuletzt aus hygienischen und Raumersparnisgründen der Feuerbestattung das Wort redete, sie jedoch trotzdem nicht als zeitgemäß erachtete, bildete den Ausgangspunkt für eine jahrzehntelange intensive und teilweise überaus kontroverse Auseinandersetzung mit dieser komplexen Thematik. Im Vordergrund der Argumentation der Befürworter einer Einäscherungspraxis standen alsbald medizinische Gesichtspunkte, denn allein durch die Leichenverbrennung können Krankheitserreger zweifelsfrei vernichtet werden: *Weil die Feuerbestattung hygienisch ideal*

Einladung vom 5.7.1893 zur vom 5. bis 8.8.1893 in Nürnberg veranstalteten XV. Bundes-Versammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands durch den Vorstand Johann Albrecht Göbel und den Prediger Carl Scholl (1820–1907) der Nürnberger „Freien religiösen Gemeinde“, die beide für die Gründung des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ von elementarer Bedeutung waren. (StadtAN C 7/I Nr. 12398)



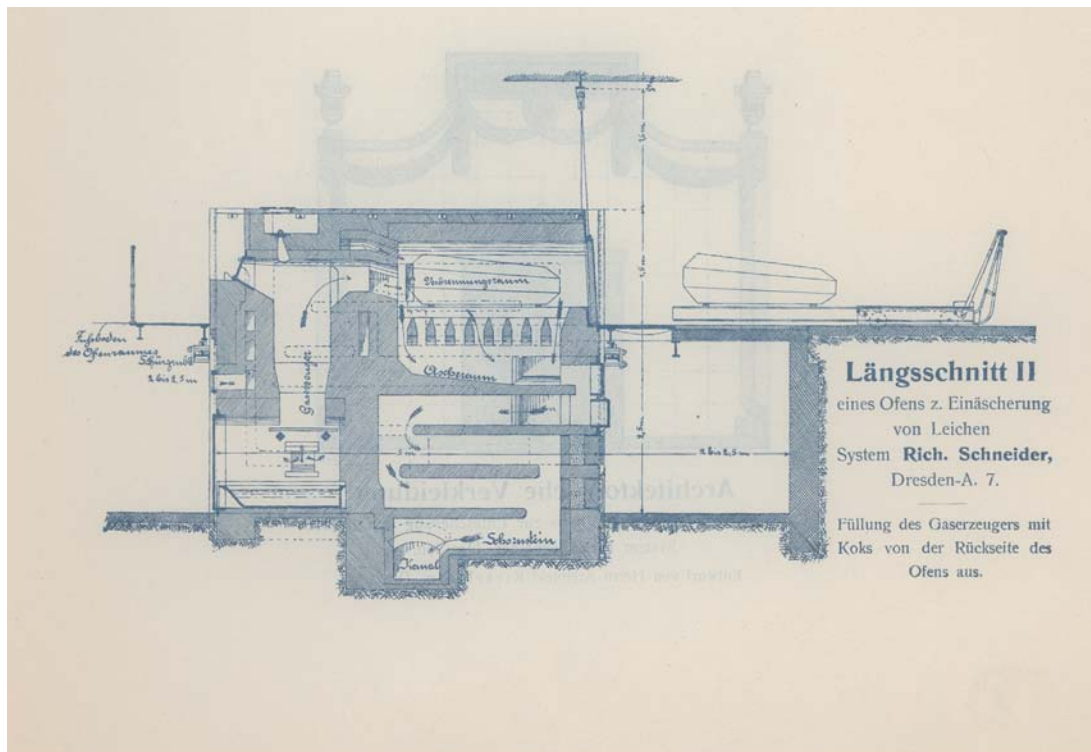


Titelblatt der vom „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ veranlassten und um 1914 in Nürnberg veröffentlichten Schrift „Religion und Feuerbestattung“ mit Beiträgen zum Protestantismus, Katholizismus und Judentum aus der Sicht entschiedener Einäscherungsbefürworter. Die in Nürnberg geborene und lebende Jüdin Else Dormitzer (1877–1958), die nach der Jahrhundertwende und zunehmend unter ihrem Pseudonym „Else Dorn“ als vielseitige Schriftstellerin und insbesondere als Kinderbuchautorin tätig und bekannt war, verfasste als vehemente Einäscherungsanhängerin seit 1908 eine Fülle von Informations- und Propagandatexten ganz im Sinne des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“, dessen Vorstand sie als Schriftführerin lange Zeit angehörte. (UBE H00/CMR-V 103 c)

ist – dieser Begründung für die Verwirklichung eines Einäscherungswesens vermochte seitens der Verfechter der Erdbestattung schlussendlich nichts entgegengesetzt zu werden. Und die rechtlichen Bedenken, im Wesentlichen bezüglich der Gefahr des Verlusts von Beweismaterial im Falle eines Gewaltverbrechens, versuchten die Befürworter der Feuerbestattungsidee mit der Forderung nach verpflichtenden und entsprechend gründlichen Leichenschauen sowie der Errichtung von hierzu notwendigen Leichenhäusern aus dem Weg zu räumen.

Den Vorbehalten besonders der orthodoxen und konservativen Kräfte innerhalb der evangelischen und katholischen Kirche sowie im Judentum, die die Feuerbestattungsbewegung „insgesamt als heidnisch und antikirchlich einschätz[t]en“, konnte hingegen kaum begegnet werden. Während aber im Protestantismus und im Judentum die liberalen Kräfte eher rasch, spätestens um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, gewichtig zum Tragen kamen, stemmte sich die katholische Kirche bis weit in das 20. Jahrhundert hinein energisch gegen die Feuerbestattung, weshalb Einäscherungen im katholischen Milieu sehr lange nahezu völlig unterblieben: Am 16. Mai 1886 erging durch das Heilige Officium, die heutige Kongregation für die Glaubenslehre, das Verbot von Leichenverbrennungen, und am 27./28. Juli 1892 wurden diese erneut als „heidnisch und antiklerikal“ deklariert und folgerichtig kategorisch abgelehnt. Auf diese Weise kam es dazu, dass es zwar in den evangelischen Landeskirchen möglich war, bis um 1920 Regelungen zu schaf-

fen, „die die Feuerbestattung der Beerdigung völlig oder doch weitgehend gleichstellen“, hingegen wurde das generelle Einäscherungsverbot der katholischen Kirche erst durch ein Dekret des Heiligen Officiums vom 5. Juli 1963 und pastorale Anweisungen vom Juli 1964 sowie eine einschlägige rechtliche Regelung des Jahres 1983 (Codex Iuris Canonici, Buch 4, Teil 2, Titel 3, Can. 1176 § 3) zuerst deutlich abgeschwächt beziehungsweise schließlich aufgehoben.



Längsschnitt eines Einäscherungs-Ofens, System Rich. Schneider, mit rückseitiger Koksbe-
füllung (im Gegensatz zur Befüllung von oben) und beispielhafte Gestaltung der Verkleidungsvorderseite eines Einäscherungs-Ofens. Vierseitiges Werbeblatt der
Firma Richard Schneider in Dresden (hier Ausschnitte von S. 3 bzw. S. 4), um 1906. (StadtAN E 6/12 Nr. 1)

Der Grundstein für die moderne Leichenverbrennungstechnik wurde zu Beginn der 1870er Jahre in Italien gelegt. Obgleich der Verbrennungsvorgang bei Weitem noch nicht optimal vonstattenging, konnte am 22. Januar 1876 im neu erbauten Mailänder Krematorium, ausgestattet mit einem Einäscherungs-ofen „System Polli-Clericetti“, die erste Einäscherung vorgenommen werden. Trotz dieser unbestreitbaren Vorreiterrolle Italiens gebührte das Verdienst, „einen einwandfrei funktionierenden Ofen zu konstruieren“, jedoch eindeutig dem Ingenieur und Industriellen Friedrich Siemens (1826–1904), der als Entdecker des Regenerativofenprinzips auch einen derartigen Verbrennungs-ofen zur Einäscherung von Leichnamen entwickelte, der wenig später von Richard „Schneider, früherer langjähriger Vorsteher des Ofenbaubureaus von Fr. Siemens“ und mit Carl Heinrich Stier verwandt, nochmals entscheidend verbessert wurde. Damit war nicht nur eine vollständige, sondern ebenso eine gänzlich rauch- und geruchlose Einäscherung möglich geworden. Nachdem der Siemens-Regenerativofen im Oktober und November 1874 erfolgreich mittels dreier „mit behördlicher Sondergenehmigung“ durchgeführten Einäscherungen „in einer Werkhalle der Firma [Friedrich] Siemens in Dresden“ getestet worden war, gelangte seit 1878 im Krematorium in Gotha wie später ebenso in etlichen anderen Einäscherungsanlagen ein (Siemens-)Schneider-Regenerativofen zum Einsatz: Auch die Kremierung von Leichnamen war dadurch Teil des immer stärker alle Bereiche des menschlichen Lebens durchdringenden industriellen Entwicklungsprozesses geworden. Somit stand in rein technischer Hinsicht einem Durchbruch des Einäscherungswesens nichts mehr im Wege, doch hatten die Förderer des Feuerbestattungsgedankens – auch in Nürnberg – noch viele Jahre lang mit erheblichen und vielfältigen gesellschaftlichen Vorurteilen und daraus resultierenden heftigen Widerständen zu kämpfen.

In Nürnberg gab es erstmals Mitte der 1860er Jahre eine *ernste Bewegung für die Feuerbestattung*, die zwar auf *großes Interesse* in Teilen der Bevölkerung stieß, doch zugleich auch auf strikte Ablehnung von *religiös-orthodoxer Seite*, weil die *Feuerbestattung gegen die Religion verstoße*, sodass es bald wieder sehr still um dieses Ansinnen wurde. Ebenso wenig

von Erfolg gekrönt war letztlich ein *Vortrag über Leichenverbrennung* des freireligiösen Predigers Carl Scholl (1820–1907) in der freien Gemeinde Nürnbergs am 21. Mai 1874, in der er ausführte, dass die Einäscherung *fürs Gefühl, statt schmerzlich, erhebender sei*: Obwohl sich anschließend 50 Anwesende schriftlich mit seinen Ansichten übereinstimmend erklärten, zeitigte auch dieser Vorstoß keine nachhaltigen Wirkungen.

Aufforderung zur Teilnahme an der Gründung eines Feuerbestattungs-Vereins in Nürnberg am 13.12.1891 in der „Fränkischen Tagespost“, Nr. 291 vom 11.12.1891, o. S. (StadtAN C 7/V Nr. 1656)



Mehr als 17 Jahre später, am 9. Dezember 1891, widmete sich Carl Scholl, der von 1868 bis 1875 und von 1880 bis zu seiner Pensionierung 1898 in Nürnberg wirkte, unter dem Titel *Was spricht für die Feuerbestattung?* in einer öffentlichen Veranstaltung erneut dem Thema „Einäscherung“. Da der kurz zuvor ins Leben gerufene „Verein für Feuerbestattung in München“ bereits mit Schreiben vom 22. Oktober die Gründung eines „Brudervereins“ in Nürnberg angeregt hatte, fielen die Ausführungen Carl Scholls auf fruchtbaren Boden, zumal es hier tatsächlich seit geraumer Zeit Bestrebungen gab, *diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen*. Schon am 13. Dezember fand die konstituierende Versammlung des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ statt, wobei 58 Teilnehmer der Neugründung umgehend beitraten, und am 21. Dezember erfolgte die erste und am 4. Januar 1892 die zweite Generalversammlung, in der die Satzung verabschiedet und die Vorstandschaft gewählt wurde.

Als Erster Vorsitzender fungierte bis 1897 der Bankagent (= Bankbevollmächtigte) und Vereinsmitbegründer Johann Albrecht Göbel, der von 1877 bis 1894 auch Vorstand der Ende 1848 gegründeten Nürnberger „Freien religiösen Gemeinde“ war – wodurch der enge Zusammenhang zwischen freireligiöser und Feuerbestattungsbewegung in Nürnberg aufs Neue klar zum Ausdruck kam. Zweck des Vereins war es von Beginn an, das heißt seit dem Beschluss der *Original Statuten* in der Generalversammlung am 4. Januar 1892, *durch regelmäßig zu leistende Beiträge den Theilnehmern die Mittel zur Feuerbestattung der Mitglieder zu beschaffen und es allmählich dahin zu bringen, daß die Erbauung eines Crematoriums in Nürnberg möglich wird, sowie daß die fakultative Feuerbestattung sich allmählich Bahn bricht*.

Die allermeisten Gründungsmitglieder des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ waren Angehörige dezidiert aufgeklärter und intellektueller beziehungsweise politisch passiv wie aktiv engagierter Bevölkerungskreise, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Einäscherungsbewegung dominierten. Zwei markante Beispiele können hier genannt werden: Zum einen der gelernte Schlosser, spätere sozialdemokratische Journalist und Politiker (seit 1881 Reichstagsabgeordneter sowie ab 1893 zudem Mitglied der bayerischen Abgeordnetenversammlung) Karl Grillenberger (1848–1897), der 1897 im Gothaer Krematorium eingeäschert und 1898 auf dem Nürnberger *Centralfriedhof* (1904 umbenannt in „Westfriedhof“) beigesetzt wurde. Zum anderen der Bauingenieur, damalige *Distrikts-Ingenieur* im Bezirksamt Nürnberg und von 1898 an als Direktor der Grundstücksgesellschaft „Noris“ wirkende Christian Wolfgang Schuh (1853–1904), der – als jüngerer Bruder des Juristen, liberal-freisinnigen Mitglieds der bayerischen Abgeordnetenversammlung (1889–1893) und von 1892 bis 1913 amtierenden Ersten Bürgermeisters von Nürnberg Dr. Johann Georg (seit 1892 Ritter von) Schuh (1846–1918) – von 1892 bis 1894 als Zweiter Schriftführer des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ fungierte und 1904 im Jenaer Krematorium, das 1898 seinen Betrieb aufgenommen hatte, eingeäschert wurde.

Entwicklung der Mitgliederzahl des am 13.12.1891 gegründeten Nürnberger Feuerbestattungsvereins im Zeitraum 1891 bis 1919¹

1891	130 ²
1892	198
1893	190
1894	–
1895	145
1896	135
1897	132
1898	167
1899	188
1900	213
1901	228
1902	262
1903	326
1904	670
1905	1.184
1906	1.543
1907	2.459
1908	3.312
1909	4.309
1910	4.320
1911	4.737
1912	5.090
1913	5.483
1914	5.614
1915	5.468
1916	5.232
1917	5.263
1918	5.434
1919	5.776

– = Nicht zu ermitteln.

¹ Angegeben ist jeweils der Mitgliederstand am Jahresende.

² Mitgliederstand am 4.1.1892; die Zahl der Gründungsmitglieder am 13.12.1891 betrug 58.

Nach einem ersten starken Anstieg 1892 war die Mitgliederzahl des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ bis 1897 langsam aber beständig rückläufig, weshalb die Vereinsverantwortlichen anlässlich der bevorstehenden Generalversammlung am 31. Januar 1894 mahnten, dass *es, wenn die ganze, anfänglich so fruchtbringend erscheinende Bewegung nicht wieder vollständig einschlafen soll, einer Reformation des Vereins an Haupt und Gliedern bedarf*. Obgleich seit 1898 nach und nach wieder ein steter Mitgliederzuwachs zu verzeichnen war, so gelang der Durchbruch, das deutliche und anhaltende Anwachsen der Mitgliederzahl, erst nach der Jahrhundertwende, ab 1903/04. Dies ließ sich zunächst auf eine massiv verstärkte Agitationstätigkeit, gerade mit Hilfe von *Lichtbildervorführungen*, seit Oktober 1904 zurückführen, wodurch umgehend sogenannte Filialvereine (später als „Ortsgruppen“ bezeichnet) in Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof und Schwabach mit allein 160 neuen Mitgliedern entstanden. Darüber hinaus machte sich bemerkbar, dass nach 1900 mehr und mehr Krematorien erstellt wurden, auch in größerer Nähe zu Nürnberg wie vor allem in Coburg, wo 1907 das 15. deutsche Krematorium errichtet und in Betrieb genommen wurde. Und speziell in Nürnberg kam zum Tragen, dass sich vorsichtig nicht allein die Erbauung einer Urnenhalle und die Anlage eines Urnenhains abzeichneten, sondern sogar ab 1908 die Planungen für eine *Gedächtnishalle* mit Krematorium sehr konkret wurden:

In der Sitzung des Stadtmagistrats vom 13. November 1908 wurden sowohl die Kosten in Höhe von 47.000 Mark für die Erbauung der Urnenhalle genehmigt als auch die Ausarbeitung von Plänen für eine Gedächtnishalle mit integrierter Einäscherungsanlage bewilligt. Die alsbald folgende erfreuliche Entwicklung inner- wie außerhalb Nürnbergs auf dem Feld der Feuerbestattung in den kommenden Jahren ließ die Mitglieder-

zahl weiter anwachsen, und nach dem kriegsbedingten kurzzeitigen Mitgliederschwund konnte der „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ 1919 mit 5.776 Mitgliedern sogar einen neuen Höchststand vorweisen.

Nicht nur die Zahl der Mitglieder des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ unterlag einem merklichen Wandel, auch die Zusammensetzung des Vereins hinsichtlich Geschlecht, räumlicher Herkunft und sozialem, besonders beruflichem Stand veränderte sich teilweise stark. Da der Verein anfangs *noch als ein politischer betrachtet* wurde, blieb die Mitgliedschaft zunächst Frauen verwehrt. Nach der baldigen Einstufung des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ als apolitisch durch die königliche Regierung am 31. März 1892, befanden sich zum Jahresende 1895 unter den insgesamt 145 Mitgliedern immerhin bereits 20 Frauen, was einem Anteil von 13,79 Prozent entsprach. Über ein Vierteljahrhundert später, 1919, war ihr Anteil auf nahezu ein Drittel, 31,56 Prozent, angewachsen (1.823 weibliche Mitglieder bei einer Gesamtzahl von 5.776 Ende 1919).

Bald 20 Jahre nach der Vereinsgründung, am 1. März 1909, existierten allein neun dem Verein zugehörige Ortsgruppen, unter anderem in Ansbach, Erlangen, Frankfurt am Main und Würzburg. Darüber hinaus stammten bei einer damaligen Gesamtmitgliederzahl von rund 3.500 einige Hundert Vereinsmitglieder aus weiteren 104, ganz überwiegend



Die Lehrerin und Streiterin für die Rechte von Frauen und besonders von Lehrerinnen Dr. Dr. Bertha Kipfmüller (1861–1947, links) und die Schriftstellerin Else Dormitzer (rechts), die 1916 mit der Ehrenmitgliedschaft des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ gewürdigt wurde, waren zwei der sehr wenigen prominenten weiblichen Mitglieder des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“. In der Regel trat eine Frau in den Mitgliederverzeichnissen des Vereins allein als *Gattin* und somit als „Anhängsel“ ihres ebenfalls dem Verein angehörenden Ehemanns in Erscheinung. Foto, um 1920, und Foto, um 1925. (StadtAN C 21/VII Nr. 81 und StadtAN C 21/VII Nr. 27)

deutschen Orten wie zum Beispiel aus Burgkunstadt, Dessau, Eger (Österreich-Ungarn, heute Cheb in Tschechien), Hamburg, Innsbruck (Österreich), Jena, Ludwigshafen, Meißen, Passau, Pleystein, Rudolstadt, Stambach, Vlotho und Wiesbaden.

Zwar nahm die Zahl der aus proletarischen Kreisen stammenden Mitglieder – zum Beispiel Bleistift- und Hilfsarbeiter, Eisendreher, Fabrikarbeiter, Maschinenarbeiter, -bauer und -schlosser, Maschinisten, Mechaniker, Metaldreher, -drücker und -fräser, Monteure, Werkmeister – des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ bis gegen Ende des „langen“ 19. Jahrhunderts deutlich zu, gleichwohl stützte sich auch diese Interessenvereinigung hauptsächlich auf ein (groß)bürgerliches, das heißt im Kern Handwerks-, Wirtschafts- und Bildungsbürgertum.

So zählten zu den vielen illustren, nicht zuletzt gesellschaftlich und politisch engagierten und dementsprechend einflussreichen Mitgliedern des Vereins im Jahr 1909 in Nürnberg unter anderem der Ingenieur, Fabrikbesitzer und spätere Sportartikelfabrikant Wilhelm Joseph Berg (1873–1931) und seine Ehefrau Charlotte Rosa (1885–1919), der Bankier Adolf Dispecker und seine Ehefrau, der Rechtsanwalt und seit 1928 Geheimer Justizrat Dr. Sigmund Dormitzer (1869–1943) und seine Ehefrau, die Schriftstellerin Else Dormitzer (Pseudonym Else Dorn, auch Dormitzer-Dorn, 1877–1958), die Lehrerin und Frauenrechtlerin Dr. phil. (ab 1929 außerdem Dr. iur. utr.) Bertha Kipfmüller (1861–1947), der Privatier, frühere Lithografieanstaltsbesitzer, überzeugte Demokrat und langjährige Gemeindevertreter (1903–1911 Gemeindebevollmächtigter, 1912–1919 SPD-Magistratsrat) Max Mirsberger (1861–1928), der dem „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ seit seiner Gründung kontinuierlich als Ausschussmitglied und damit dem Vorstand angehörte und 1916 zum Ehrenmitglied ernannt wurde, der Drahtwarenfabrikant und Gemeindebevollmächtigte (1900–1908) Johann Georg August Morill (1855–1921) und seine Ehefrau Marie Jakobina Susanna Hedwig (geboren 1858), der Lebkuchen- und Schokoladenfabrikant (Firma Heinrich Haeberlein, seit 1920 Haeberlein-Metzger) Gottlieb Adolf Staudt (1879–1950) und seine Ehefrau Luise Margarete Balbine (1883–1967), der Rechtsanwalt, spätere Justizrat, sozialdemokratische Angehörige des bayerischen Landtags (1907–1920), Gemeindebevollmächtigte (1914–1919) beziehungsweise Stadtrat (1919–1933) Dr. iur. Dr. phil. Max Süßheim (1876–1933) und seine Ehefrau Hedwig (1881–1938), der Facharzt für Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und spätere Ärzteschaftsspitzenfunktionär (1926–1933 Vorsitzender des Deutschen Ärztevereinsbundes und 1929–1933 des sogenannten Hartmannbundes) Dr. Alfons Stauder (1878–1937), der Humorist und Schauspieler Hubert Heinrich Tipp (geboren 1868) und seine Ehefrau Elisabeth Josepha Anna (geboren 1886) sowie der Buchhändler Heinrich Ernst Zeiser (1869–1928).

Und ebenso fanden sich unter den auswärtigen Vereinsmitgliedern viele renommierte Personen: der Schäfte- und Schuhfabrikant, Kommerzienrat, Gemeindebevollmächtigte und Reichstagsabgeordnete (1907–1912) der Freisinnigen (ab 1910 Fortschrittlichen)

Volkspartei Heinrich Manz (1852–1914) aus Bamberg, der Mitinhaber und Direktor der Firma Erste Bayerische Basalt-AG, Kommerzienrat und jahrzehntelange Gemeindevertreter Michael Kolb (1841–1919) und seine Ehefrau Christiane aus Bayreuth, der Staatswissenschaftler, sozialdemokratische Schriftsteller, Journalist, Redakteur, Reichstagsabgeordnete (1900–1918) und preußische Finanzminister (1918–1920, 1918/19 zusammen mit dem Bankier Hugo Simon, 1880–1950) Dr. Albert Oskar Wilhelm Südekum (1871–1944) und seine Ehefrau Anneliese (1872–1948) aus Berlin, der Jurist, Hofrat, Erlanger

Erste, später Oberbürgermeister (1892–1929), Angehörige des mittelfränkischen Landrats (1895–1899) und als Nationalliberaler des bayerischen Landtags (1899–1904) Dr. Theodor Klippel (1865–1929), der Bilderbücherfabrikant und Kommerzienrat (seit 1917 Geheimer Kommerzienrat) Theodor Löwensohn (1853–1931) und seine Ehefrau Rosa (auch Rosie, 1862–1934) aus Fürth, der Buchdruckereibesitzer Hans Dill aus Hof, der Inhaber einer Ziegelei Richard Saalfeld aus Kulmbach, der Kunstmaler, Bildhauer, Innenarchitekt, Bühnenbildner und Kunstgewerbler Wilhelm Lasius (1871–1956) aus Rothenburg ob der Tauber, der Direktor Alex Dürer aus Szentgotthárd (Österreich-Ungarn, heute Ungarn) sowie der Großkaufmann und Inhaber eines Handelsgeschäfts für Dachziegel, Kommerzienrat und Magistratsrat (1896–1902) Fritz (auch Friedrich) Lang (1853–1926) aus Würzburg.

Für den „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ stellte die Teilnahme an der 1906 in Nürnberg präsentierten *Bayerischen Jubiläums-Landes-Industrie-Gewerbe- und Kunstausstellung* in einer Phase des allgemeinen Aufschwungs der Einäscherungsbestrebungen einen enormen Imagegewinn dar: Zählte der Verein Ende 1906 noch 1.543 Mitglieder, wuchs der Mitgliederstand bis zum Jahresausklang 1909 um jährlich beinahe 1.000 auf schließlich 4.309 an. Dabei hatte sich das beständige, seit der Gründung des Vereins 1891 bestehende und als Folge der Mitgliederzusammensetzung gut nachvollziehbare Wohlwollen seitens der *gemeindlichen Kollegien* – diese hatten schon im Jahr nach der Vereinsgründung, 1892, im *Etat* [...] 60 000 M. zur *Erbauung eines Krematoriums eingesetzt*, allerdings *verteilt auf das Unternehmungsprogramm 1893 bis 1900* – erneut bewiesen. Denn dem Verein war zuerst eine Beteiligung verweigert worden, *da er weder Industrie, noch Gewerbe oder Kunst betreibe*. Die Nürnberger Stadtverantwortlichen

Aufnahme-Gesuch
in den
Nürnberger Feuerbestattungs-Verein.

Vor- und Zuname: _____
Stand: _____
Ort: _____ Wohnung: _____
Geboren am _____
Fragen:
An welchen Krankheiten haben Sie innerhalb der letzten fünf Jahre gelitten? _____
Wann und wie lange: _____
Von welchem Arzt wurden Sie behandelt? _____
Sind Sie gegenwärtig vollkommen gesund? _____
Die wahrheitsgetreue Beantwortung dieser Fragen sichert dem betr. Mitgliede allein die statutarisch zugesicherten Leistungen von Seiten des Vereins.
Eigenhändige Unterschrift des Gesuchstellers. _____
Empfohlen durch: _____
Die Ausfüllung dieses Formulars muss mit Tinte erfolgen.
NB. Die Einsendung wird an den 1. Vorstand Hermann Rudolph, Nürnberg, Richard Wagnerstrasse 16/2 erbeten.

Vorderseite eines Aufnahmeersuchens in den „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ (auf der Rückseite war ein Auszug aus den Satzungen abgedruckt), um 1910. (StadtAN E 6/12 Nr. 1)

erklärten sich jedoch umgehend bereit, dem Verein im Ausstellungsgebäude der Stadt, dem „Nürnberger Haus“, eine *Koje* zur Verfügung zu stellen. Trotz der arg begrenzten Ausstellungsfläche stieß die Darbietung des Vereins – gezeigt wurden unter anderem Modelle eines Krematoriumsgebäudes und eines Schneider-Einäscherungsofens sowie *eine große Anzahl Urnen verschiedensten Materials und mannigfaltiger Ausführung* – auf [d]as denkbar größte Interesse der Besucher und wurde zudem mit einer bronzenen Preismedaille gewürdigt.

Fast ein Jahr nach dem Ende der Bayerischen Jubiläums-Landes-Ausstellung Mitte Oktober 1906, Anfang September 1907, beschloss der Nürnberger Magistrat endgültig die *Einstellung von Mk. 47.000,- in das neue Anlehen zur Errichtung einer Aschenurnenhalle und eines Aschen-Friedhofs* auf dem Gelände des Westfriedhofs. Obwohl der Magistrat grundsätzlich der Auffassung war, dass kein bayerisches Gesetz die Leicheneinäscherung in Bayern verbiete, entschied er Ende des Jahres, zunächst von der Errichtung eines Krematoriums abzusehen. Schon Mitte Dezember fällt dagegen das Gemeindegremium

Da dem „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ nur eine Kojen in der Halle der Stadt Nürnberg auf dem Gelände der 1906 in Nürnberg veranstalteten Bayerischen Jubiläums-Landes-Industrie-Gewerbe- und Kunstausstellung zur Verfügung stand, wirkte die durchaus informative Darbietung des Vereins gerade auf der zentralen längsseitigen Präsentationsfläche doch etwas überladen und dadurch ziemlich unübersichtlich. Foto, 1906. (StadtAN E 6/12 Nr. 1)





Die Herrenkneipe 1908 des T.-V. Eichenlaub in Nürnberg nahm sich humorvoll der Thematik „Krematorium“ und hierbei besonders des interessanten Aspekts *Ganze und Teilverbrennungen* an. Postkarte, um 1908. (StadtAN A 34 Nr. 3050)

den Beschluss, auf der Erbauung eines Krematoriums zu bestehen. Kein Jahr später, Mitte November 1908, bewilligte der Magistrat endlich nicht nur die Gelder für die Errichtung der Urnenhalle, sondern ebenso, *die Pläne für die Gedächtnishalle mit dem Krematorium [...] auszuarbeiten*, wobei der Architekt und städtische Oberingenieur Friedrich (Fritz) Karl Lorenz Küfner (1863–1940), der für den Gesamtkomplex die Verantwortung übernommen hatte, angesichts des Einwands, der geplante Bau *mache [...] den Eindruck eines Theaters*, ausdrücklich darauf hinwies, *daß das Gebäude einen würdigen Eindruck machen werde*.

Im Februar 1910 ging das 1909 begonnene Kolumbarium, die sogenannte Aschenurnenhalle (später selten auch als „Urnenturm“ bezeichnet), seiner Fertigstellung entgegen, denn es war *bereits unter Dach*, und konnte, am 2. September vollendet, am 9. September eröffnet werden. Der achteckige Kuppelbau mit je einem Eingang an der Nord- und Westseite bot Raum für maximal 842 Urnenplätze. Östlich und südlich des Kolumbariums erfolgte des Weiteren die Anlage von unterhalb des noch zu erstellenden Krematoriums gelegenen Urnenhainen; die hierfür notwendigen Erd- und Pflanzarbeiten wurden 1911 vorgenommen (auch in dem westlich an den Westfriedhof anschließenden, 1910 in Betrieb genommenen Neuen Israelitischen Friedhof war ein sogenanntes Urnenfeld für Feuerbestattete vorgesehen).

Weitaus schwieriger gestaltete sich die Verwirklichung des lange Jahre im Projektstadium verweilenden Krematoriumsbaus, denn bereits in der zweiten Jahreshälfte 1910 zeichnete sich eine letztendlich entscheidende gerichtliche Auseinandersetzung zwischen der



Im September 1910 wurde die „Aschenurnenhalle“ des Nürnberger Westfriedhofs in Betrieb genommen. Nach nur rund vier Jahren waren bereits etliche Nischen des Innenraums belegt. Wegen statischer Schwierigkeiten wird seit Längerem zum einen das Kolumbarium nicht mehr genutzt (die Urnen-nischen sind nicht mehr belegt und größtenteils verschlossen), zum anderen ist der Innenraum nicht mehr öffentlich zugänglich. Foto Hochbauamt, 1914, und Foto Stadtarchiv Nürnberg: Fabian Bujnoch, 19.7.2018. (StadtAN A 38 Nr. D-161-6 und StadtAN A 96 Nr. 4948)

Stadt Nürnberg und der königlichen Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern, ab: Diese strich auf dem Wege der Regierungsentschließung vom 14. September 1911 [d]ie im Kämmereivoranschlag der Stadtgemeinde Nürnberg für das Jahr 1911 [...] vorgesehenen Mk. 32.000,– zur Errichtung einer Leichenverbrennungsanlage (Einäscherungsstätte) [...] aus dem Voranschlag. Nun vermochte es die Nürnberger Stadtspitze, eine verwaltungsgerichtliche Entscheidung herbeizuführen. Nach über einem Jahr endete der Kampf der Nürnberger mit einem vollen Siege: Am 13. November 1911 fällte der bayerische Verwaltungsgerichtshof die Entscheidung, wonach nicht nur die Erbauung von Krematorien gestattet, sondern auch ihr Betrieb nicht verboten sei. Hiezu sei auch eine staatsaufsichtliche Genehmigung nicht erforderlich. Darüber hinaus wurden am 28. Dezember 1912 oberpolizeiliche Vorschriften zur Regelung der Feuerbestattung in Bayern erlassen (Feuerbestattungsverordnung), die am 14. Januar 1913 in Kraft traten. Aufgrund der im November 1911 getroffenen Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs erfolgte rasch, Anfang 1912, die baupolizeiliche Genehmigung der Pläne für die Krematoriumsanlage in Nürnberg, und der Nürnberger Magistrat entschied am 24. April 1912 definitiv, einen Einäscherungs-Ofen im Kellerbereich der Gedächtnishalle einbauen zu lassen.

Bereits am 11. April 1912 war mit der Errichtung der Gedächtnishalle mit integrierter Einäscherungsanlage auf dem Westfriedhof begonnen worden. Der Neubau schloss sich

nördlich an die im Herbst 1910 eingeweihte Urnenhalle an, [d]er Übergang wird durch einen [rund 35 Meter hohen Uhr- und] Glockenturm vermittelt und durch eine steinerne Wendeltreppe hergestellt. Der sogenannte Gedächtnisraum (damals auch für Feiern bei Erdbestattungen verwendet, heute Halle oder Aussegnungsraum 1) erstreckt sich über zwei Stockwerke, der Einäscherungssofen der Stuttgarter Firma Ruppmann befand sich im ersten Untergeschoss, die *Einfahrtsvorrichtung in den Verbrennungsraum* lieferte das Chemnitzer Unternehmen Burckhardt & Ziesler. Die *monumental wirkende, einfach gehaltene und würdige* Gesamtanlage ist durch einen eher verhaltenen, aber eindeutigen Jugendstilcharakter gekennzeichnet. Der plastische Schmuck des Krematoriumsgebäudes konzentriert sich auf den stattlichen Haupteingang. Dabei übernahm [d]ie *Ausführung der Pfeilerreliefs* der Bildhauer, Medailleur und Kunsthandwerker Philipp Kittler (1861–1944), die übrige Ausschmückung des Portals lag in den Händen des Steinbildhauers Hermann Schiemer (1881–1932), der die Arbeit und Werkstatt seines Vaters, des Bildhauers Johann Baptist Schiemer (1853–1912), fortführte, und des seit 1898 in Nürnberg tätigen Bildhauers sowie Mosaik- und Glasgestalters Joseph Albert. Die heute nicht mehr vorhandene Originalbemalung der Wände des großzügigen Aussegnungsraums *in hellen, leichtgetönten Farben* und mit *einer Art Mosaik-Imitation* wurde durch den Kunstmaler Egge vorgenommen. Der Gedächtnisraum konnte erst ab dem 7. Dezember 1913 genutzt werden, und in nordöstlicher Richtung sollte die Gesamtanlage in naher Zukunft um *eine Unterstandshalle, eine Leichenhalle, ein Pfortnerhaus* erweitert werden, zudem war die Grundlage für den Einbau eines zweiten Einäscherungssofens geschaffen worden. Das Krematorium mitsamt dem Turmanbau und dem Kolumbarium steht mittlerweile unter Denkmalschutz.

Der reguläre Einäscherungsbetrieb war jedoch bereits im Mai 1913 aufgenommen worden: Nach Probeverbrennungen verstorbener Tiere am 8., 10. und 11. April sowie der Wiederaufnahme des Probebetriebs am 16. Mai im Anschluss an die offizielle Inbetriebnahme am 15. Mai wurde die erste Einäscherung einer menschlichen Leiche – *der [...] des Herrn [städtischen] Rektors a. D. Max Eichholz*, der in

Der Gesamtkomplex des Nürnberger Krematoriums auf dem Westfriedhof im Jahr nach der Vollendung aus südöstlicher Richtung aufgenommen. Dem Kolumbarium schließt sich nach Norden der Glockenturm als Übergang und die mächtige Gedächtnishalle mit der Einäscherungsanlage an. Foto Hochbauamt, 1914. (StadtAN A 38 Nr. D-161-9)





Blick von der Empore der Gedächtnishalle des Nürnberger Westfriedhofs auf die Apsis mit der Sargversenkungsvorrichtung mit einem darauf aufgebahrten Sarg und reichem Blumenschmuck. Foto Hochbauamt, 1914. (StadtAN A 38 Nr. D-161-3)

Nürnberg gelebt hatte (geboren zwischen Mitte Juni und Mitte August 1850, gestorben am 16. Mai 1913) – am 19. Mai vorgenommen. Die beiden nächsten Einäscherungen fanden am 22. Mai statt, es handelte sich um die Leichname des Konditors Paul Heydner und des Schmieds Michael Dürschinger, die beide ebenfalls ihren Wohnsitz in Nürnberg hatten. Bis Ende Mai erfolgten noch zwei weitere und bis zum Jahresende insgesamt 90 Einäscherungen. Besonders positiv wurde durch den „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ gewertet, *daß sowohl die protestantische, wie die jüdische Geistlichkeit in vollem Ornat im Krematorium amtiert und daß weitaus die meisten Feuerbestattungen mit einer religiösen Feier verbunden sind.*

Zwar handelte es sich bei dem Nürnberger Krematorium um die erste ausschließlich zum Zweck der Einäscherung menschlicher Leichen bestimmte bayerische Anlage, doch fanden die ersten neuzeitlichen Einäscherungen von Leichnamen in Bayern schon seit 1912 in München statt. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gab es im östlichen Wirtschaftshof des Ostfriedhofs einen behelfsmäßigen Ofen, „der zur Verbrennung von Sargbrettern und Trauerkränzen“ verwendet wurde. Dieser Verbrennungsofen wurde bis Mai 1909 dermaßen ertüchtigt, dass er als Einäscherungsofen für menschliche Leichen dienen konnte. Fortan wurde dort *in außerordentlichen Fällen die Einäscherung von Leichenresten und Anatomieleichen* vorgenommen. Infolge des einschlägigen Beschlusses des Verwaltungsgerichtshofs vom 13. November 1911 war am 28. November 1912 endlich die erste offizielle Einäscherung möglich geworden; 1912 wurden insgesamt 50 Leichname eingeäschert, 1913 301. An die Stelle dieses „Notkrematoriums“ trat 1929 ein neu erbautes „richtiges“ Krematorium, das sich bis heute auf dem Areal des Ostfriedhofs befindet.



Briefkopf eines Schreibens des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ an den Magistrat der Stadt Nürnberg vom 24.3.1917. Links und rechts Abbildung der Vorder- bzw. Rückseite der bronzenen Preismedaille, die der „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ infolge der Teilnahme an der Bayerischen Jubiläums-Landes-Ausstellung 1906 errungen hatte. (StadtAN C 7/V Nr. 1656)

Mit dem Abschluss des Jahres 1913 hatte der „Nürnberger Feuerbestattungsverein“, der schon seit Jahren nach dem 1874 in Berlin gegründeten „Verein für Feuerbestattung“ (mit 5.272 Mitgliedern Ende 1910) der zweitgrößte Feuerbestattungsverein im deutschen Sprachraum war (mit 4.320 Mitgliedern Ende 1910), seine drei Hauptziele erreicht: Er ermöglichte in finanzieller Hinsicht die Einäscherung verstorbener Vereinsmitglieder, die wahlweise Feuerbestattung war 1911/12 auch in Bayern Wirklichkeit geworden, und bis 1913 war in Nürnberg ein Krematorium entstanden. Nach einem kurzen letzten Mitgliederaufschwung unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, wurde der Verein



Mitgliedskarte des „Kremationsvereins Nürnberg“, um 1911. (StadtAN E 6/393 Nr. 1)

infolge der Inflation und seines bedingten Anschlusses [im Jahr 1922] an die „Versicherungsgesellschaft Bayern“ [= wohl die 1922 in München ins Leben gerufene „Bayern – Öffentliche Anstalt für Volks- und Lebensversicherung“, seit 1963 „Bayern-Versicherung“] zu Grunde gerichtet. 1925 wurde der Verein Teil der 1918 in Berlin ins Leben gerufenen „Deutschen Feuerbestattungskasse flamma“, die seit 1925 eine Geschäftsstelle für Nordbayern mit Zahlstelle in Nürnberg unterhielt und bis Mitte der 1930er Jahre hier nachweisbar ist. Da der „Nürnberger Feuerbestattungsverein“ keinen Bestand mehr hatte und somit

auch keine Tätigkeit mehr entfalten konnte, galt er 1926 als aufgelöst, seine Streichung im städtischen Vereinsverzeichnis wurde angeordnet.

Noch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs war in Nürnberg ein zweiter Feuerbestattungsverein entstanden, der am 4. Juli 1910 gegründete „Kremationsverein Nürnberg“ (seit etwa Mitte der 1920er Jahre mit dem Zusatz „Verein für Feuerbestattung“ und der zeitweiligen Erweiterung „Nürnberg-Fürth“). Dieser Verein, dessen Bestreben, *die Idee der Feuerbestattung zu fördern, die Errichtung eines Krematoriums in Nürnberg zu erwirken und die Feuerbestattung seiner Mitglieder zu ermöglichen*, in hohem Maße dem Anliegen des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ entsprach, war vermutlich sehr viel stärker auf Arbeiterinnen und Arbeiter ausgerichtet als der „Nürnberger Feuerbestattungsverein“, denn der Ende März 1911 gewählte mehrjährige Erste Vorsitzende, der jüdische Mediziner Dr. Isidor Frommholz (1877–1939), engagierte sich für die gesundheitlichen Interessen des Arbeiterstandes. So veröffentlichte er 1930 in der von der Arbeiter-Turn- und Sportschule in Leipzig herausgegebenen Reihe „Merkblätter für Lehrgänge“ als 59. Schrift „Eigentümlichkeiten des Arbeiterkindes in körperlicher, geistiger und gefühlsmäßiger Beziehung“. Die Entwicklung der Mitgliederzahl des „Kremationsvereins Nürnberg“, der wie auch andere Feuerbestattungsvereine in der ersten Hälfte der 1930er Jahre rege nachgefragte Führungen im Nürnberger Krematorium anbot, verlief vor dem Ersten Weltkrieg recht erfreulich: Ende des Jahres 1910 wurden an die 200 Mitglieder gezählt, 1911 211, 1914 693, und bis zum Jahresende 1915 ging die Zahl kriegsbedingt leicht auf 684 zurück. Der zuletzt am Webersplatz 11 ansässige Verein, dessen Weiterbestehen in den 1920er Jahren wohl durch den Wegfall des „Nürnberger Feuerbestattungsvereins“ begünstigt worden war, befand sich seit 1934 in Liquidation.

Die Geschäfte des „Kremationsvereins Nürnberg“ führte der Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit (VVaG) „Großdeutsche Feuerbestattung“ fort, der im Zuge der sogenann-

ten Gleichschaltungsphase während des „Dritten Reichs“ aus dem Zusammenschluss von zwölf Feuerbestattungsversicherungen, darunter als mit Abstand mitgliederstärkste der ehemalige, 1913 in Neukölln aus dem Arbeitermilieu heraus gegründete „Volks-Feuerbestattungsverein Groß-Berlin VVAG“ (später „Volks-Feuerbestattung VVaG“, häufig nur „Volksfeuer“ genannt), hervorgegangen war und seit Mitte der 1930er Jahre eine Geschäfts- und Zahlstelle im Anwesen Webersplatz 11 unterhielt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war der „Volks-Feuerbestattung VVaG“ als erneut eigenständiges Unternehmen auch wieder in Nürnberg mit einer Geschäftsstelle präsent und organisierte seit Anfang der 1950er Jahre ebenso wie das Nürnberger Bestattungsamt (ab Oktober 1966 Bestattungsanstalt) manche Besichtigung im Krematorium auf dem Westfriedhof. Durch die Fusion der „Volks-Feuerbestattung VVaG“ mit der „Alte Vaterländische Lebensversicherung aG [= auf Gegenseitigkeit]“ 1962 wurde die „Ideal Lebensversicherung aG“ ins Leben gerufen; die „Ideal Versicherung“ ist der Rechtsnachfolger des „Kremationsvereins Nürnberg“.

Neben der 1925 geschaffenen Geschäfts- und Zahlstelle Nürnberg der „Deutschen Feuerbestattungskasse flamma“ wurde vermutlich zu Beginn dieses Jahr auch eine Nürnberger Ortsgruppe der „Neuen Feuerbestattungskasse prol[etarischer] Freidenker Leipzig“ gegründet. Zweck dieses Vereins war es, für die Feuerbestattung Propaganda zu machen und seinen Mitgliedern die Möglichkeit kostenloser Feuerbestattung zu verschaffen. Bereits am 1. Januar 1927 löste sich diese lokale Gruppe formell auf und bildete neu begründet fortan die Ortsgruppe Nürnberg des „Verbands für Freidenkertum und Feuerbestattung“ mit Sitz in Berlin (ab 1930 „Deutscher Freidenker-Verband“, dessen Rechtsnachfolger wiederum die „Ideal Versicherung“ ist), der ebenfalls mit einer völlig kostenlosen Einäscherung für seine Mitglieder warb.

Im Februar 1929 sollte diese Nürnberger Ortsgruppe nach den vertraulich gepflo-

Vorderseite eines Werbezettels des 1923 gegründeten Vereins „Neue Feuerbestattungskasse prol. Freidenker Leipzig“, um 1925. (StadtAN C 7/V Nr. 7222)

Heraus aus der Kirche?

Männer und Frauen des Volkes, ihr wollt politisch frei und mündig sein? Aber euer Wohl und Wehe wollt ihr selbst bestimmen, nicht das, was andere über euch beschließen, einfach hinnehmen? Ihr wollt nicht Menschen minderen Rechtes sein?

Wer aber hat im Bunde mit den herrschenden Gewalten euer Ringen um politische Rechte und Freiheiten stets bekämpft? — Die Kirche!

Ihr war es ja immer darum zu tun, sich die Dankbarkeit und Unterstützung der Herrschenden dadurch zu erwerben, daß sie „das Volk“ zu gehorsamen Untertanen erzog. Darauf verstand sie sich gar trefflich, weil sie von jeher von ihren Gläubigen blinden Gehorsam verlangte.

Schaffende Männer und Frauen, ihr erstrebt für euch und eure Kinder den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg? Ihr wollt nicht Hörige und Sklaven einer im Verhältnis zu eurer Klasse nur kleinen Schicht von Ausbeutern sein? Ihr wollt mit Recht euer Leben zu einem menschenwürdigeren gestalten?

Wer aber hat durch all die Jahrhunderte dies euer Streben bekämpft und euch niedergehalten? — Die Kirche!

Sie hatte ein Interesse daran, „das Volk“ in Armut und Elend leben zu lassen; umso erfolgreicher war dann ihre Predigt von einem besseren jenseitigen Leben.

Auch als Proletariat wollt ihr Anteil haben an dem, was die Wissenschaft lehrt? Mit Recht! Denn ihre Früchte sollen allen Menschen zugute kommen.

Ein bekanntes Wort sagt: Wissen ist Macht! und Bildung macht frei! — Ist es dann nicht beschämend, wenn soziale, trotzdem sie auf hohen Schulen und Universitäten die Lehren der Wissenschaft kennen gelernt haben, immer noch gegen ihre bessere Überzeugung einem wissenschaftlich nicht mehr haltbaren Glauben anhängen und, wie z. B. selbst viele akademisch gebildete Lehrer und Dozenten, solchen Glauben noch lehrend verbreiten helfen?

Wer hat von jeher die Wissenschaft gehindert und verhindert, daß das, was sie in unermüdlicher Forschungsarbeit gefunden hat, ins Volk hinein getragen wurde, vor allem zu den Kindern des Volkes in die Schulen? — Die Kirche! Einer ihrer hervorragenden Vertreter (Prof. Harnack) klagt sie dessen an.

Begreiflich ist ihr Verhalten; mußte doch verhindert werden, daß „das Volk“ denken lernte und „aufgeklärt“ wurde. Man fürchtete, daß es bei einigen Nachdenken an der Nichtigkeit der Kirchenlehre zu zweifeln beginne und damit den ersten Schritt zum Abfall von der Kirche tue. Man fürchtete weiter, daß „das Volk“, aufgeklärt über die wahren Ursachen seines Elends, mit seinem Loos immer unzufriedener werden und sich gegen die Verschulder dieses Elends „auflehnen“ könnte.

Väter und Mütter, ihr wollt doch eure Kinder davor bewahren, daß ihnen in der Schule Anschauungen übermitteln werden, die dem heutigen Stande der Wissenschaft vollständig widersprechen, daß sie an Veranstellungen teilnehmen müssen, mit denen ihr als Eltern nicht mehr einverstanden seid?

Wer aber sucht die Schule auch heute noch im Sinne einer mittelalterlichen Weltanschauung zu beeinflussen, sucht sie auch heute noch zu knechten? — Die Kirche!

Bedenkt vor allem, Mütter und Frauen, wie sehr von eurer Gesinnung, eurem Tun und Lassen Macht oder Ohnmacht der Kirche abhängig ist!

Auf allen Gebieten, dem politischen, wirtschaftlich-sozialen und geistigen, hat sich die Kirche als eine durchaus fortschrittsfeindliche und reaktionäre Macht erwiesen, im innigsten Bunde mit anderen Mächten, wie Kapitalismus und Militarismus.

Darum muß sie bekämpft werden! Der erste, notwendige und wichtigste Schritt hierzu ist aber der Austritt aus der Kirche. Unterstützt euren Feind nicht noch, indem ihr seine Reichen und damit seine Macht, wenn auch unbewußt und ungewollt, verstärken helft. Die Regierenden haben immer hingewiesen — und sie tun es noch heute — auf die große Zahl derer, die noch zur Kirche gehören. Also, sagen sie, ist die Kirche doch ein Bedürfnis, wir müssen deshalb auf sie Rücksicht nehmen, sie stützen und unterstützen. — Ob ein sehr großer Teil sich nur noch äußerlich zu ihr bekennt, danach fragen die Regierenden so wenig wie die Kirche selber.

Heraus aus der Kirche! Das ist jeder, Mann oder Frau, alt oder jung, der von ihr nichts mehr wissen will, sich selber schuldig; denn man soll ehrlich nicht nur gegen andere, sondern auch — gegen sich selbst sein.

Heraus aus der Kirche! Das ist auch deshalb nötig, um die anderen, die den Schritt schon getan haben, in ihrem Kampfe nicht allein zu lassen. Nur durch Zusammenhinhalt ist im Kampfe der Sieg zu erreichen. Drum handle jeder denkende, freizeitsliebende, nach besseren, menschenwürdigeren Zuständen ringende Mensch nach der Parole:

Kampf gegen die Kirche! Heraus aus der Kirche!

Zögere nicht länger, gehe mit einem Ausweis über deine Person auf das zuständige Standesamt und erkläre deinen Austritt aus der Kirche!

Neue Feuerbestattungskasse prol. Freidenker Leipzig, e. V.

im Ortsartikel der Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände der deutschen Republik.

Druck: Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig

Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung E.V.

Sitz Berlin

Mitglied der Internationale Proletarischer Freidenker, Sitz Wien
Mitglied der Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände
Kartelliert mit dem Arbeiter-Feuerbestattungsverein „Die Flamme“, Wien
Hauptverwaltung: BERLIN SW 29, Gneisenaustraße 41 : Fernsprecher: F 6 (Baerwald), 5311, 7384
Geöffnet von 9 bis 3 Uhr ♦ ♦ Sonabends von 9 bis 1 Uhr

Beitrittserklärung

ausgefertigt in Ortsgruppe Nr.

(Stempel)

Personallen lesbar ausfüllen! Letztwillige Verfügung beibringen!

Ich erkläre hiermit durch eigenhändige Namensunterschrift meinen Beitritt zum „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung E.V.“, Sitz Berlin, mit dem Bemerken, daß ich den Inhalt der Verbandssatzungen, (s. Rückseite) des Programms und der Bestattungsordnung als für mich bindend anerkenne.

Eingetreten am in Beitragsgr. Mitglieds-Nr.

Name:
(Eigenhändige Unterschrift, bei Frauen auch der Geburtsname)

Geburtsdatum: Geburtsort:
(Tag, Monat, Jahr)

Wohnort:
(Falls Berlin, Postamt angeben)

Straße u. Nr.
(Genau angeben, ob Vorderhaus, Quergebäude, rechter oder linker Seitentügel, Stockwerk usw.)

Hier abtrennen!

Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung E.V. ♦ Sitz Berlin
Hauptverwaltung: Berlin SW 29, Gneisenaustr. 41 :: Geöffnet 9 bis 3, Sonabends 9 bis 1 Uhr

Betrag für die Eintrittsmarke sowie für Beitrag zusammen M. Pf.

von Herrn — Frau

erhalten zu haben, bescheinigt am 192

Name: Zahlstelle Nr.
(Stempel)

Wer nicht innerhalb 4 Wochen im Besitz des Mitgliedsbuches ist, wende sich zunächst an den Kassierer, wo die Anmeldung erfolgte, und im Fall das Buch dort nicht erhältlich, an die Zentralverwaltung.

genen Erhebungen höchstens 80–100 Mitglieder umfassen, doch schon Anfang Januar 1930 spalteten sich davon 98 % [...] mit etwa 400 Kommunisten ab und schlossen sich der „Vereinigung oppositioneller Freidenker e. V. (mit Feuerbestattungskasse)“ in Gotha an, die sich nicht zuletzt der Verbreitung der Feuerbestattung verpflichtet hatte und der auch das Vermögen der neuen Ortsgruppe Nürnberg übertragen wurde. Die restlichen etwa 20 Mann, meist Sozialdemokraten, verblieben in der Ortsgruppe Nürnberg des „Verbands für Freidenkertum und Feuerbestattung“; Aktivitäten lassen sich anhand des einschlägigen Vereinspolizeiakts über das Jahr 1930 hinaus nicht aufzeigen. Die „Vereinigung oppositioneller Freidenker e. V. (mit Feuerbestattungskasse)“ ging Mitte März 1931 im neu gebildeten „Verband proletarischer Freidenker Deutschlands“ mit Sitz in Leipzig auf. Dieser wurde wenig später, mittels der „Verordnung des Reichspräsidenten zur Auflösung der kommunistischen Gottlosenorganisationen vom 3. Mai 1932“, beseitigt. Nur zwei Jahre darauf, in der Frühphase der NS-Diktatur, erfolgte durch das von Reichskanzler (seit 1933) Adolf Hitler (1889–1945) und Reichsinnenminister

(1933–1943) Wilhelm Frick (1877–1946) unterzeichnete Gesetz über die Feuerbestattung vom 15. Mai 1934 deren vollständige rechtliche Gleichstellung mit der Erdbestattung.

Da die Nutzung des Nürnberger Krematoriums nach seiner Inbetriebnahme umgehend in erfreulichen Bahnen verlief – 1914 wurden 238 und 1915 250 Einäscherungen durchgeführt – wurde mitten während des Ersten Weltkriegs, 1916/17, ein zweiter, verbesserter Einäscherungssofen, wiederum des „Systems Ruppman“, im Kellergeschoss der Gedächtnishalle installiert und nach der geglückten Probekremierung am 7. Dezember 1916 mit Leiche 901 am 8. März 1918 in den Regelbetrieb übernommen. Die kriegsbedingten Metallbeschlagnahmeaktionen führten im September 1917 auch zum Ersatz der kupfernen Gedächtnishallenkuppel durch Weißblech und Ruberoid (= eine spezielle Baupappe, vorwiegend zur Dachabdeckung verwendet).

Zu Beginn der 1920er Jahre, die von einem langsamen, doch stetigen Anwachsen der Einäscherungszahlen von 274 im Jahr 1920 auf 717 im Jahr 1930 gekennzeichnet waren,

Beitrittserklärung (Vorderseite) für den 1927 gegründeten „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung“ in Berlin, um 1928. (StadtAN C 7/V Nr. 6065)

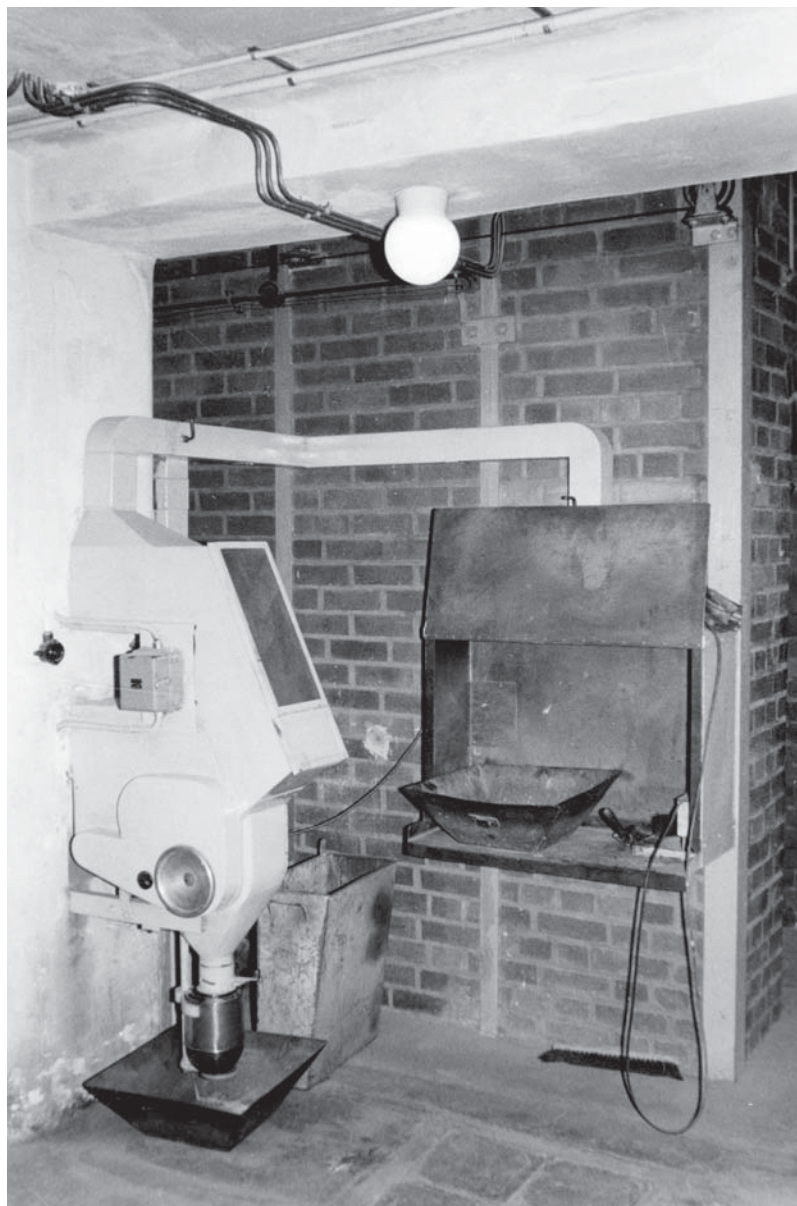
kam es in Nürnberg unter dem Eindruck einer höchst schwierigen, zunehmend von der sich dramatisch steigernden Inflation dominierten Wirtschaftsentwicklung Ende 1922 *nach Augsburger Muster* vorübergehend zur Nutzung des „Feuerbestattungsleihsarges“: Der auf einer *Einsatzbahre* ruhende Leichnam wurde nach der Trauerfeier *auf der Bahre liegend* [...] *aus dem Sarge genommen und in den Verbrennungsofen eingeführt*. Zwischen 1926 und 1929 wurde die umfassende Instandsetzung der Innenräume der Gedächtnishalle vorgenommen, wobei unter anderem der Einbau einer *Rauch- und Rußabsaugungsanlage im Einäscherungsraum* und die Ausbesserung der zwei bestehenden Einäscherungsöfen erfolgte.



Titelblatt der *Satzungen und Bestattungsordnung* der „Vereinigung oppositioneller Freidenker e. V. (mit Feuerbestattungskasse)“ in Gotha, 1930. (StadtAN C 7/V Nr. 6720)

Der sprunghafte Anstieg der Einäscherungszahl von 867 im Jahr 1934 auf 1.019 im Jahr 1935 – erstmals lag der Jahreswert über 1.000 und wuchs bis 1940 auf 1.777 an – ließ sich im Wesentlichen auf das 1934 verabschiedete „Reichsfeuerbestattungsgesetz“ zurückführen, wodurch *die Beantragung der Feuerbestattung* durch Angehörige Verstorbener sehr viel unkomplizierter geworden war. Aufgrund dessen kam es zur Aufstellung eines dritten, nun nicht mehr koks-, sondern gasbefeuerteren und am 26. August 1936 in Betrieb gegangenen Einäscherungs-ofens in einem neu errichteten Anbau westlich der Gedächtnishalle; dieser Platz entwickelte sich zum zentralen, noch heute genutzten Standort der Einäscherungsanlage. Eine weitere dauerhafte Folge war, dass die Urnenabteilungen des Westfriedhofs wie auch der meisten anderen Friedhöfe Nürnbergs mit Fortschreiten des 20. Jahrhunderts, da *ein dringender Bedarf* bestand, kontinuierlich ausgebaut wurden. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, ab etwa Mitte des Jahres 1944, kam es schließlich zur Einäscherung einer Vielzahl von Häftlingen des Konzentrationslagers Flossenbürg, die zumeist in dessen größtem Außenlager Hersbruck zu Tode gekommen waren. Auch Opfer des sogenannten Arbeitserziehungslagers in Langenzenn wurden in den letzten zwei Kriegsjahren hier eingäschert.

Noch vor Kriegsende musste der Einäscherungsbetrieb im Nürnberger Krematorium wegen Koksman-gels im Februar 1945 eingestellt werden; bis dahin hatten 411 Einäscherungen stattgefunden. Obgleich die in den letzten Kriegsmonaten eingetretenen Schäden im Vergleich zu vielen anderen Gebäudeschäden in Nürnberg nicht allzu gravierend und letztlich gut behebbar waren, ruhte 1946 der Einäscherungsbetrieb. Erst am 10. Septem-



Aschenzerkleinerungs- und -abfüllmaschine neben einem Einäscherungssofen des Nürnberger Krematoriums. Foto, um 1960. (StadtAN C 58 Nr. 182)

ber 1947 war die Anlage wieder vollständig benutzbar. Bis Jahresende erfolgten 341 Einäscherungen, 1948 waren es bereits 1.372 und 1949 1.299, demnach handelte es sich bei rund 30 Prozent aller Bestattungen Ende der 1940er Jahre in Nürnberg um Feuerbestattungen. Trotz leicht schwankenden Verlaufs setzte sich diese sukzessive immer mehr durch, 1950 lag der Wert bei 1.570 (bei 3.488 Erdbestattungen), 1960 bei 2.994 (bei 3.816 Erdbestattungen) und 1970 bei 4.520 (bei 3.487 Erdbestattungen). 1968 überstieg die Gesamtzahl, das heißt der aus dem Stadtgebiet und von auswärts stammenden, im Krematorium eingeäscherten Leichname mit 4.305 zum ersten Mal und fortan immer die der Erdbestattungen im Stadtgebiet mit 3.633. Gleiches trat nur drei Jahre darauf für das Verhältnis von Erd- und Urnenbestattungen ein, Letztere überwiegen in Nürnberg seit 1971 (3.245 im Vergleich zu 3.570, bei 4.555 Einäscherungen in diesem Jahr). Ende der 1970er Jahre, 1979, betrug die Zahl der Kremierungen 4.772, und es wurden 3.836 Urnenbeisetzungen und 2.979 Erdbestattungen vorgenommen. Im Juli 1949 hatte die Urnenhalle eine grundlegende Überholung erfahren, und schon 1950/51 wurde ein neuartiger, brennstoffsparender sogenannter Gasverbren-

nungssofen eingebaut, zu dem sich dank der weiter wachsenden Nachfrage nach Feuerbestattungen ein am 3. März 1955 in Betrieb genommener zweiter derartiger Ofen gesellte.

Umfangreiche Baumaßnahmen bestimmten die Jahre 1957 bis 1959. Eine bis heute prägende Wirkung entfaltete hierbei der Umbau und insbesondere die künstlerische Neugestaltung der sogenannten Feierhalle des Gedächtnishallenkomplexes durch den Innenarchitekten, Bildhauer und Maler Wunibald Puchner (1915–2009), den Bildhauer Hermann Schorer (1909–1989) und den Kunstmaler Hannes (Hans) Wiedemann (1924–2011). Die Trauerhalle konnte ab November 1958 wieder genutzt werden. Des Weiteren wurden 1959 die Glocken aus dem Turmbau des Krematoriums entfernt und in den

Glockenturm der Leichenhalle (die heutige „Aussegnungshalle Erde“) des Westfriedhofs verbracht sowie die Installation zweier zeitgemäßen Ansprüchen genügenden Einäscherungsöfen vorgenommen; die Gesamtkapazität lag nunmehr bei etwa 4.000 Einäscherungen pro Jahr. Eine Leichenhalle, eine zweite „Feierhalle“ (heute Halle oder Aussegnungsraum 2) sowie Büro- und Nebenräume entstanden als nordöstlicher Erweiterungsbau der Gedächtnishalle bis Juni 1962.

Fast 20 Jahre nach der letzten größeren Baumaßnahme war dann jedoch eine grundlegende Erneuerung der in die Jahre gekommenen und sehr reparaturanfälligen Einäscherungsanlage dringend geboten. 1975/76 wurde dafür direkt westlich der Gedächtnishalle ein Neubau mit vier vollautomatischen Einäscherungsöfen erstellt, die am 9. Juni 1976 ihren Betrieb aufnahmen. Außerdem erfolgte die Errichtung eines Werkdienstgebäudes und einer Blumenhalle. Allerdings erzwang der als Folge der großen thermischen Unterschiede während des Krematoriumsbetriebs eintretende enorme Verschleiß, verursacht durch eine rasche Materialermüdung, nach nur gut vier Jahren eine erneute, kaum mehr aufschiebbare Baumaßnahme: die *Instandsetzung der Ausmauerung an den Einäscherungsöfen*.

Zwar traten über die Jahre hinweg nach wie vor kleinere wie größere Schwankungen bei den Einäscherungszahlen auf – in jüngster Zeit auch verursacht durch die mittlerweile gegebene Konkurrenz privater Krematorien –, doch insgesamt kam es ab den 1980er Jahren im Vergleich mit den Jahrzehnten zuvor zu einem nochmaligen merklichen Einäscherungszuwachs. 1980 wurden im Nürnberger Krematorium 4.550 Leichname eingeäschert, 1990 4.812, 2000 6.135, 2005 6.420, 2010 5.281, und 2015 wurden 5.268, 2016 5.566 sowie 2017 5.674 Kremierungen durchgeführt; ein bisheriger Höchststand wurde 2003 mit 6.725 Einäscherungen erreicht. Ent-



Blick in südwestlicher Richtung auf den von Hannes Wiedemann (1924–2011) ausgeführten Fries (Wachstechnik auf Goldgrund) der Emporenbrüstung und die Orgel bzw. in nordöstlicher Richtung auf die Apsis mit der Sargversenkungsvorrichtung und dem trotz gravierender Bedenken innerhalb der Nürnberger Stadtverwaltung hinsichtlich der eigentlich gebotenen weltanschaulichen Neutralität darüber angebrachten, von Hermann Schorer (1909–1989) geschaffenen Bronzekreuz mit Auferstehungsrelief des 1958 unter der Leitung von Wunibald Puchner (1915–2009) neu gestalteten imposanten Trauerraums der Gedächtnishalle. Fotos, um 1960. (StadtAN C 58 Nr. 182)

Die westlich der Gedächtnishalle des Nürnberger Westfriedhofs angebaute, 1976 fertiggestellte Einäscherungsanlage mit den beiden markanten, jeweils 25 Meter hohen Stahlrohrschornsteinen. Foto Hochbauamt, Juli 1978. (StadtAN A 55 Nr. III-39-14-9)



sprechend gestaltete sich der Verlauf des Verhältnisses von Erd- zu Urnenbestattungen: Standen vor über drei Jahrzehnten, 1985, 2.579 Erdbestattungen schon 3.737 Urnenbeisetzungen gegenüber (40,83 zu 59,17 Prozent), so waren es zuletzt, 2017, nur noch 1.476 Erdbestattungen und 3.838 Urnenbeisetzungen (27,78 zu 72,22 Prozent) – somit findet in Nürnberg kaum mehr ein Viertel aller Verstorbenen die letzte Ruhe in einem Erdbegräbnis. Bundesweit überstieg die Zahl der Urnenbeisetzungen die der Erdbestattungen zum ersten Mal im Jahr 2011.

Begleitet wurde diese Entwicklung von häufigen, zum Teil umfänglichen Modernisierungen des Nürnberger Krematoriums. Um den Schadstoffausstoß zu verringern, wurden zwischen 1998 und 2000 zwei neue Öfen und eine zeitgemäße Filteranlage eingebaut sowie



Vorderseite der vier neuen, 1976 in Betrieb gegangenen Einäscherungsöfen des Nürnberger Krematoriums. Foto Hochbauamt, Juni 1978. (StadtAN A 55 Nr. III-39-16-9)

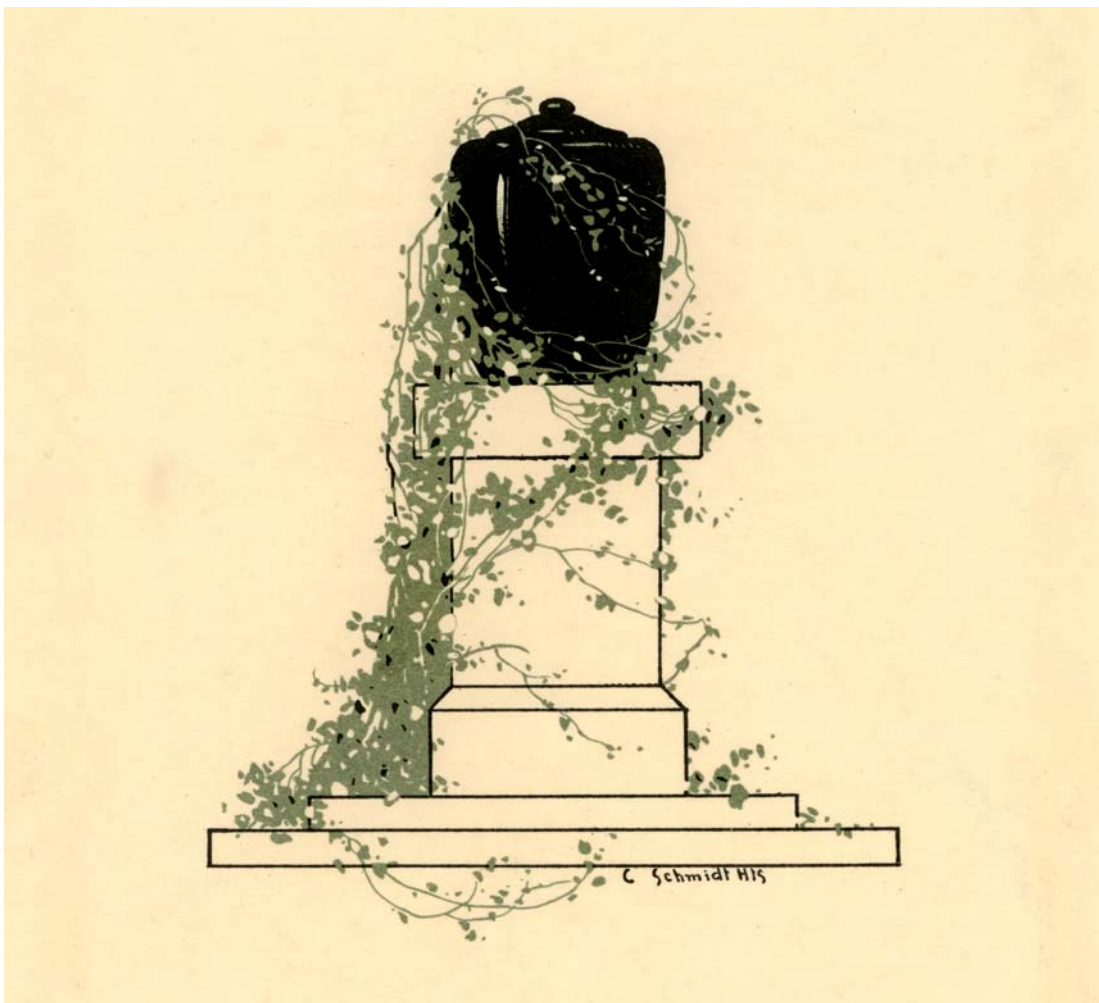


Der heutige Zustand der Ostfassade des zentralen Krematoriumsgebäudes auf dem Nürnberger Westfriedhof. Auf den Frontseiten der beiden Pfeilerstreben des Haupteingangs sind die von Philipp Kittler (1861–1944) gestalteten Figurengruppenreliefs zu erkennen. In der linken Bildhälfte ist noch der Abschluss des ehemaligen Glockenturms zu sehen sowie der obere Gebäudeteil des mittlerweile außer Betrieb genommenen Kolumbariums. Foto Stadtarchiv Nürnberg: Fabian Bujnoch, 19.7.2018. (StadtAN A 96 Nr. 4946)



Teilansicht der unmittelbar östlich des Kolumbariums gelegenen raumsparenden Urnennischenwand I des Westfriedhofs, deren Belegung gegen Mitte der 1960er Jahre begann und die 2016–2018 einer grundlegenden Erneuerung unterzogen wurde. Foto Stadtarchiv Nürnberg: Fabian Bujnoch, 19.7.2018. (StadtAN A 96 Nr. 4947)

eine computergesteuerte Steuerungs- und Kontrollanlage installiert. Trotzdem galt die Einäscherungsanlage bereits seit 2008 sogar als Generalsanierungsfall. Deshalb erfolgte im Zuge des drängenden, von 2010 bis 2012 vorgenommenen modernisierenden Komplettumbaus die Erneuerung dreier gasbetriebener Einäscherungsöfen – deren Kapazität damit bei maximal 7.500 Einäscherungen pro Jahr liegt und von denen einer wegen seiner verbreiterten Öffnung für die Aufnahme übergroßer Särge (für stark adipöse Verstorbene) geeignet ist – mit dem Ziel einer erheblichen Energieeinsparung, der Rückbau des vierten Ofens, die erhebliche Verbesserung der Abgasreinigung sowie die gänzliche Erneuerung der Kühlräume. Für die nahe Zukunft steht eine umfangreiche Renovierung der maroden Dachlandschaft des Gedächtnishallenbaus an. Seit 2015 gehört das Nürnberger Krematorium zu den „Kontrollierten Krematorien“ Deutschlands, die besonders hohen, über die gesetzlich vorgeschriebenen Kriterien hinausgehenden technischen, organisatorischen und ethischen Anforderungen genügen. Darüber hinaus wird es seit dem 1. März 2018 als Bestattungswirtschaftsbetrieb geführt, der seine Leistungen privatrechtlich erbringt und damit außerhalb der Bestattungs- und Friedhofsgebührensatzung der Stadt Nürnberg abrechnet.



Urne auf Sockel,
pflanzenumrankt. Litho-
grafie, 1909. (StadtAN
A 31 Nr. 509)

Bernd Schneider:

Der kurzlebige Ziegelsteiner Friedhof und der provisorische Militärfriedhof in Buchenbühl

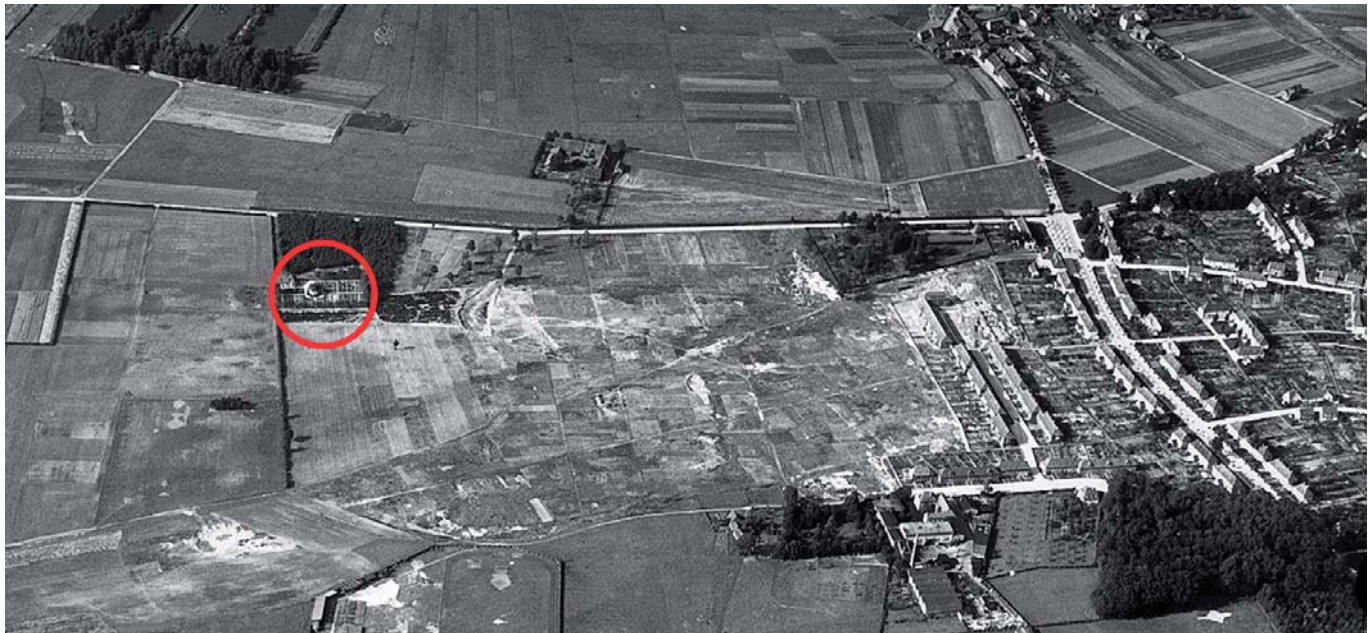
Der für Ziegelsteins Einwohnerinnen und Einwohner zuständige Friedhof war über Jahrhunderte der von St. Jobst gewesen. Der Weg in die Kirche für die Einwohnerschaft Ziegelsteins verlief über die heutige Hiltpoltsteiner Straße, dann die Schafhofstraße, am Spitalhof vorbei durch die Ewaldstraße, den Thumberger Weg, den Steinplattenweg und den Kreittmayrweg – eine wahrlich lange Wegstrecke. Deshalb wurde 1909 für die Bewohnerinnen und Bewohner Ziegelsteins beim ehemaligen Föhrenwald südlich der Marienbergstraße endlich ein eigener Friedhof geschaffen, der am Ostermontag 1910 eröffnet werden konnte. Er umfasste 9.540 m² und befand sich in der Nordostecke des heutigen Marienbergparks. Sogar der Platz für den Bau einer eigenen Kirche war eingeplant worden.

Das Leichenhaus des Ziegelsteiner Friedhofs, in dem sich außerdem die Wohnung des Totengräbers befand. Foto Hochbauamt, 1938. (StadtAN A 38 Nr. G-48-4)

Mit diesem markanten, ein auffälliges Runddach aufweisenden Mausoleum der Familie Ehemann verfügte der Ziegelsteiner Friedhof über einen eher ungewöhnlichen Begräbnisort. Foto Hochbauamt, 1938. (StadtAN A 38 Nr. G-48-5)



Auf dem Friedhof entstanden allerdings nur zwei Gebäude. Zum einen das Leichenhaus mit zwei Glockentürmchen, das zudem die Wohnung des Totengräbers beherbergte (dieses Amt hatte ein Mann namens Heinrich Nothhaft inne). Zum anderen gab es das 1912 erbaute Mausoleum der Familie Ehemann, der Familie des langjährigen Bürgermeisters von Ziegelstein. Auf einem Luftbild von Ziegelstein, das um 1927 entstand, sind die beiden Gebäude auf dem Friedhof zu erkennen. Zwischen diesem und der Marienbergstraße erstreckte sich ein bewaldetes Grundstück, das eine annähernd quadratische Grundform aufwies.



Der Ziegelsteiner Friedhof befand sich südlich der Marienbergstraße, im Anschluss an ein Waldgrundstück. Am rechten Bildrand ist die von Häuserzeilen eingerahmte Ziegelsteinstraße gut zu erkennen. Luftbild (Ausschnitt) Photogrammetrie München, August 1926. (StadtAN A 97 Nr. 37)

Probleme mit dem Friedhof traten wegen dem Grundwasserstand und einem in der Nähe liegenden Grundwasserbrunnen auf. So durften die Toten in maximal eineinhalb Meter Tiefe bestattet werden – und auch nur eine Leiche pro Grabstelle. Die Nutzungsrechte der Gräber wiesen eine lange Laufzeit auf und hätten oft über das Jahr 2000 hinaus bestanden: Das letzte Grabrecht sollte erst 2021 enden. Die damaligen Grabgebühren sind detailliert in der von Julius Kelber verfassten Schrift „Die ehemalige Dorfgemeinde Ziegelstein bis zur Eingemeindung in die Stadt Nürnberg“ (1938) aufgelistet. Seit 1923 gab es zudem den „Begräbnisverein Ziegelstein und Umgebung auf Gegenseitigkeit“, der bis heute existiert.

Ab 1928 entstand dann in unmittelbarer Nachbarschaft des Friedhofs der Nürnberger Flughafen, dessen Erweiterung aufgrund des raschen technischen Fortschritts im Luftverkehr sehr bald notwendig wurde. 1933/34 musste bereits der Weiler Neuhaus dem Flughafenausbau weichen. Infolge des Umstands, dass der Friedhof nun merklich in den Bereich des Flugplatzes hineinragte, wurde die Begräbnisstätte am 13. April 1938

geschlossen und ihre Auflassung eingeleitet. Als Begründung wurde ausgeführt: *Die Forderungen des Lebens müssen den Vorrang vor der Friedhofsruhe behaupten. Deshalb muss der Friedhof Ziegelstein dem Flughafen Nürnberg weichen.* Ethisch ist diese fast schon zynische Formulierung vehement zu kritisieren, zumal es gleichzeitig bereits Überlegungen gab, den Flughafen weiter nach Norden, an seinen heutigen Standort, zu verlegen. Im „Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg 1938/39“ werden des Weiteren die ungünstigen Grundwasserverhältnisse als Notwendigkeit für die Auflassung genannt.



Im August 1938 erfolgte die Exhumierung der Toten aus den 121 bestehenden Gräbern; sie wurden offenbar größtenteils auf den Westfriedhof überführt. Im „Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg 1938/39“ ist von sechs Leichenumbettungen und 329 Gebeinumbettungen die Rede. Die zwei Friedhofsbauten wurden abgebrochen und der Friedhof Ende September 1938 endgültig aufgelassen.

Familiengräber auf dem Ziegelsteiner Friedhof. Foto Hochbauamt, 1938. (StadtAN A 38 Nr. G-48-3)

Auf acht Fotografien, die das Hochbauamt der Stadt Nürnberg wohl kurz vor der Auflassung des Friedhof anfertigen ließ, sind zumindest die beiden Friedhofsgebäude sowie die Gräber gut dokumentiert. In der Zeitgeschichtlichen Sammlung des Stadtarchivs Nürnberg (Bestand: StadtAN F 7/I) sind darüber hinaus weitere, aus dem Nachlass des Journalisten Fritz Nadler (1891–1981) stammende Fotos vorhanden. Diese Aufnahmen zeigen Gräber, das Mausoleum und das Leichenhaus, aber ebenso eine Ansicht des Friedhofs mit seiner Ummauerung. Auch in der „Fränkischen Tagespost“ vom 2. August 1969 findet sich ein Artikel mit zwei Fotos von Fritz Nadler über diesen Friedhof.



Der Ziegelsteiner Friedhof schnitt tief, weit über 100 Meter, in das Flughafengelände ein, von dem es mit einer massiven Steinmauer abgegrenzt war. Foto Fritz Nadler, 1938. (StadtAN F 7/I Nr. 812)

Ein anderer, ebenfalls weitgehend in Vergessenheit geratener Friedhof hatte nach dem Zweiten Weltkrieg kurzzeitig am Buchenbühler Weg Bestand: auf einer Waldwiese, die auf den Katasterblättern des 19. Jahrhunderts als „Viehweiden“ eingezeichnet ist, jedoch in Darstellungen zur Geschichte Ziegelsteins als „Finkenlochwiese“ bezeichnet und seit 1927 von der Hockey-Gesellschaft Nürnberg (HGN) genutzt wird. Es handelte sich um einen Militärfriedhof, auf dem 1945 gefallene Soldaten oder nach dem Zweiten Weltkrieg verstorbene ehemalige Militärangehörige beigesetzt worden waren. Mehr als 1.000 im Krieg getötete US-Amerikaner wurden dort beerdigt und bald darauf in die Vereinigten Staaten überführt. Deutsche Gefallene hatten hingegen auf einer angrenzenden Wiese die letzte Ruhe gefunden. Im „Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg 1945–1949“ ist von 362 Personen die Rede, die zwischen März und August 1946 schließlich auf den Südfriedhof umgebettet worden waren.

etwa zur Hälfte vollendet. Ein zweites Ehrengrabfeld für die gefallenen und gestorbenen deutschen Soldaten ist im Entstehen. Planung und Finanzierung hat der "Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge" übernommen. 1 615 Tote sollen hier eine würdige und endgültige Ruhestätte finden. Unter ihnen befinden sich 362, welche 1945 von den Amerikanern auf einer Waldwiese bei Ziegelstein beerdigt worden waren und vom März - August 1946 nach dem Südfriedhof umgebettet wurden, und einige Hundert, die man während und nach den Kämpfen um Nürnberg provisorisch auf Plätzen, in Gärten, Anlagen und dgl. bestattet hatte.

Im „Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg 1945–1949“ findet sich im Rahmen der Berichterstattung des Bestattungsamts hinsichtlich der Entwicklung des Südfriedhofs diese kurze Nachricht über die Umbettung von 362 verstorbenen deutschen Militärangehörigen von einer Wiese neben einem provisorischen Militärfriedhof in Buchenbühl auf ein zweites so genanntes Ehrengrabfeld im Südfriedhof. (StadtAN AvPer 18 a, S. 279 [Ausschnitt])

Daniela Stadler:

Und vom Ausbau des Nordfriedhofs wird schon viel geredet. – Ein neuer Friedhof für Nürnberg

Im Sommer 1967 berichteten die Nürnberger Lokalzeitungen einmal mehr von der schon vielfach im Stadtrat geführten Debatte über die Anlage eines neuen Friedhofs im Norden der Stadt, den man als notwendig erachtete, da befürchtet wurde, die bestehenden Friedhöfe könnten an ihre Kapazitätsgrenzen stoßen. Einer der beteiligten Stadträte, der einwarf, die Stadt könne es schließlich nicht zulassen, dass im schlimmsten Fall keine Bestattungen mehr möglich seien, konnte sich angesichts der jahrelangen Diskussionen eine entsprechende Bemerkung nicht verkneifen: *Die Pläne für den Nordfriedhof konnten bereits 1965 ihr 25jähriges Dienstjubiläum im Schoß der Verwaltung feiern.* So wies schon der im Jahr 1940 erstellte Wirtschaftsplan ein Gelände für einen neuen Friedhof an der heutigen Thurn- und-Taxis-Straße (Gewerbepark Nordostpark) aus. Dem Stadtratsplenum des Jahres 1967 war offenbar nicht klar, dass der ironisch-kritische Einwurf ihres Kollegen sogar noch eine Untertreibung darstellte, tatsächlich reichen die Pläne zur Anlage eines neuen Friedhofs für die Einwohnerschaft im Norden und Osten der Stadt zurück bis in die Zeit der Weimarer Republik.

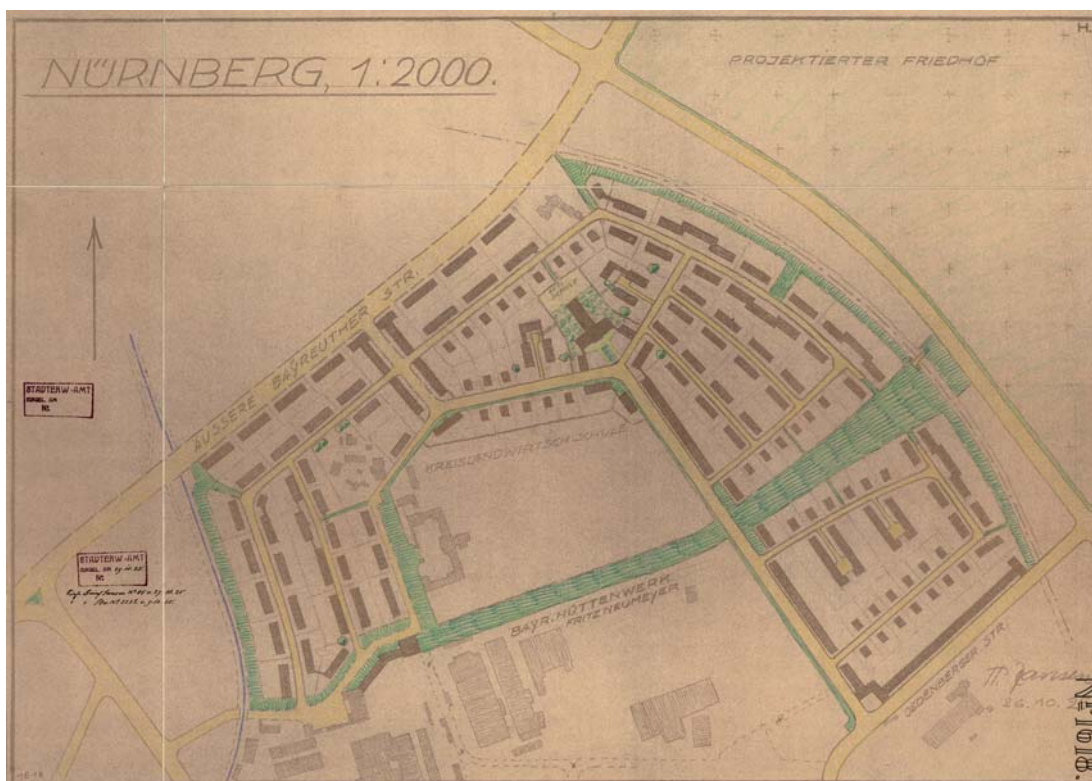
Die Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Hermann Luppe (1874–1945) hatte 1921 den Berliner Professor für Städtebau



PLANE FÜR DEN NEUEN NORDFRIEDHOF IM JULI FERTIG
Langsam reifen bei Gartenbaudirektor Kurt Ahles die Konturen des zukünftigen Nordfriedhofs, der rechts der Äußeren Bayreuther Straße, etwa in Höhe des Rotknöchleinsweges, angelegt werden soll. Etwa Ende Juli wird das ganze Projekt auf dem Papier sein Gesicht bekommen, weil bis dorthin alle zuständigen Stellen ihre Wünsche und Bedenken geäußert haben werden. Ursprünglich sollt der Nordfriedhof etwa 80 Hektar Fläche umfassen. Bodenuntersuchungen haben jedoch ergeben, daß nur etwa 50 bis 60 Hektar des genannten Geländes für einen Friedhof geeignet sind. Aber auch so wird der neue Friedhof die Größenordnung des Südfriedhofs erreichen. — Unser Bild: So sieht das künftige Friedhofsgelände im Augenblick aus. (Bild: Ast)

Zeitungsausschnitt aus der „Fränkischen Tagespost“, Nr. 119 vom 23.5.1957. Auf dem Foto ist das noch völlig unerschlossene Gelände des geplanten Nordfriedhofs am Stadtrand zu sehen. 1967 setzte der Stadtrat das Projekt auf die Prioritätenliste der städtischen Bauplanung. (StadtAN F 4 Nr. 93)

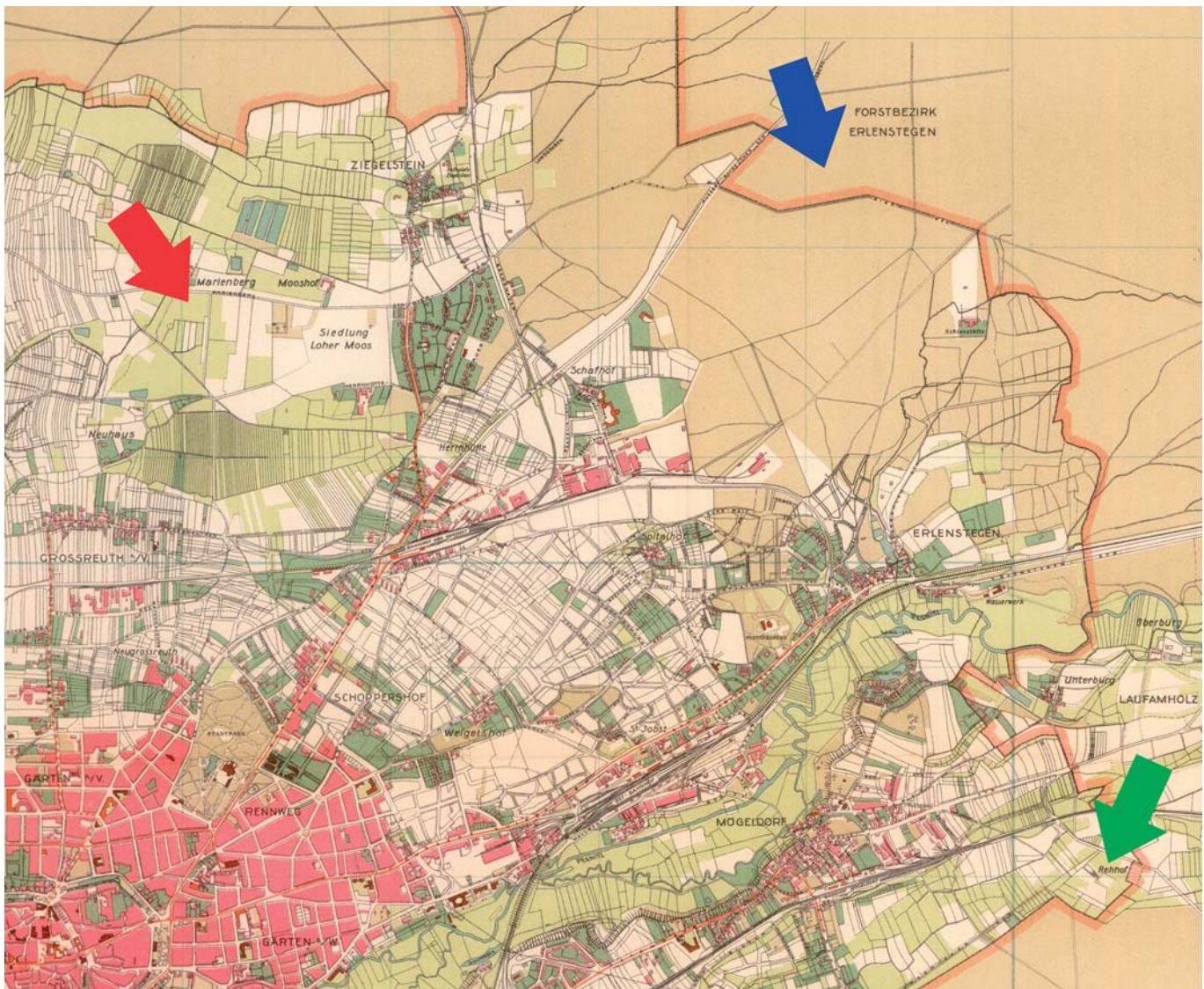
Die Luftaufnahme zeigt die Felder westlich der Siedlung Loher Moos, der Pfeil markiert den für den Friedhof vorgesehenen Bereich gegenüber der Gaststätte, die zu dieser Zeit unter der Anschrift Marienberg 1 (heute Marienbergstraße 110) zu finden war. Diese Aufnahme gehört zu einer Serie von 453 Luftbildern, die der Fortführung des Generalbebauungsplans dienlich sein und außerdem als *wichtiges historisches Material* aufbewahrt werden sollten. Luftbild Photogrammetrie München, August 1926. (StadtAN A 97 Nr. 37)



Der von Hermann Jansen gefertigte Plan für den Stadtteil Schafhof weist die bestehende und andgedachte Bebauung aus sowie am rechten oberen Rand den projektierten Friedhof. Plan, 26.10.1925. (StadtAN A 4/VI Nr. 248)

Hermann Jansen (1869–1945) mit der Erstellung eines Generalbebauungsplans beauftragt, der in seinen wesentlichen Teilen bis 1927 vorlag und bis 1930 abgeschlossen werden konnte. In diesen weitreichenden Planungen – schon dort war beispielsweise der Bau einer Schnellstraße auf der Trasse des Ludwig-Donau-Main-Kanals (der ab 1959 gebaute Frankenschnellweg) vorgesehen – wird bereits die *Friedhofsfrage* erörtert. Da der Stadtplaner in seinen Überlegungen von einer künftigen Einwohnerzahl Nürnbergs von 700.000 Personen ausging, mussten folgerichtig auch ausreichend Flächen für Bestattungen in die Entwürfe aufgenommen werden. Hier war 1924 zunächst an die Anlage eines Friedhofs an der Marienbergstraße gegenüber der Gaststätte „Zum Marienberg“ (heute „Tucherhof“) gedacht, was jedoch aufgrund des hohen Grundwasserstandes verworfen wurde. Danach fertigte Jansen im Jahr 1925 einen Plan, der eine Fläche im Reichswald am damaligen östlichen Teil des Bierwegs, der heutigen Thurn-und-Taxis-Straße, als Gelände zur Anlage eines Waldfriedhofs vorsah. Da man aber die Dauerwaldgrenze

Die Pfeile markieren die in den 1920er Jahren im Zuge des Generalbebauungsplans diskutierten Standorte für den Bau eines neuen Friedhofs im Nordosten Nürnbergs (rot = Marienberg, blau = anschließend an den Stadtteil Schafhof, grün = Rehlfhof). Ausschnitt aus der Stadtkarte von Nürnberg aus dem Nürnberger Adressbuch des Jahres 1925. (StadtAN A 4/V Nr. 692-1)





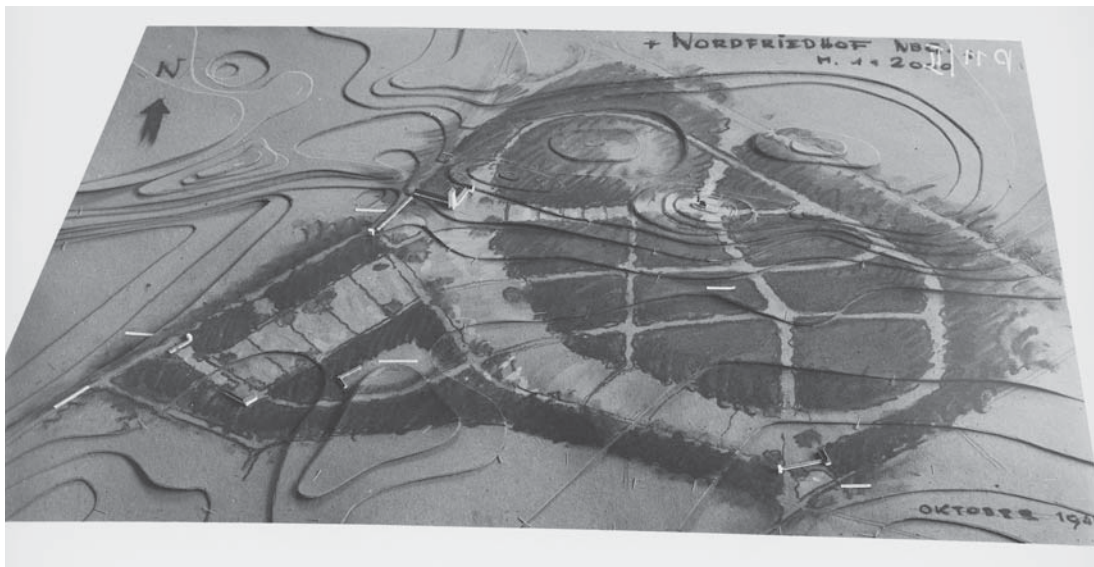
Die Luftaufnahme zeigt am unteren Bildrand die Anlagen der Kabel- und Metallwerke Neumeyer AG, an deren Firmengründer die dortige Neumeyerstraße erinnert. Darüber liegt die 1911/12 bezogene Kreislandwirtschaftsschule, hinter ihr erstrecken sich überwiegend noch Felder und Wald über das Gelände, in dessen Verlauf der Nordfriedhof entstehen sollte. Luftbild Photogrammetrie München, August 1926. (StadtAN A 97 Nr. 40)

nicht verschieben wollte, kam man von dieser Planung zunächst wieder ab, wobei Vertreter der Stadtverwaltung und Jansen während eines Treffens im Frühjahr 1928 besprachen, das Gelände am Bierweg weiterhin im Auge zu behalten. In seinem 1926 vorgelegten „Erläuterungsbericht zum Generalbebauungsplan Nürnberg“ schlug Jansen daher ein anderes Gebiet zum Bau eines neuen Friedhofs vor, *da sowieso mehr mit einer Entwicklung der Stadt nach Süden zu rechnen ist, so wird ein Ostfriedhof – ein Platz für ihn wurde in der Gegend von Rehhof gesucht – den Bedürfnissen des Nordens und Ostens genügen*. Weiterhin sollte bei Reichelsdorf ein großer Friedhof entstehen, hierzu führte Jansen aus: *Grundsätzlich sind sämtliche kleineren Friedhöfe im Stadtgebiet aufzulassen und das gesamte Bestattungswesen in einigen grossen Flächen zusammenzufassen*. Die kleinen Friedhöfe sollten nach ihrer Schließung aufgrund ihres Baumbestandes in das Grünflächennetz einbezogen werden.

Im Rahmen des Generalbebauungsplans hatte sich die Standortfrage eines neuen Friedhofs für die nördlichen und östlichen Stadtteile also nicht lösen lassen. Der frühere städtische Baudirektor Hans Günther von Hanffstengel (1911–1984) merkt in einer von ihm 1983 vorgelegten Schrift zum sogenannten Jansenplan bezüglich der Friedhofsplanun-

gen an: „Der in den zwanziger Jahren umstrittene neue Friedhof im Osten der Stadt hat im Wirtschaftsplan 1940 seinen Platz am Bierweg (heute Thurn-und-Taxis-Straße) gefunden und blieb dort auch in den Folgeplänen.“ Von einem Ostfriedhof in Rehhof ist dann auch nicht mehr die Rede, die weiteren Planungen konzentrierten sich auf den besagten Nordfriedhof. Da dieses etwa 80 Hektar große Gelände größtenteils außerhalb der Stadtgrenze lag und der staatlichen Forstverwaltung gehörte, wurden noch im Frühjahr 1944 bis in den Sommer hinein Grundstücksverhandlungen mit dem Forstamt Nürnberg-Nord angebahnt, die man aber in den letzten Monaten des Krieges nicht weiterverfolgte.

Schon im Oktober 1945 sah das Gartenbauamt offenbar Handlungsbedarf und legte ein aus einfachsten Mitteln gefertigtes Modell des Nordfriedhofs vor. Infolge der Luftangriffe waren auch die Friedhöfe teilweise beschädigt, der 1951 gedruckte „Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg 1945 bis 1949“ hält fest: *700 Bombentrichter z.T. größten Ausmaßes hatten das Bild der Friedhöfe grundsätzlich verwandelt. Zur Beseitigung solcher Kriegsschäden waren 55 300 Tagschichten notwendig.* Von den Leichenhallen der 14 Friedhöfe, darunter sechs städtische sowie acht kirchliche, waren acht *entweder zerstört oder so schwer beschädigt, daß sie nicht mehr benutzt werden konnten und Aussegnungen im Freien stattfinden mußten.* Im Krematorium auf dem Westfriedhof erfolgten bereits seit Februar 1945 *wegen Kokseinsparung* keine Einäscherungen mehr, der Betrieb konnte erst im September 1947 wiederaufgenommen werden. Da die bestehenden Friedhöfe zunächst instand zu setzen und vorläufig nur Erdbestattungen möglich waren, ist es naheliegend, dass sich das Gartenbau- und auch das Bestattungsamt



Das durch das Gartenbauamt im Oktober 1945 erstellte Modell zeigt den Nordfriedhof. Vorgesehen waren neben dem Haupteingang unter anderem ein westlicher und südlicher Zugang, Betriebsgebäude, eine Friedhofsgärtnerei und ein Glockenturm. Das ebenfalls hier zuständige Bestattungsamt führte in seinen Arbeitsplanungen aus, der Friedhof *solle unter Ausnützung des bereits vorhandenen Baumbestandes den Charakter eines Waldfriedhofs erhalten.* Foto Hochbauamt, undatiert. (StadtAN A 43 Nr. P-11-02)

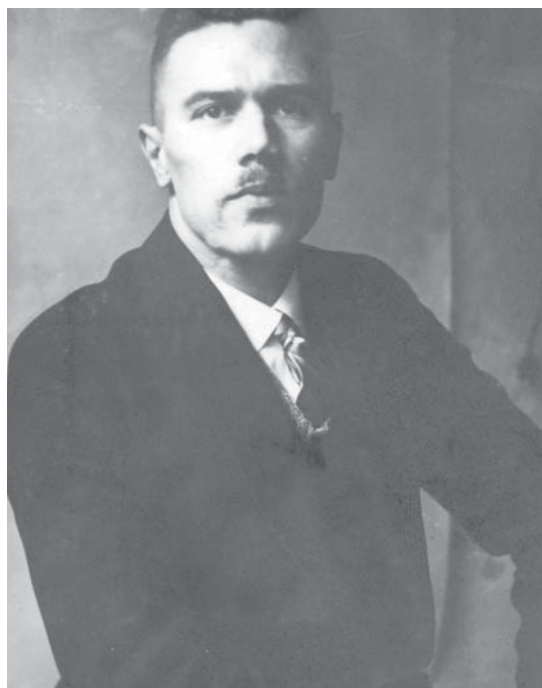
bereits so kurz nach Kriegsende wieder mit der Anlage eines neuen Friedhofs befassten. Allerdings fehlten zunächst die nötigen finanziellen Mittel, um das Vorhaben unmittelbar weiterzuverfolgen. Nichtsdestotrotz wandte sich das Gartenbauamt im März 1947 an das Bestattungsamt, um unter Hinweis auf den aktuell ermittelten *Flächenbedarf für Belegungszwecke* an den Nordfriedhof zu erinnern, da der Westfriedhof nicht erweiterbar sei und durch den weiterhin bestehenden Ausfall des Krematoriums auch der Südfriedhof infolge der erhöhten Zahl an Erdbestattungen seine Freiflächen zunehmend einbüße. Entlastung könne hier nur der Nordfriedhof bringen, selbst eine eventuell auftretende Epidemie wird von Seiten des Gartenbauamts zur Untermauerung des Anliegens angeführt. Am 10. November 1949 beschäftigte sich der Stadtrat erstmals nach dem Krieg in der Sitzung des Grundstücksausschusses wieder mit dem Friedhof, wobei der Ausschuss die Verwaltung ermächtigte, einen Grundstückstausch vorzunehmen. Aber auch diese Verhandlungen mit der Forstverwaltung kamen zu keinem Abschluss, da nach Auskunft des Gartenbauamts vom Dezember 1954 die Planungen für den Friedhof noch nicht abgeschlossen waren.

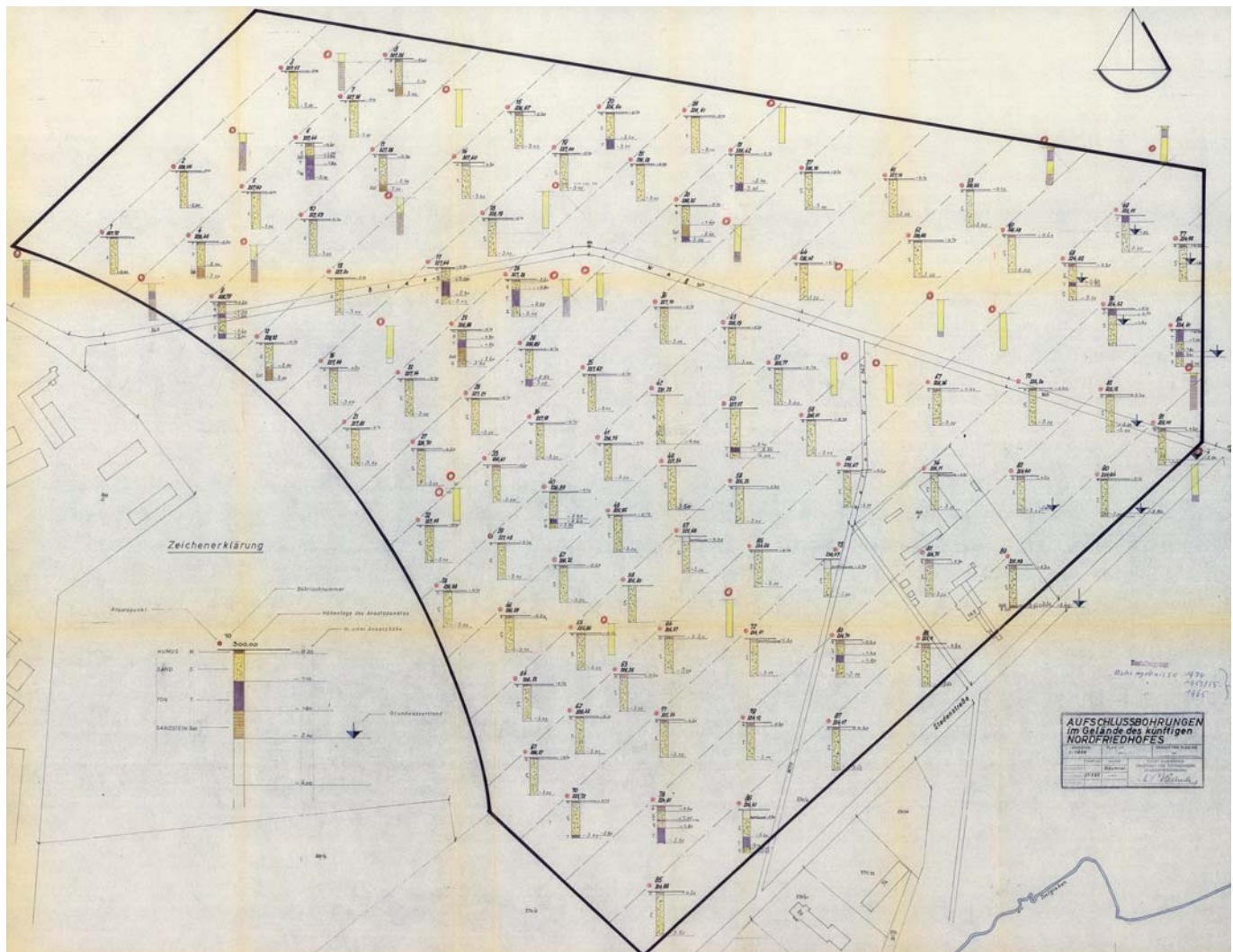
Zwischenzeitlich hatte das Gartenbauamt unter Kurt Ahles (1903–1960), der das Amt seit 1953 leitete, erneut den schon im Jansenplan zunächst avisierten Marienberg zur Verwirklichung der Friedhofspläne ins Auge gefasst, allerdings ein Gebiet in der nordöstlichen Ecke des Geländes, auf dem vormals der Ziegelsteiner Friedhof zu finden war. Hier standen 50 bis 60 Hektar Fläche zur Verfügung. Beim Marienberg hatte sich seit 1933 bis zu seiner Zerstörung 1943 der Nürnberger Flughafen befunden, der an dieser Stelle allerdings nicht mehr entstand, sondern in Kraftshof neu gebaut wurde (Eröffnung 1955). Aus Sicht des Gartenbauamts bot dieses Gelände viele Vorteile gegenüber dem Wald-

stück an der Äußeren Bayreuther Straße: das Grundstück gehörte bereits der Stadt, es befand sich nah an der Baumschule, die Wege für die Versorgungsleitungen sowie die Kanalisation wären kürzer, die Entfernung für die Bürgerinnen und Bürger geringer, die Anbindung über eine Buslinie – die später zum neuen Flughafen fuhr – möglich, eine Drainage aufgrund der vorherigen Nutzung als Flughafen bereits vorhanden und die Betriebshöfe der Stadtgärtnerei und des Friedhofs könnten verbunden werden.

Nach einer Besprechung mit Ahles in dieser Angelegenheit vermerkte das Organisationsamt unter dem 4. April 1952: *Herr Ahles findet eine solche Lösung vom Standpunkt des Landschaftsgestalters außerordentlich günstig, da sie von Norden her einen nahezu ununterbrochenen Grünstreifen vom Reichswald bis zum Maxfeld schaffe. Die Verpflichtung der Stadt zur Schaffung solcher „Lungen der Großstadt“ könnte in wirtschaftlicher Weise mit der Erfüllung der Pflicht zur Schaffung*

Gartenbaudirektor Kurt Ahles stand bereits seit 1923 im Dienst der Stadt Nürnberg, er war an der gärtnerischen Gestaltung des 1939 eröffneten Tiergartens am Schmausenbuck beteiligt. In seine Zeit als Gartenbaudirektor ab 1953 fallen die Neugestaltungen des Stadtparks, der Rosenau oder auch des Cramer-Klett-Parks. Am 11.1.1960 erlag er im Alter von 56 Jahren einem schweren Herzleiden. Foto, 1932. (StadtAN C 18/II Nr. 8197)



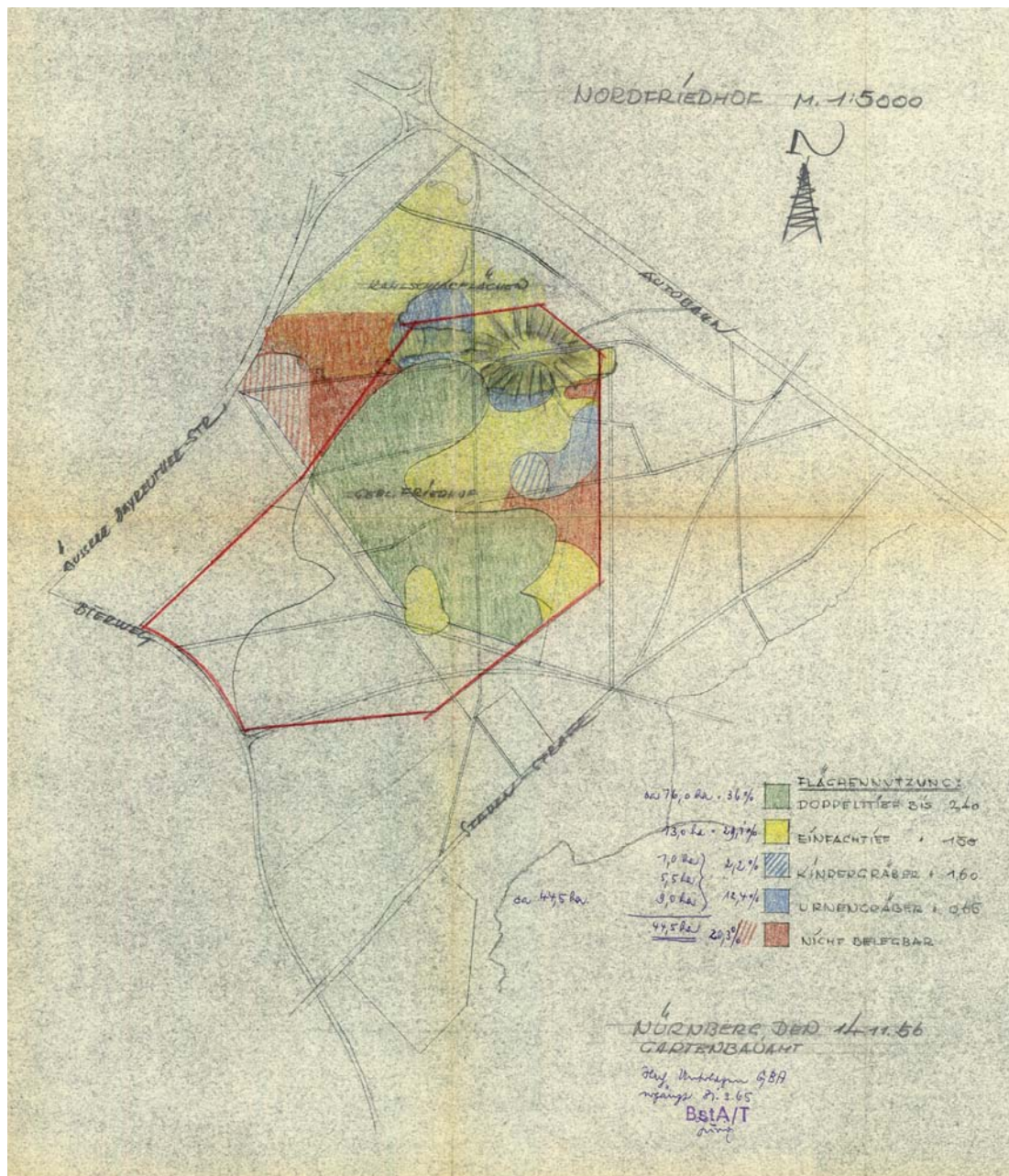


Auf dem Gelände des geplanten Nordfriedhofs im Forstbezirk Erlenstegen wurden in den Jahren 1934, 1953–1955 und 1965 Bohrungen zur geologischen und hydrologischen Untersuchung des Bodens durchgeführt, die Ergebnisse wurden hier durch das Hauptamt für Tiefbauwesen zusammengefasst. Die ersten Bohrungen hatte 1934 die Firma Neumeyer AG aus der Verwaltung nicht bekannten Gründen veranlasst, sie stellte diese Ergebnisse aber der Stadt zur Verfügung. Das Stadtentwässerungsamt zog nach den Bohrungen im Jahr 1953 folgendes Fazit: *Die mit den Bohrungen aufgedeckten geologischen Verhältnisse entsprechen dem vom Nürnberger Untergrund bekannten allgemeinen Bild. Unter einer Sanddecke von wechselnder Mächtigkeit zwischen 0.30 m und über 3.00 m liegt der Keuper als Fels oder Ton. Das Verhalten des Grundwassers sei weiter zu beobachten, der Einbau von Drainagen vermutlich nötig.* Die Verschiebung der Planungen näher zur Stadtstraße hin aufgrund des Flächennutzungsplans 1964 ist hier ersichtlich. Die Bohrungen im Jahr 1965 ergaben eine gut geeignete Bodenbeschaffenheit, lediglich am nordwestlichen Rand müssten bei der Anlage von doppeltiefen Gräbern Pressluftschlämmer zum Einsatz kommen. Karte der Aufschlussbohrungen im Gelände des künftigen Nordfriedhofs, 27.8.1965. (StadtAN C 41/I Nr. 23-1)

von Friedhöfen vereint werden. Schon deshalb sei der Stadtplaner eher für mehrere dezentralisierte Friedhöfe als für einen Zentralfriedhof; dazu komme die Wegersparnis für die Bevölkerung. Das Organisationsamt wies indes ausdrücklich darauf hin, dass es aus betriebswirtschaftlicher Sicht die entgegengesetzte Ansicht vertrete. Nachteilig sei im Übrigen der Verlust guten Ackerbodens, die kaum vorhandene Möglichkeit einer künftigen Friedhofserweiterung sowie der Wegfall der Fläche für die geplanten Dauerklein-

gärten. Weiterhin sei die Frage des Grundwasserspiegels trotz der Drainage auch hier zu klären. So sollte sich letztendlich zeigen, dass der Grundwasserstand am Marienberg für die Anlage eines Friedhofs zu hoch war.

Zu Beginn des Jahres 1953 lud das Stadtplanungsamt die bei *Friedhofsfragen* zuständigen Dienststellen, darunter das Gartenbau-, Bestattungs- und Stadtentwässerungsamt, zu einer Besprechung ein. Es wurde eine baldige Auslastung der Kapazitäten des Westfriedhofs festgestellt, weshalb innerhalb von zwei Jahren mit den Bestattungen auf dem Nordfriedhof zu beginnen sei. In dem Waldstück vorhandene Bombentrichter hatten im



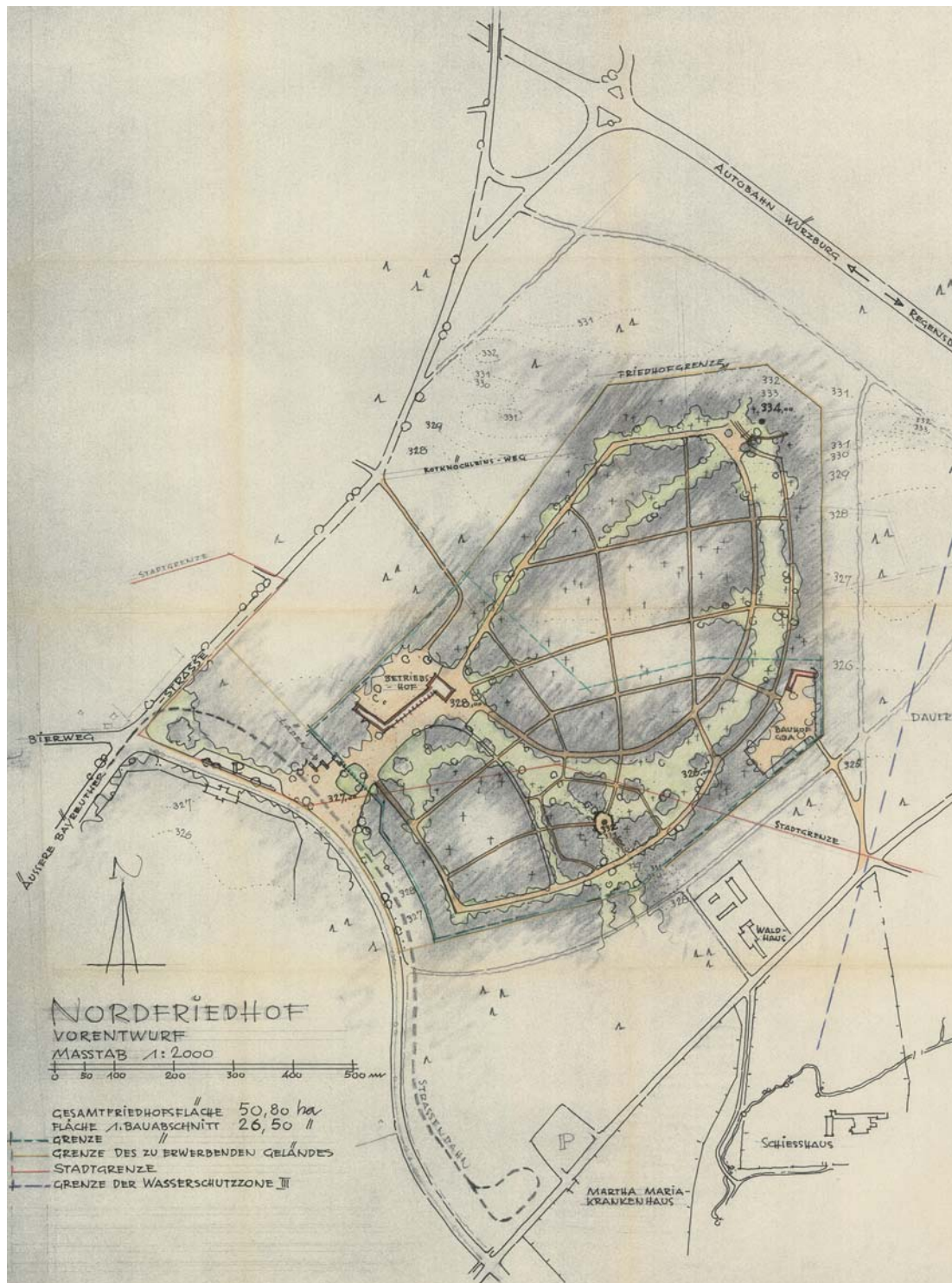
Die Skizze des Gartenbauamts zeigt im Wesentlichen die „Mittelstreifenvariante“ des Nordfriedhofs, also den Bereich, der laut der Bohrungsergebnisse aus dem Jahr 1953 für Bestattungen der geeignetste zu sein schien, zuzüglich eines außerhalb des Streifens liegenden Teils, der fast zur Hälfte eine nicht belegbare Fläche einschloss. Von den ursprünglich veranschlagten 80 Hektar Fläche waren laut Plan hier noch ca. 44,5 Hektar verblieben. Plan, 14.11.1956. (StadtAN C 41/I Nr. 23-2)

Frühjahr 1952 auch hier einen unvermutet hohen Grundwasserstand zutage gebracht, weshalb Bohrungen zur Ermittlung der Bodenbeschaffenheit und des Grundwasserspiegels auf dem Gelände des Forstbezirks und der Gemarkung Erlenstegen durchgeführt wurden. Die Bohrungen des Jahres 1953 hatten im westlichen Teil des Nordfriedhofgeländes einen zwar ausreichend tiefen Grundwasserstand ergeben, der Untergrund an dieser Stelle erwies sich aber als zu felsig, sodass die Grabarbeiten erschwert und die Verwesung der Leichen verzögert würde. Im östlichen Teil zeigte sich der Sanduntergrund für Bestattungen zwar sehr gut geeignet, der Grundwasserstand war aber zu hoch, so blieb lediglich *ein verhältnismäßig schmaler Streifen in der Mitte des Geländes, dessen Untergrund aus Sand besteht und außerdem einen tiefen Grundwasserstand aufweist*, als Friedhofsgelände übrig.

Infolge der Bohrergebnisse diskutierten die zuständigen Stellen der Stadtverwaltung im Dezember 1953 eine Verschiebung des projektierten Friedhofs zur Stadenstraße hin, was aus Sicht des Stadtentwässerungsamts wegen des ebenfalls felsigen Untergrunds keine geeignete Lösung darstellte. Schon im Frühjahr 1953 hatte der Verwaltungshauptausschuss des Stadtrats einen Antrag des Diakoniewerks Martha-Maria e. V. – das an der Stadenstraße 1968 sein Krankenhaus bezog – zur Errichtung eines privaten Friedhofs an dieser Stelle abgelehnt, begründet wurde dies mit der Nähe zum Wasserwerk Erlenstegen und einer möglichen Verunreinigung des Tiefgrabens, woraufhin das Organisationsamt die berechnete Frage stellte, ob diese Einwände nicht auch für einen städtischen Friedhof gelten sollten. Ferner brachte Ahles den nicht bebauten Bereich südöstlich der Äußeren Bayreuther Straße in Schafhof in Vorschlag, also fast gegenüber der bisher ausgewiesenen Fläche, allerdings innerhalb der Stadtgrenze gelegen, wodurch die Kosten für den Grundstückserwerb eingespart werden könnten.

Zum Jahresende 1953 ging man nun davon aus, dass die bestehenden Friedhöfe noch sechs Jahre ausreichen würden. Etwa ein Jahr danach machte sich der Bauausschuss des Stadtrats unter Baureferent Heinz Schmeißner (1905–1997) auf zum Ortstermin in den Norden der Stadt. Es kristallisierte sich heraus, dass das vorgesehene Gebiet von circa 80 auf etwa 40 Hektar zu reduzieren sein müsste. Kaum zwei Jahre später titelte die „Nürnberger Zeitung“ am 24. November 1956: *Gräbernot in Nürnberg wird immer größer / Im Frühjahr 1958 entsteht der Nordfriedhof. Der neue Friedhof als einer der modernsten und vorbildlichsten ganz Westdeutschlands* sollte auf rund 50 Hektar nun doch zwischen der Äußeren Bayreuther Straße im Westen, dem Bierweg im Süden und der Autobahn im Norden als Waldfriedhof angelegt werden. Angesichts der Pläne des Gartenbaudirektors Ahles geriet die Zeitung regelrecht ins Schwärmen: *Wenn auch jetzt dort noch recht kümmerlicher Nürnberger „Steckelwald“ steht, so soll in einigen Jahren schon ein farbenprächtiger Mischwald die Gräber umfrieden. Er wird seine besonderen Reize im Herbst haben, wenn sich das Hellgelb der Birken mit dem Scharlachrot der Eichen, dem Orangenrot der Zitterpappeln, den Farbtupfen der Vogelbeeren und dem Blaugrün der Kiefern zu einer einmaligen Farbensymphonie vereint.*

Dieser Plan des Gartenbauamts zeigt die Gliederung des Nordfriedhofs durch breite Waldschneisen. Kurt Ahles sah die Verwendung des Baumbestandes als Raumbildner vor. Der Rothknöchleinsweg, an dem sich die höchste Geländeerhebung befand, ist am linken oberen Rand des Friedhofs zu sehen. Das Tiefbauamt war mit dieser Ausführung allerdings nicht zufrieden, es reklamierte unter dem 18.11.1957 einen Plan, auf dem außerhalb des Friedhofs die genaue Straßenaufteilung mit Randsteinführung eingezeichnet ist sowie für die Wege innerhalb die zu befestigenden Breiten [...], mit Unterscheidung, ob befahrbar oder begehbar. Planausschnitt, 20.7.1957. (StadtAN C 20/VIII Nr. 404-1)



In Anbetracht der von Ahles mit großer gestalterischer Freude formulierten Pläne für den Nordfriedhof möchte man es fast bedauern, dass dieses Vorhaben nicht umgesetzt wurde. Ahles sah vor, die im Gelände naturgegebene leichte Steigung um sieben Meter nach Nordosten zum Rothknöchleinsweg (Wegbezeichnung im Reichswald außerhalb

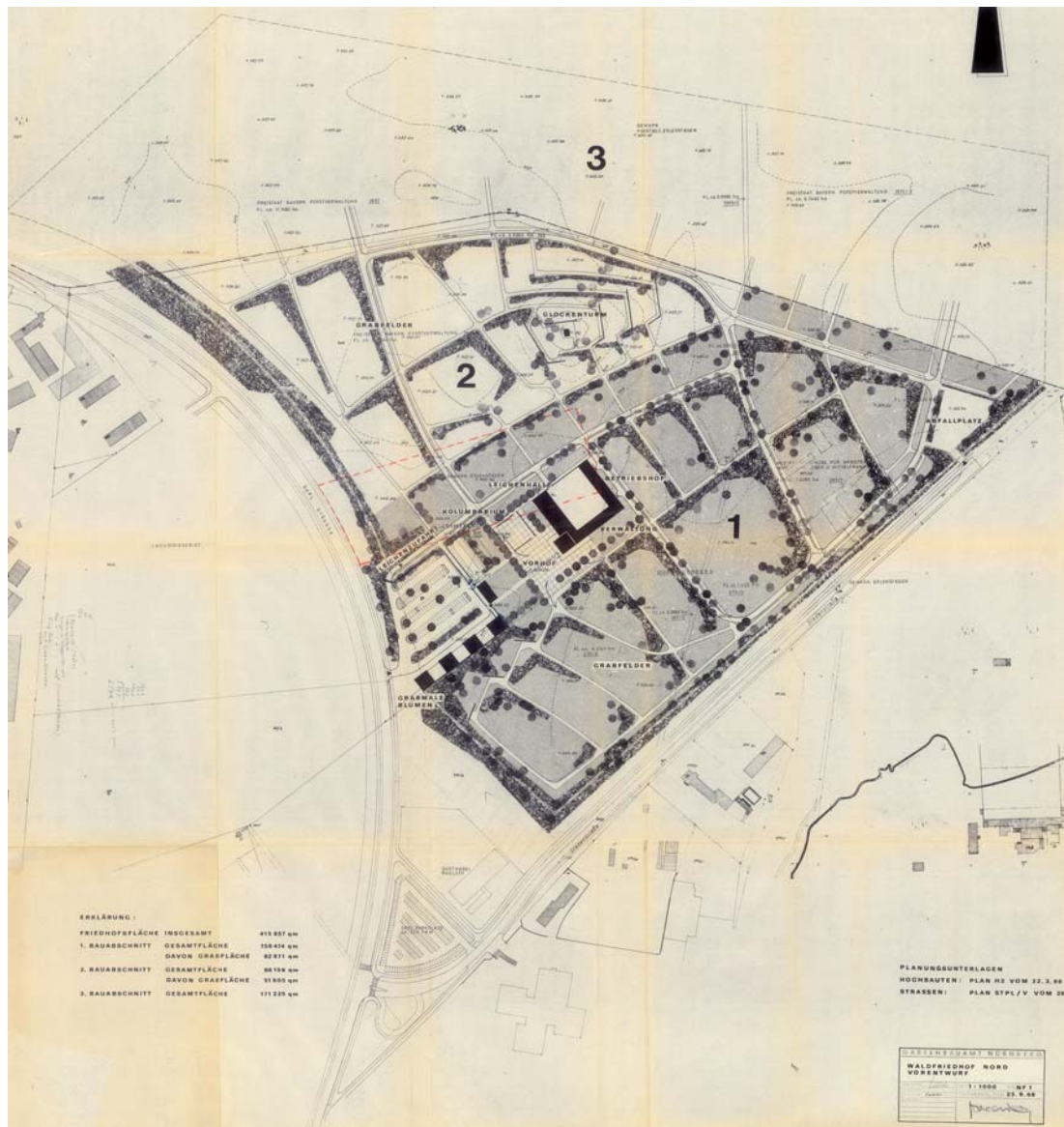
der Nürnberger Gemarkung, auch Rotknöchleinsweg oder Rotknöckleinsweg) hin zum *gestalterischen Höhepunkt* werden zu lassen. In südlicher Richtung beschrieb Ahles eine etwa vier Meter hohe Sanddüne, die unbedingt vor weiterer Ausbeutung durch Sandabbau und Zerstörung durch wilde Schuttablagerungen zu schützen sei (das Sandvorkommen an jener Stelle ist auf dem Foto aus der „Fränkischen Tagespost“ vom 23. Mai 1957 zu sehen). Heute ist dieser besondere eiszeitliche Sandlebensraum im Erlenstegener Forst ein geschütztes Biotop und Teil der „SandAchse Franken“.

Ahles brachte die in dem Plan vom Juli 1957 vorgelegten Ideen wie folgt auf den Punkt: *Nicht das Grabmal, sondern der gestaltete Landschaftsraum soll dem künftigen Friedhof das Gepräge geben und dieser sich dadurch wesentlich von den bestehenden Nürnberger Friedhöfen unterscheiden.* Der späteste Termin für den Baubeginn des ersten Bauabschnitts, der bereits alle notwendigen Einrichtungen einschloss, sollte aus seiner Sicht der 1. April 1959 sein. Ahles rechnete optimistisch mit einer Bauzeit von nur einem Jahr und der ersten Belegung ab dem 1. April 1960, im Endausbau sollte der Friedhof Platz für 70.000 Gräber, überwiegend Wahlgräber, bieten. Das Bestattungsamt erachtete die Inbetriebnahme ab 1961/62 als notwendig, was das Organisationsamt doch stark anzweifelte, so hätten sich die Prognosen zur endgültigen Auslastung des Westfriedhofs bislang als nicht stichhaltig erwiesen.

Dennoch regte das Organisationsamt zum Jahresende 1958 an, den *Komplex Nordfriedhof* eingehend zu prüfen und vorsichtshalber den Erwerb der außerstädtischen Grundstücke vertraglich zu sichern, *denn die Errichtung eines solchen Friedhofes kann nicht von heute auf morgen geschehen, sondern es werden auch bei nichtdilatatorischer Behandlung der Angelegenheit noch Jahre vergehen, bis der Friedhof betriebsfertig ist.* Mit dieser Vermutung sollte das Organisationsamt Recht behalten, an eine konkrete Umsetzung der Friedhofspläne war weiterhin nicht zu denken. Das Liegenschaftsamt teilte im Sommer 1958 mit, es läge nun eine konkrete Planung vor, die eine Fläche von 66 Hektar im Forstbezirk Erlenstegen umfasse, weiterhin blieb der Friedhof im aktuellen Wirtschaftsplan verzeichnet. Allein für den Erwerb des außermärkischen Grunds veranschlagte man von städtischer Seite 1960 mehr als eine Million DM. Der staatlichen Forstverwaltung wurde ein entsprechendes Angebot übermittelt, das diese unter Hinweis auf eine noch ausstehende Entschädigung für bereits erfolgten Holzaubtrieb (das Schlagen ausgewachsener Bäume) ablehnte. Im Übrigen habe die Stadt mit einer wesentlich höheren Bodenpreisforderung zu rechnen, zu der sich der „Bayerische Staat“ aber nicht unmittelbar äußerte.

„Rechnen“, um hier den vorherigen Abschnitt aufzugreifen, ist das passende Stichwort: In den folgenden Jahren wurden von verschiedenen städtischen Stellen Zahlen ermittelt, Prognosen erstellt, Daten festgelegt und Größen bestimmt, um entweder die dringende Notwendigkeit des Nordfriedhofs zu unterstreichen oder anzuzweifeln. Den Auftakt machte das Bestattungsamt, das im Jahr 1959 die *Belegbarkeit des Westfriedhofs* zwischen 1959 und 1969 untersuchte. Die ausführliche Vorausberechnung ergab, dass

Ein neuer Entwurf des Gartenbauamts für den Waldfriedhof Nord, der aus Kostengründen wieder näher an die Stadtstraße heran und in größerem Umfang in das Nürnberger Stadtgebiet verlegt wurde. Plan, 23.9.1968. (StadtAN C 41/I Nr. 23-3)



der Bedarf an Familiengräbern noch bis 1969, der an Wahlgräbern bis 1964/65 sowie an Urnengräbern bis 1965 gedeckt werden könne. Daher führte das Bestattungsamt aus: *Der Ausbau des Nordfriedhofs sollte so rechtzeitig erfolgen, daß der Westfriedhof in seinem Gräberbestand nicht zu stark beansprucht oder gänzlich erschöpft wird. Der Ausbau hat daher in den Jahren 1963/64 zu erfolgen, damit der Friedhof 1965 (kritisches Jahr für den Westfriedhof) zur Belegung zur Verfügung steht.* Dieser Empfehlung folgend nahm die Stadt Nürnberg die oben angeführten Grundstücksverhandlungen wieder auf.

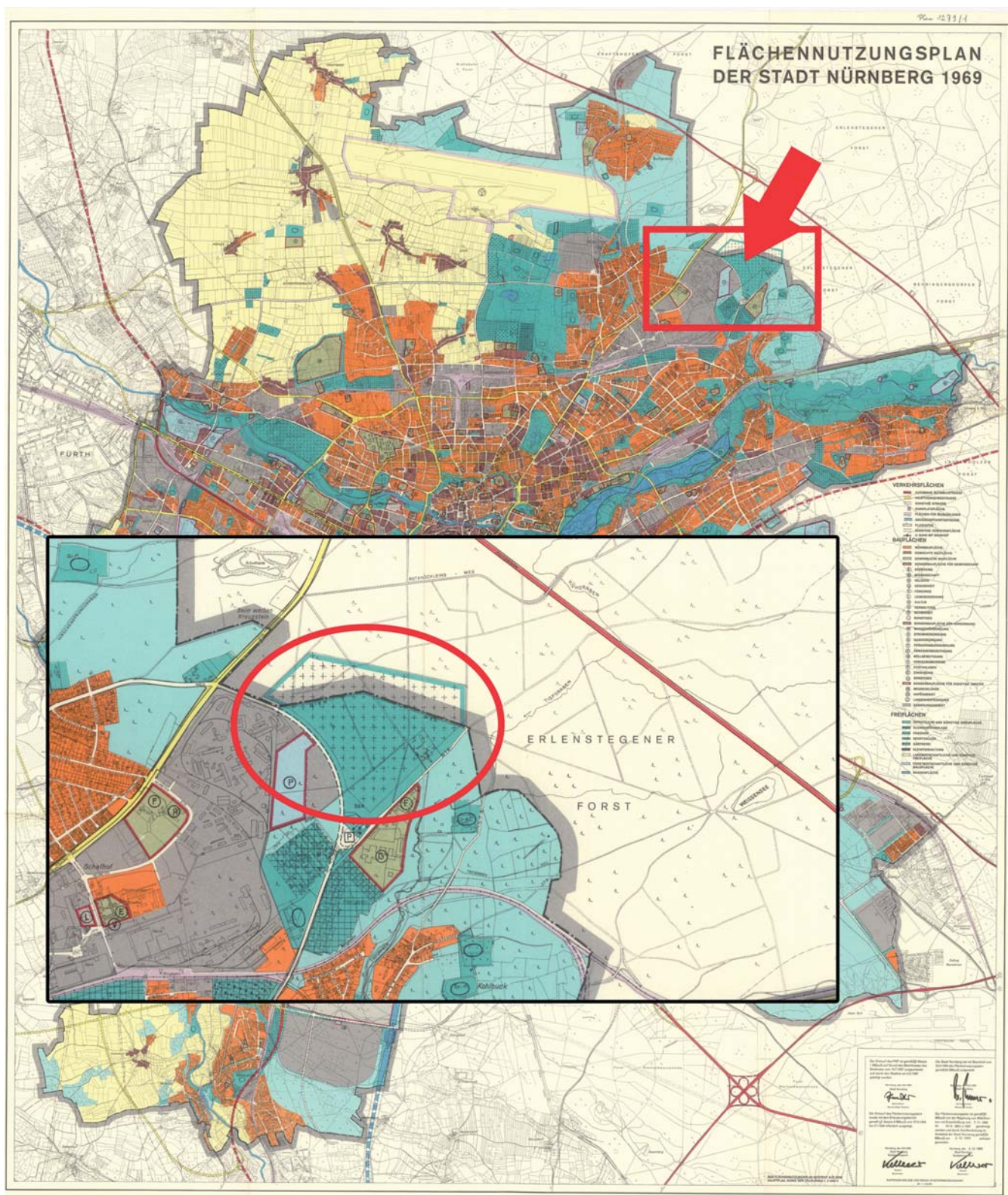
1962 erteilte der Stadtrat der Verwaltung den Auftrag, einen Flächenbedarfsplan für die Friedhöfe zu erstellen, das Amtsblatt der Stadt Nürnberg berichtete am 4. November 1964 über den Stand der Dinge, dort heißt es: *Dabei handelte es sich nach dem Willen des Stadtrats nicht nur darum, eine Pflichtaufgabe der Stadt, sondern vor allem ein Ge-*

bot der Pietät zu erfüllen, nämlich für die Ruhestätte des einzelnen Bürgers in dem Gemeinwesen zu sorgen, dem seine Mühe und Sorge, aber auch seine Liebe zu Lebzeiten gegolten hat. Hier kommt zum Ausdruck, was sich auch in allen Berechnungen wiederfindet, der Betrieb der Friedhöfe als städtische Aufgabe gehört zur Daseinsvorsorge einer Großstadt, die anfallenden Kosten aber sind allein durch die erhobenen Gebühren nicht zu decken. So war man 1967 in den Verhandlungen mit der Forstverwaltung über das Gelände im Norden bei einem Preis von mehr als 16 Millionen DM angelangt, was, wie die „Nürnberger Nachrichten“ errechneten, nur durch einen horrenden Preis pro Grab von 1.267 DM zu erwirtschaften gewesen wäre. Zum Vergleich: Ein Grab auf dem West- beziehungsweise Südfriedhof kostete zwischen 180 und 200 DM.

Daher schlug die Verwaltung zur Aufnahme in den Flächenbedarfsplan des Jahres 1964 die Einteilung neuer Friedhofsbezirke vor und prüfte genauestens die Erweiterungsmöglichkeiten der bestehenden Friedhöfe. Da man immer noch mit einer künftigen Einwohnerzahl von 700.000 Personen operierte, wurde eine benötigte Bestattungsfläche von 210 Hektar veranschlagt, wovon 104 Hektar bereits zur Verfügung standen, ein Teil könnte durch Erweiterungen gewonnen werden, der Rest sollte durch die Anlage von nunmehr drei neuen Friedhöfen entstehen. Ausgehend von einer überwiegenden Zahl an Erdbestattungen (Stand 1962: 3.910 Erdbestattungen, 1.431 Urnenbeisetzungen), dem Wunsch der Bevölkerung nach der Einbettung neuer Friedhöfe in ein grünes Umfeld, also in eine parkähnliche Gestaltung, sowie einer guten Erreichbarkeit der Friedhöfe mit öffentlichen Verkehrsmitteln – die Vorgabe besagte, dass ein Friedhof mittels der VAG (= Verkehrs-Aktiengesellschaft Nürnberg) innerhalb von 15 bis 20 Minuten erreichbar sein sollte – sprach sich der Plan für die Verteilung der Friedhöfe über das Stadtgebiet aus. Eine Friedhofsfläche von 30 bis 50 Hektar sei für eine Großstadt ideal. Neben dem bisherigen Nordfriedhof, der hier mit 40,4 Hektar veranschlagt wurde, schlug man zur Entlastung der Friedhöfe Reichelsdorf, Großreuth bei Schweinau und Höfen einen Südwestfriedhof mit 34,2 Hektar sowie einen Ostfriedhof mit 20,5 Hektar für einen noch zu bildenden Bezirk vor, dessen Bau aber noch in *etwas weiterer Ferne* liege.

In der Angelegenheit Nordfriedhof waren zwischenzeitlich Bedenken bezüglich der Störung der Friedhofsruhe durch Flugzeuge aufgetreten, da sich das vorgesehene Grundstück in der Einflugschneise des Flughafens befand, aus Sicht des Bestattungsamts eindeutig *das sehr viel kleinere Übel gegenüber demjenigen das hingenommen werden müsste, wenn der seit Jahrzehnten geplante Nordfriedhof überhaupt nicht errichtet würde.* Der im Flächennutzungsplan vom Januar 1964 vorgelegte Zeitplan hielt dementsprechend am Bau des Nordfriedhofs fest, im Teilausbau sollte er bis 1967, im Endausbau bis 1972 erfolgen (Friedhof Südwest bis 1985, Friedhof Ost bis 1995).

Doch auch ein Teilausbau war für das Jahr 1967 nicht zu vermelden, geschweige denn ein Baubeginn. Zur Erstellung des Flächennutzungsplans für das Jahr 1969 starteten die Berechnungen erneut. Nun unter der Annahme einer zukünftigen Einwohnerzahl von



Der durch das Stadtplanungsamt gefertigte Flächennutzungsplan des Jahres 1969, der die neue Lage des Nordfriedhofs ausweist. Plan, 9.6.1969. (StadtAN A 4/V Nr. 321)

620.000 Personen, was an der voraussichtlich benötigten Friedhofsfläche jedoch kaum etwa änderte, lag man mit 211 Hektar sogar geringfügig über der 1964 veranschlagten Zahl. Dem Rechnungsprüfungsamt fiel auf Geheiß des Oberbürgermeisters Andreas Urschlechter (1919–2011) die Aufgabe zu, den im Flächennutzungsplan 1969 ausgewiesenen Fehlbestand von 87,5 Hektar Friedhofsfläche unter finanz- und betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu hinterfragen. Dreh- und Angelpunkt stellte aus Sicht des Rechnungsprüfungsamts die angenommene Einwohnerzahl dar, wobei die Zahl von 700.000, die noch aus der Zeit des Jansenplans stammte, nun endgültig als hinfällig galt. Das Organisationsamt hatte 1967 ein Gutachten erstellt, das eine Zahl von 470.000 Personen annahm, das Rechnungsprüfungsamt hielt eine Einwohnerzahl von 500.000 Personen für realistisch. Mit Stand Mai 1969 hatte Nürnberg 473.361 Einwohner, wobei das Statistische Amt einen weiteren Bevölkerungsrückgang prognostizierte, der auch durch den Zuzug von Ausländern nicht auszugleichen sei. Die Aufstellung des Rechnungsprüfungsamts enthielt eine *Vorausschätzung der Sterbefälle in Nürnberg bis zum Jahre 2000*, die für das Jahr 2000 *unter Zugrundelegung der Nürnberger Fruchtbarkeitsziffern* 6.622 zu erwartende Sterbefälle ausweist. Die tatsächliche Zahl lag unter dieser Schätzung, laut dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Nürnberg (erschienen 2001) im Jahr 2000 bei 5.735 Sterbefällen. Das Rechnungsprüfungsamt ging für die Jahre nach 1969 von circa 7.000 Beisetzungen pro Jahr aus, was allerdings außerhalb Gestorbene einschloss. Obwohl die Einwohnerzahl stagniere, werde die Sterblichkeit zunehmen, was *sich aus dem ungünstigen Altersaufbau der Nürnberger Wohnbevölkerung* erklären ließ.

Wenn auch die Zahl der Urnenbestattungen zwischen 1963 (37,83 Prozent) und 1968 (46,33 Prozent) deutlich angestiegen war, kam das Organisationsamt dennoch zu dem Schluss, die vorhandenen Kapazitäten reichten lediglich noch bis 1974 aus. Auch durch Friedhofserweiterungen, eine engere Belegung oder die vermehrte Anlage von Tiefgräbern sei das Problem nicht zu beheben. Die *Friedhofsfrage* könne auf lange Sicht nur durch die Anlage des Nordfriedhofs gelöst werden. Das Rechnungsprüfungsamt sah hier eine deutliche Diskrepanz zwischen Kosten und Einnahmen, die Belastung der „Kostenstelle Friedhöfe“ würde sich durch die Anlage eines neuen Friedhofs noch verstärken: *Um hier eine volle Kostendeckung zu erreichen, müßten die Grabgebühren in einem Ausmaß erhöht werden, das kaum vertretbar ist [...]. Wie schon früher dargelegt, liegt die Ursache des Mißverhältnisses im wesentlichen in der Belegungsdichte des Friedhofs. In ihr kommt mehr oder minder zum Ausdruck, daß an der Art und Weise der Gestaltung eines Friedhofes neben dem unmittelbaren Interesse der Benutzer auch ein besonderes öffentliches Interesse bestehen kann.* Daher schlug das Amt vor, die Gebühren auf allen Friedhöfen anzuheben und die geplante Belegungsdichte auf dem Nordfriedhof von 20 auf 30 Prozent zu erhöhen (die durchschnittliche Belegungsdichte der vorhandenen städtischen Friedhöfe lag bei 31 Prozent). Trotz der Diskussionen blieb der Nordfriedhof im Flächennutzungsplan 1969 verankert.

Nach 1969 führte man die Grundstücksverhandlungen, die nunmehr einen wesentlich kleineren Teil staatlichen Grundes betrafen, mit dem Freistaat Bayern fort und konnte



Schafhof war durch einen Stadtratsbeschluss im Jahr 1956 zum Gewerbegebiet erklärt worden, was auf dieser Luftaufnahme gut zu sehen ist. Am oberen rechten Bildrand beginnt das Waldgrundstück, das ursprünglich zur Anlage des Nordfriedhofs vorgesehen war. Foto Nürnberg Luftbild: Hajo Dietz, 28.9.2009. (StadtAN A 74/II Nr. 36)

die Flächen in den Folgejahren erwerben. Die Verwaltung ließ sich von anderen Stadtverwaltungen beraten und führte auch Besichtigungen auswärtiger Friedhöfe durch. 1972 stellte die Bestattungsanstalt die Durchführung eines Wettbewerbs für die Hochbauten des Nordfriedhofs in Aussicht und nahm zunächst einen Baubeginn im Jahr 1975 an. Erstmals ist allerdings nicht mehr von der Dringlichkeit des Vorhabens die Rede. Aufgrund der Bestandslage am Süd- und Westfriedhof und der zahlenmäßigen Entwicklung der Erdbestattungen, könne der Baubeginn auch auf das Jahr 1976, eventuell sogar 1977 verschoben werden. Folgerichtig kam der 1978 erstellte „Rahmenplan Friedhöfe“ zu dem Schluss, dass aufgrund der Bevölkerungsentwicklung und veränderter Bestattungsgewohnheiten – die Zahl der Urnenbeisetzungen hatte weiter zugenommen – sowie des möglichen Ausbaus der bestehenden Friedhöfe die bisher im Flächennutzungsplan gesicherten Friedhofsflächen für einen neuen Nord- beziehungsweise Südwestfriedhof nicht mehr benötigt werden. Die Berechnungen hatten nun ergeben, *daß das nördliche Stadtgebiet mit Friedhofsflächen so gut versorgt ist, daß Erweiterungen überflüssig sind*. Selbst bei einer Ausdehnung des nördlichen Einzugsbereichs sollten die Grabflächen auf dem Westfriedhof ausreichen, weiterhin fungieren die Friedhöfe in Boxdorf und Großgründlach als *Sicherheitsreserve* des Nürnberger Nordens. Nach mehr als 50 Jahren mit wiederholten Diskussionen, zahlreichen Planungen und ausgiebigen Berechnungen konnte das Projekt Nordfriedhof endgültig zu den Akten gelegt werden.



Welcome Home

STADT. BILD. NÜRNBERG

20. JUN BIS 21. OKT 2018

STADTARCHIV NÜRNBERG
Marientorgraben 8
90402 Nürnberg
stadtarchiv.nuernberg.de

ÖFFNUNGSZEITEN:

Montag	08.30 – 15.30 Uhr
Dienstag	08.30 – 17.00 Uhr
Mittwoch	08.30 – 17.00 Uhr
Donnerstag	08.30 – 17.00 Uhr
Freitag	08.30 – 21.00 Uhr
Samstag	13.00 – 17.00 Uhr
Sonntag	10.00 – 17.00 Uhr



1828

Qualität lässt sich darstellen!

www.verlagsdruckerei-schmidt.de
e-mail: vds@verlagsdruckerei-schmidt.de